Polem.
2260 c

Reaction

Die Reaktion

in

Kirche und Staat.

Flawyl,
Druck und Verlag der Literarischen Verlags-Anstalt.
1848.

2 33. 9.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Rom und Gutenberg.

Daß der römische Katholizismus in der Schweiz Alles aufbietet und aufbieten wird, um den Boden wieder zu gewinnen, der ihm durch die Aufhebung der Klöster im Aargau entrissen wurde, daran kann Niemand zweifeln, welcher aufmerksam den Gang verfolgt, den derselbe in andern Ländern und auf andern Gebieten genommen hat. Diesen Gang zu bezeichnen und zugleich die Unvereinbarkeit des römischen Katholizismus mit jeder freien Entwickelung des Menschengeistes — zu der wir doch alle berufen sind — nachzuweisen, ist vielleicht nichts geeigneter, als eine übersichtliche Darstellung des von Rom der Literatur gegenüber eingeschlagenen Verfahrens. Diejenigen, welche meinen, daß man der römischen Partei Zugeständnisse machen müsse, um mit ihr in Frieden zu leben, können nicht oft genug gewarnt werden, daß dies gerade der Weg zu immer neuen Kämpfen ist; denn da Rom nie aufgehört hat, Alles mit dem Stämpel der Verdammniß zu brandmarken, was sich nicht unter sein Joch schmiegt, so bleibt nichts übrig, als dasselbe fortwährend

mit dessen eigenen Waffen zu bekämpfen, und das Panier der Freiheit ebenso hoch in den Lüften flattern zu lassen, als dort die Kirchenfahne der Autorität aufgepflanzt wird. Zwischen denen, die sich um jenes, und denen, die sich um diese schaaren, ist aber kein Frieden möglich. Die Welt muß entweder römisch werden, wie sie es schon war, oder frei.

Daß sie nicht wieder römisch werden kann, dafür haben die Päpste selbst das Ihrige gethan. Wie kurzsichtig waren sie doch, als sie die Schlange, die Buchdruckerkunst, an ihrem Busen groß zogen! Zu spät erkannten sie ihren Mißgriff und wollten sie tödten oder fesseln — da hatte sie schon tausend Junge geboren, die überall Futter fanden, und bald verbreitete sich die Brut auf dem ganzen Erdkreis. Doch gab man jenseits der Alpen die Hoffnung nicht auf, ihrer Herr zu werden — da fiel es einem spintisirenden Engländer ein, den Dampf zu erfinden, und diesem kann man weder Inder noch Censur entgegenstellen. Presse und Dampf — jene beflügelt die Geister, dieser die Körper; und der Vatikan hat in seiner Werkstätte weder Arbeiter noch Materialien genug um für die Ikarusse dieser Zeiten Blitze und Fesseln zu schmieden.

Als die Stützen zusammengebrochen waren, auf denen die alte Welt ruhte — der Glauben an die Götter und die Liebe zum Vaterlande — erhob sich auf dem wüsten Trümmerhaufen das Christenthum. Als die ursprüngliche Reinheit des Christenthums — seine einfache, auf das Gebot der Liebe gegründete Sittenlehre, sein duldsamer Glauben — untergegangen war im Schmutze, in den zahllosen Entstellungen und Auswüchsen des mittelalterlichen Katholizismus, als über die Menschheit eine neue Barbarei zu kommen drohte, da entstand die Buch-

druckerkunst. Denn ein Erfinden kann man es nicht nennen, wenn sich aus der Tiefe des Geistes ein großer Gedanke losringt. Der Kampf zwischen ihr und dem Papstthum ist der Kampf zwischen Krankheit und Arznei, und er wird so lange fortdauern, bis die Welt gesund ist.

Dem Konzil von Trient gebührt das Verdienst den Krieg Roms gegen die Presse zuerst in ein System gebracht zu haben. Wie natürlich, richtete es seine Aufmerksamkeit vor Allem auf diejenigen Schriften und Schreiber, die den Brand angefacht hatten, welchen zu löschen die ehrwürdigen Väter zusammensaßen. Es wurden daher zunächst die Bücher der Häresiarchen — mit diesem Titel belegte man achtzehn Reformatoren — unbedingt verboten, mochten sie von religiösen Dingen handeln oder nicht, für die übrigen aber drei Klassen festgestellt. Die erste enthält nicht so fast Schriften, als Schriftsteller; nämlich außer den Häresiarchen eine große Anzahl Autoren deren **edita** und **edenda** verboten werden. Diese heißen **auctores damnati**; von etlichen derselben finden sich jedoch Werke angeführt, die gelesen werden dürfen, nachdem sie die vorgeschriebene Expurgation überstanden haben. Bekanntlich hat in neuerer Zeit der hohe deutsche Bundestag dem Konzil ins Handwerk gegriffen und diese Klasse um fünf Nummern vermehrt. *) Die Betheiligten mögen sich damit trösten, daß sie sich in großer und keineswegs schlechter Gesellschaft befinden. So hat Heine (die **auctores damnati** sind nach den Vor-

*) Das Verbot ganzer Verlage ist eine Erfindung der allerneuesten Zeit — von **bibliopolis damnatis** wußte weder die römische noch die spanische Inquisition. Diese Rubrik war der deutschen vorbehalten.

namen gereiht) 39 Gefährten, die Heinrich, Gutzkow 6, die Karl, Mundt 8 die Theodor heißen, und hieße einer der zwei übrigen Johannes, so hätte er gar nahe an 300. Diese Angaben sind aus dem Index genommen, welchen Bernhard von Sandoval, Kardinal-Erzbischof und Generalinquisitor, im Jahre 1612 in Madrid durch den Druck veröffentlichen ließ. Wer weiß noch etwas von diesem Sandoval? Aber die Namen von Clemens Marot, Erasmus von Rotterdam, Ulrich von Hutten, Machiavelli, Abälard, die in der ersten Klasse seines Index stehen, leben noch fort, und die Völker, denen sie angehören, sind stolz auf sie. Und in Spanien, welches Sandoval mit seinem Index vor dem Gifte der Ketzerei bewahren wollte — wer kümmert sich dort noch um Generalinquisitor und **auctores damnatos**? Gerade zweihundert Jahre nach Sandovals Mandate entwarfen die Kortes Spaniens Konstitution.

Die zweite Klasse umfaßt Werke bestimmter, genannter Verfasser, die entweder verboten oder unter gewissen Beschränkungen und nach vorgenommener Reinigung erlaubt werden. Diese Vorsichtsmaßregeln waren von zweierlei Art: es wurde hinzugesetzt und gestrichen. Kam z. B. auf dem Titel oder im Texte eines Buches der Name eines **auctor damnatus** vor, so mußte diese Bezeichnung ausdrücklich beigefügt werden. Nach dieser Anordnung wäre der Titel von Heines Schrift über Börne so einzurichten: Heine (**auctor damnatus**) über Börne (**auctor damnatus**). Die Namen der Häresiarchen aber dürfen gar nicht, weder mit dieser Bezeichnung noch ohne dieselbe, genannt werden — ungefähr wie einst der des Herostratus. Auf die Ausreutung ketzerischer oder nach Ketzerei riechender Stellen wird eine Mühe verwendet die wirklich Bewunderung verdient. Die mit diesem Ge-

schäfte Beauftragten müssen in ihrem Amte eine Feinheit der Sinne erworben haben, hinter der Alles zurück steht, was Justinus Kerner von der Seherin von Prevorst erzählt. Auch nicht der Schatten von Ketzerei entgeht ihnen; sie verfolgen jeden Gedanken in seine geheimsten Schlupfwinkel, zerlegen jeden Begriff bis in die zartesten Fasern und bringen jedes Wort unter das Mikroskop. Doch sind sie zuweilen galant, wenn sich nämlich die Galanterie mit der Orthodoxie verträgt. In einem Inhaltsverzeichniß zu den Werken des h. Augustin wird der Satz gestrichen: **Mulier non est imago dei** (eine Behauptung, die auch der Rabbi Abarbanel aufwärmte). Blos die Angabe der in den erlaubten Werken des Erasmus, die jedoch nur in der Ursprache gelesen werden dürfen, expurgirten Stellen nimmt 80 Quartseiten ein. Die russische Censur hat, wie man weiß, dieses Expurgationssystem auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit gebracht, indem sie die anstößigen Stellen in erlaubten Schriften gleich selbst mit undurchdringlicher Schwärze überstreicht. Der Index Sandovals verweist unter tausend andern mehr oder minder verschollenen Werken auch folgende in die zweite Klasse: Almanach ende Prognosticatio von Nostrodamus (in flämischer Sprache, welcher er überhaupt besondere Beachtung widmet). Boccaccios Decameron. Dantes **divina comedia.** Petrarca: **dei Remedi del l'una e l'altra Fortuna** und **le cose vulgare.** Rabelais Gargantua und Pantagruel. Ariosts **Orlando Furioso.** Reuchlins Schriften. Aretins Werke. Die Dialoge, Briefe und Gedichte der berühmten Professorin Olympia Fulvia Morata. Eine Zierde dieser Klasse sind endlich die schriftstellerischen Erzeugnisse Seiner Heiligkeit Papst Pius **II.** der, als er sich noch Aeneas Sylvius nannte, schon im 15. Jahrhundert von sogenannten

liberalen Ideen angesteckt war und sogar einen Roman schrieb. Er nahm aber, nachdem er den Lorbeer der Musen mit der dreifachen Krone vertauscht hatte, Alles zurück bis auf die verführerischen Liebesseufzer, welche er einst Euryalus und Lukretia aushauchen ließ.

In die dritte Klasse gehören die anonymen Bücher, z. B. die **epistolae obscurorum virorum**, der spanische Roman **Lazarillo de Tormes**, Reinhard der Fuchs in flämischer Sprache, die **histoire baragouine de Fanfreluche et Gaudichon**. Die **mère Godichon** wird bisweilen vom Charivari zitirt, ohne daß er das warnende **auctor damnatus** hinzusetzt, was ich hiemit der **congregatio indicis** gebührend anzeige.

Um seinem Index die Krone aufzusetzen, verbietet Sandoval, denselben ohne seine besondere Erlaubniß zu drucken oder aus dem Königreiche auszuführen. Zu heilsamer Abschreckung wird ein Breve Pauls V. vorgedruckt, durch welches alle von wem immer, an wen immer ertheilten Bewilligungen verbotene Bücher zu lesen, zurückgenommen und die Ungehorsamen mit dem Banne, der sie **ipso Facto** trifft, bedroht werden. Einzig die Lektüre des Generalinquisitors unterliegt keiner Beschränkung.

In der Ausgabe des Index, welche der Generalinquisitor Antonius von Sotomajor im Jahre 1667 in Madrid veranstaltete, wird die erste Klasse, jene der **auctores damnati**, mit Baco und Keppler, und das bei der Reinigung zu beobachtende Verfahren mit einer Anordnung bezeichnet, welche eine ausführlichere Würdigung verdient. Es handelt sich nämlich darum, was mit den Ehrentiteln anzufangen sei, welche, wie der Generalinquisitor bemerkt, die Ketzer einander so freigebig beilegen. Eigentlich, heißt es, geschähe diesen nicht im Geringsten Unrecht, wenn man jene schon ohne Ausnahme

striche, weil ihnen, als außer der Kirche befindlich, von Rechtswegen gar keine Ehre gebührt; weil es aber doch zuweilen vorkomme, daß derlei auszeichnende Beiwörter nicht alle Schranken der Mäßigung und Bescheidenheit überschreiten, so bleibe es dem Gutbefinden und der Klugheit des katholischen Lesers überlassen, die minder unanständigen Epitheta auszumerzen oder stehen zu lassen. Die Prädikate jedoch, die ein Lob im Allgemeinen enthalten, beziehe sich dieses nun auf den Charakter oder die Gelehrsamkeit des Betreffenden, müssen „aus vielen wichtigen Gründen" gestrichen werden. Demgemäß darf es nicht heißen oder ist durchzuwischen: **vir optimus, pius, bonae memoriae** u. s. w., oder **doctissimus, magnus** u. s. w., wenn ein Sektirer damit beehrt werden soll. Hingegen kann man bei Ausdrücken durch die Finger sehen, welche das Lob auf ein bestimmtes Gebiet der Wissenschaft begrenzen, z. B. Tycho Brahe, ein guter Astronom — denn solche Gaben verleihe Gott manchmal auch den Ketzern, wenn gleich nur zum Nutzen der Kirche. Der Titel Doktor oder Magister komme, genau genommen, eigentlich keinem Irrgläubigen zu, eben so wenig als häretischen Lehranstalten der Name Universität. Auch die Benennung „Theologe" könne im strengen Sinne denen nicht gegeben werden, welche von der heiligen katholischen Lehre abweichen. Schließlich folgt die Anweisung, den Titel „Herr" nicht zu freigebig oder unpassend auszutheilen.

Ein Abdruck der auf Befehl Papst Benedikts **XIV.** durchgesehenen, vermehrten und verbesserten Ausgabe des Index erschien im Jahre 1783 mit vier Anhängen. Zu dieser Zeit wälzte sich die Bücherfluth von allen Seiten drohend auf Rom zu, und nach allen Seiten wurden die Verdammungsdekrete geschleudert: gegen die Encyklopä-

disten, gegen Voltaire, Rousseau, gegen den Philosophen von Sanssouci, gegen die Reformatoren der deutschen Kirchendisziplin, mit Febronius an der Spitze. Wo dies jedoch ohne Gefahr geschehen zu können scheint, wird von früherer Strenge nachgelassen, was sonst nicht in römischer Sitte liegt. So bleiben von Ariost nur noch die Satire, von Dante die Bücher de monarchia verboten — einige andere Verbote werden abgeändert oder stillschweigend zurückgenommen. Die Philosophie des Descartes hingegen, Miltons verlorenes Paradies, Montagnes Essays theilen das Loos der Pücelle, Emils und des „Evangile de la raison". Auch ein ehrwürdiger Jesuit, der Pater Thomas Sanchez, welcher die Ehe zum Gegenstande eben so tiefsinniger als keuscher Untersuchungen wählte, figurirt im Index Benedikts XIV., indessen nur mit dem dritten Theile seiner „disputationes de sacramento matrimonii", und zwar blos mit gewissen Ausgaben desselben, in denen ein Auslassungsfehler begangen wurde.

Im Jahre 1838 ging zu Mecheln aus der erzbischöflichen Druckerei eine Ausgabe des Index hervor, welchen Papst Gregor XVI. im Jahre 1835 veröffentlichen ließ. Dieser enthält auf L Seiten die einschlägigen allgemeinen Verordnungen, welche also für unsere Zeit als maßgebend betrachtet werden müssen, und auf 393 das Verzeichniß der verbotenen Bücher. Ein Breve Benedikts XIV. vom Jahr 1757, durch welches er seinen zuvor besprochenen Index approbirt und die auf Nichtachtung desselben gesetzten Strafen bestätigt, eröffnet denselben. Dann folgt ein an den katholischen Leser gerichtetes Vorwort des Frater Antoninus Degola, aus dem Predigerorden, Sekretärs der congregatio indicis, welcher die Redaktion dieser neuesten Ausgabe übernommen

zu haben scheint. Hierauf kommen die zehn „regulae indicis“ der hochheiligen Synode von Trient (im Index Sandovals sind deren 13, in dem Satomajors 16, und in keinem dieser beiden wird dabei des Konzils von Trient Erwähnung gethan, welches in Spanien nur eine sehr bedingte Annahme fand). Anziehend ist, was diese über das Lesen der Bibel in Uebersetzungen verfügen. Index I. verbietet unbedingt alle (lateinischen) Uebersetzungen des neuen Testamentes, die von Autoren der 1. Klasse herrühren; ferner nicht nur alle Uebersetzungen der Bibel in den Landessprachen, sondern auch alle Auszüge und Kompendien derselben, selbst blos die geschichtlichen. Index II. hält beide Verbote aufrecht; er ist sogar auf der einen Seite noch strenger, denn er verbietet auch (lateinische) Uebersetzungen des alten Testamentes, deren Verfasser auctores damnati sind, welche der erstere frommen und gelehrten Männern nach eingeholter schriftlicher Erlaubniß des Großinquisitors zu lesen erlaubte. Nach den Beschlüssen des Konzils von Trient, welche Index III. und IV. zur Richtschnur nehmen, sollen (lateinische) Uebersetzungen des neuen Testamentes von Autoren der ersten Klasse Niemandem gestattet werden; solche in der Landessprache aber, die von katholischen Verfassern verfertigt wurden, können nach dem Gutdünken des Bischofs oder Inquisitors und nach gepflogener Berathung mit dem Pfarrer oder Beichtvater denen in die Hände gegeben werden, welche nach der Meinung der Genannten daraus Nutzen zu ziehen vermögen. Derlei Bewilligungen müssen jedoch schriftlich ausgestellt werden. Index III. und IV. enthalten noch zwei auf das Bibellesen bezügliche Verfügungen: Eine „observatio“ Clemens VIII., des Inhalts, daß es bei dem Beschlusse und der Uebung der heiligen römischen und allgemeinen Inquisition sein Ver-

bleiben habe, durch welche den Bischöfen, Inquisitoren oder Ordensobern die Gewalt entzogen wird, Bewilligungen zum Lesen der Bibel in den Landessprachen zu ertheilen — und einen Zusatz, der besagt, daß das Lesen solcher Uebersetzungen, wenn sie vom apostolischen Stuhl approbirt sind, gestattet wird (aus einem Dekrete der heiligen Kongregation des Index vom Jahr 1757). Man wird aus allen diesen Bewilligungen und Zurücknahmen gar nicht klug; wahrscheinlich wird dies auch beabsichtigt. — Aus den Dekreten, die sich auf die Bücher beziehen, welche zwar verboten, aber im Index nicht ausdrücklich genannt sind, erfährt man, daß alle Schriften verboten sind in denen die Steuerfreiheit der Kirchengüter bestritten wird; ferner alle, welche über die Streitfrage von der wahren und ununterbrochenen Nachfolge der Söhne des h. Franz und von der wirklichen und ursprünglichen Form der Kapuze desselben handeln.

Es würde zu weitläufig sein alle Richtungen zu berühren, denen der Index Gregors **XVI.** ein Halt zuzurufen versucht. Was von dem Pfade abweicht, den Rom vorzeichnet, wird verdammt. In der Poesie Heine so gut wie Lamartine, Beranger so gut wie Alfieri, die Nachzügler aus dem Zeitalter Voltaires, Parny und Pigault-Lebrun neben Viktor Hugo und Edgar Quinet. Sogar die **wild irish girl**, Lady Morgan, wurde eingereiht und erhielt einen sehr unkomfortabeln Platz zwischen einem jüdischen Rabbiner und einem orthodoxen lutherischen Theologen aus dem 16. Jahrhundert. Und die arme, klassische, langweilige Pamela oder die belohnte Tugend, und die noch langweiligere Anti-Pamela oder die entlarvte Heuchelei! — Wer Geschichte schreibt wie jener Jesuit, der die französische Revolution überging, hat nichts zu fürchten. Warum hat Mignet nicht dessen Bei-

spiel nachgeahmt? Dafür büßt er im Index, und nur diese Erleichterung ließ man ihm angedeihen, daß man ihm die Gesellschaft seines fidus Achates Thiers nicht entzog — desjenigen Thiers nämlich, der im 17. Jahrhundert gegen den Aberglauben und über die Verminderung der Festtage schrieb. Nicht besser erging es Sismondi mit seiner Geschichte der italienischen Republiken im Mittelalter. Mittelalter — das läßt man sich in Rom schon gefallen, aber Republiken — und vollends italienische! Es ist ohnedies ein Wunder, daß sich San Marino so lange erhalten hat. Der einzige Grund davon ist wohl, weil man es kaum mit dem Vergrößerungsglase sieht. — Die deutsche Philosophie wird im Index durch Kants Kritik der reinen Vernunft vertreten, und das je ne sais quoi, welches die Franzosen für philosophische Spekulation halten, durch Destutt de Tracy und Damiron. Der letztere ist noch gegenwärtig Professor dieses Faches an der Pariser Universität, und der französische Klerus ist also ganz in seinem Rechte, wenn er den Kampf gegen Damiron und dessen anrüchige Kollegen nicht ruhen läßt. Die Sorbonne war vor Jahren im Besitze des schönen Vorrechtes, Ketzer zu verbrennen; das leidige 18. Jahrhundert beraubte sie desselben, und es ist nicht mehr als billig, wenn man ihr und ihrem Anhange im 19. einigen Ersatz dafür gewährt. —

Da die römische Kirche die Gläubigen gern auf das Jenseits anweist und ihren baren Vortheil davon hat, so ist es natürlich, daß sie die Versuche, ihnen den Aufenthalt diesseits angenehmer zu machen, nicht mit günstigem Auge ansieht — diese Versuche mögen sich nun auf eine Reform der Gesetzgebung im Allgemeinen beziehen, oder eine Verbesserung des gesellschaftlichen Zustandes, besonders der arbeitenden Klasse, bewerkstelligen wollen.

Filangieri und Bentham finden daher vor ihr eben so wenig Gnade als St. Simon, und Fourier mit seinem Schüler V. Considérant. — Am sorgfältigsten ist der Index darauf bedacht die Spreu von dem Weizen zu sondern, wenn es sich um Aufrechthaltung der angemaßten Rechte des römischen Stuhles in Kirchensachen handelt. Es ist dieses zugleich eine bequeme Art gegen legislative Anordnungen stillschweigend zu protestiren, die man offen nicht anzugreifen wagt. Kommt dann ein gelegener Zeitpunkt, so beruft man sich, wenn der Gegner etwa die Verjährung geltend machen wollte, auf die ausdrücklichen Bestimmungen des Index und hat gewonnenes Spiel. Der Index und der Cracas (der römische Staatskalender) sind die zwei einzigen Handbücher, aus denen man römisches Staats- und Kirchenrecht gründlich lernen kann. Und lernen muß man es, wenn man sich vor ihm schützen will. Man kommt dann zur Einsicht, daß es keine andere Waffe gegen dasselbe gibt, als — es völlig zu ignoriren. Aus einer großen Anzahl hieher gehöriger Schriften führe ich um des berühmten Namens willen, den der Autor trägt (er heißt Grillparzer), eine in Wien veröffentlichte Dissertation von der Appellation an den römischen Stuhl an. Die Universität Freiburg, welche bekanntlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und noch ein paar Jahrzehnde später einen so wohlthätigen Einfluß auf den süddeutschen Klerus übte, kann die Ungnade Roms aus der Verdammung von neun juristischen Dissertationen herauslesen. Die österreichische Praxis in Kirchensachen, der man keine Allokution entgegensetzen wollte oder konnte, wurde, ohne viel Aufhebens zu machen, reprobirt, indem das auf den dortigen Universitäten eingeführte Lehrbuch des Kirchenrechtes von Rechberger in den Index kam. Beharrlichkeit führt zum Ziele. Seite 163 steht ein Denk-

zeichen für Preußen — Hermes. Ueberhaupt ist Deutschland in dieser Rubrik vorzüglich reich bedacht. Während Index I. und II. kaum ein halbes Dutzend in deutscher Sprache geschriebene Bücher enthalten, nahm sich Index IV. sogar die Mühe, die gutgemeinten, aber etwas bandwurmartigen Schriften Carové's einzureihen.

Der Index hat auch die Gabe, durch Schweigen zu sprechen. So donnernd die Verdammung von den sieben Hügeln auf Lamennais niederfuhr, als er den Versuch erneuerte, die Demokratie mit dem Papstthum zu verkuppeln, so grabesstill ist Rom — soweit der Index Rom ist — über Polen und Belgien. Der Weheruf über Rußland, den die neueste römische Staatsschrift in **fauxbourdon** setzt, wäre vor 11 oder 12 Jahren besser am Platze gewesen. Jetzt hat er einen Geschmack wie **moutarde après dîner.**

Die Schweiz — sowohl die alte als die junge — darf sich über Vernachlässigung von Seite des Index nicht beklagen. Die alte vertritt David Bürkli, nämlich eine unter dieser Firma im Jahre 1732 in Zürich erschienene und 1816 im schweizerischen Museum wieder abgedruckte Schrift: Der Kampf zwischen Papstthum und Katholizismus im 15. Jahrhundert, die mit noch einigen andern den heiligen Vater im Jahre 1833 bewog, ein eigenes Breve zu erlassen. Dann die bekannte, ganz auf geschichtlichen Daten beruhende, treffliche Abhandlung des Seckelmeisters von Luzern, Felix Balthasar: **De Helvetiorum juribus circa sacra.** Die junge, welche sich so kräftig zum Widerstande anschickte, bedurfte eines Sieges wie er im Aargau erfochten wurde, um sich für ihre Niederlagen einigermaßen zu entschädigen. Wird der Index in zehn Jahren eben solche römische Siegeszeichen enthalten, wie jetzt dort aufgestellt sind — Siegeszeichen,

wie die Predigt: Ohne Christus kein Heil für die Menschheit in Kirche und Staat — Bekanntmachung und Beleuchtung der badener Artikel, vom kleinen Rathe des Kantons Luzern an das Volk desselben — die katholische Kirche im 19. Jahrhundert und zeitgemäße Umgestaltung der äußern Verfassung derselben, von Kopp —? Oder wird Rom von Gutenberg überwunden werden?

Einige Worte über und an die österreichischen Journale.

Wer zuckt nicht die Achseln, wenn von österreichischen Journalen die Rede ist? Wenn Bäuerle vor seiner Bude in die Posaune stößt und Saphir humoristische Capriolen schneidet um Abonnenten anzulocken? Wenn Groß-Hoffinger den Patriotismus aller Derjenigen (und ihrer ist eine große Zahl) in Frage stellt, die nicht auf den „Adler" und das „Schwarze Mandl" pränumeriren? Wenn eine Clique die andere lobt oder auspfeift, je nachdem die Führer das Losungswort geben? Und das nennen die Leute Literatur. Ich lobe mir dagegen die Kalendermacherei. Diese weiß wenigstens, was sie soll, und erhebt sich bisweilen über ihren Beruf. Von den österreichischen Journalen aber kann man nicht das Gleiche sagen. Sie wissen weder was sie sollen, noch was sie können, und thun nicht einmal was sie dürfen. Sie glauben, sie seien

da, um zuvörderst die Leistungen aller möglichen Schauspieler, Sänger und Virtuosen beiderlei Geschlechts zu besprechen, die Bücher ihrer Mitarbeiter und der Freunde ihrer Mitarbeiter zu loben, und das Ungethüm Publikum mit „spannenden" Novellen und, zum Nachtisch, mit Neuigkeiten zu füttern. Sie ahnen gar nicht, daß sie eigentlich kein Recht auf's Dasein haben und nur auf Duldung Anspruch machen dürfen, so lange sie sich angemessen aufführen. Die Literatur bedarf ihrer nicht; sie schaden ihr sogar. Sie helfen keinem wahrhaften Bedürfnisse der Zeit ab; höchstens dem gewisser Autoren und Komödianten, Lob zu ernten, ohne eins zu verdienen. Wenn sie nicht wären, richtete sich die Lesesucht auf würdigere Gegenstände; wenn sie anders wären, würde auch das Publikum ein anderes.

Bekanntlich nehmen Journale und Journalisten Niemanden lieber zum Sündenbock, als die Censur. Vermißt man in einer Zeitschrift Ideen, zierliche und kräftige Formen, geistreiche Wendungen, so heißt es, die Censur habe dies Alles gestrichen. Ist das Journal langweilig, inhaltlos, oberflächlich, gemein, so trägt die Censur die Schuld. Man muß aber den Teufel nicht schwärzer malen, als er ist. Die Censur kann allerdings beliebig streichen, was ihr mißfällt; sie kann aber nicht gebieten, daß man dummes Zeug drucken läßt. Die Verantwortlichkeit für dieses fällt also immer von ihr auf die Journale selbst zurück. Wenn ich z. B. drucken lassen möchte: Börne hatte mehr Patriotismus als Gentz, so kann sie diesen Vergleich anstößig finden und streichen; sie kann mich jedoch nicht zwingen, das Umgekehrte zu veröffentlichen.

An der Spitze der österreichischen Zeitschriften stehen die „Wiener Jahrbücher". Der Staat unterstützt sie, der

k. k. Regierungsrath von Deinhardstein redigirt sie, Gerold verlegt sie. Sie könnten für Oesterreich sein, was die „Quarterly" — und die „Edinburgh-review" für England sind. Allein sie ziehen es vor, ihr Publikum in der orientalischen Akademie zu suchen. Ausnahmsweise besprechen sie auch wohl hier und da ein Erzeugniß der deutschen Literatur. Die deutsche Literatur vergilt es ihnen auch. Ob sie in Konstantinopel oder Bagdad mehr Ansehen genießen, als in Berlin oder Leipzig, ist mir noch nicht bekannt. Seit einigen Jahren treiben sie neben dem Türkischen vorzüglich das Spanische — vielleicht kommt später das Deutsche an die Reihe. Daß sie alle Erörterungen über vaterländische Verhältnisse vermeiden, versteht sich von selbst. Solche Erörterungen liegen über den Gesichtskreis der Unterthanen hinaus. Wenn sich ein Oesterreicher für sein Geburtsland interessirt, so lese er die augsburger „Allgemeine Zeitung". Diese bringt alles Wissenswerthe aus der Monarchie; sie berührt sogar deren „auswärtige Angelegenheiten", indem sie getreu das Ab- und Zugehen der betreffenden Gesandten und Gesandtschaftssekretäre registrirt. — Mehr als Herr Bäuerle und seine „Theaterzeitung" kann man wahrhaftig nicht leisten — nämlich im Klatschen. Wenn man eine Nummer dieses Journales gelesen hat, wird es einem zu Muthe, wie wenn man aus einer Kaffeegesellschaft käme, in welcher ein Dutzend Weiber auf Kosten ihrer Mägde und Nachbarn ihre Zungen geübt haben. Allein Herr Bäuerle wird sich hüten, sich einem seiner 6000 Abonnenten zu Gefallen, der noch dazu blos ein Sechstelabonnent ist, der Gefahr eines Desabonnements von Seite der übrigen 5999 auszusetzen, indem er der „Theaterzeitung" eine edlere Richtung gibt. Von allen wiener Blättern verfügt wohl die von F. Witt-

hauer redigirte „Wiener Zeitschrift" über die tüchtigsten Kräfte. Der novellistische Theil derselben hat wenigstens den Vorzug, daß er seltener dem Auslande abgeborgt ist, wenn gleich er noch immer viel zu wünschen übrig läßt. Das Feuilleton hingegen ist mittelmäßig und thäte besser, sich weniger vom Abfall der französischen und englischen Blätter zu nähren. Was die kritischen Leistungen der „Wiener Zeitschrift" betrifft, so habe ich die Vermuthung, daß sie, so weit sie die Literatur angehen, von einem des deutschen Styls noch nicht ganz mächtigen Gymnasiasten herrühren. Es ist lobenswerth, daß die Redaktion, indem sie hoffnungsvolle Jünglinge auf diesem Wege in die Literatur einführt, von dem Grundsatze ausgeht: **Experimentum fiat in corpore vili.** Vogl, der einige gute Balladen gereimt hat, redigirt jetzt das „Oesterreichische Morgenblatt". Schumachers treffliche Literaturkritiken sind das Beste daran, das Uebrige ist größtentheils werthlos. Frankl's „Sonntagsblättern" ist günstiger Fortgang zu wünschen. Sie sind nicht in das gedankenlose belletristische Treiben der übrigen versunken, und bezwecken mehr, als die Unterhaltung des Lesepöbels. Wenn Dichter wie Frankl noch den Muth haben, die dornige und bei uns so undankbare Laufbahn des Journalismus zu betreten, darf man die Hoffnung auf eine würdigere Gestaltung desselben nicht aufgeben. Adami's heftweise erscheinendes „Alt- und Neu-Wien" behandelt fast nur Lokalinteressen. Vom 1. Juli erscheint ein österreichisches Centralorgan für Literatur. Mir ist außer dem Prospektus noch kein Blatt desselben zu Gesicht gekommen; ich kann daher nicht beurtheilen, in wie weit die österreichische Kritik durch dasselbe wieder zu Ehren gebracht wird. Eine solche Ehrenrettung bedarf sie aber in hohem Grade. Vor Allem thut ihr Noth, daß sie sich von dem Cliquenwesen reinigt.

Bis jetzt bestanden in Wien eben so viele Lobassecuranzgesellschaften, als Literatenkneipen, vom silbernen Kaffeehaus angefangen. Wer sich an keine anschloß, gegen den verbanden sich alle. Wenn sich das Centralorgan nicht über alle unlautern Rücksichten dieser Art erhebt, wenn ihm die Wahrheit nicht mehr gilt, als die Gunst, so wird ihm die Lüge bald in den eigenen Hals kommen, und es wird an ihr ersticken.

An keinem einheimischen Schriftsteller hat sich das grundsatzlose Verfahren der wiener Kritik augenfälliger gezeigt, als an Tschabuschnigg. Die Novelle wurde auch nach dem Aufschwunge in den übrigen Fächern zu wiederholten Malen für die partie honteuse der österreichischen Literatur erklärt, und in der That waren die Mitternachtromane, die sich auf Kreuzwegen abspannen, die Rührungsgeschichten, in welchen der Abgang von einigen hundert Thalern unendlichen Liebesjammer aufregte, sowie die sonst noch erscheinenden Rettungsgeschichten und belletristischen Anekdoten wenig geeignet, Oesterreichs novellistischer Prosa Geltung zu verschaffen. Es stand daher zu erwarten, daß ein auf diesem Gebiete auftretendes Talent von den Literaten und Kritikern Oesterreichs freudig begrüßt werden, und daß die Aussicht Oesterreich auch in der Novelle würdig vertreten zu sehen, ihm um so freundlichere Aufnahme verschaffen werde. Seit zehn Jahren ungefähr erscheinen Novellen von Tschabuschnigg in Taschenbüchern und Zeitschriften. Schon die ersten derselben zeigten, daß ihr Verfasser sich eine höhere Aufgabe gestellt hatte, als man bei Almanachen gewohnt ist. Die Folgereihe that kräftige Griffe ins „volle Menschenleben", und allmählig fing man an einzugestehen, daß Tschabuschnigg die erzählende Prosa auf ganz andere Weise handhabe, als die übrigen Novellisten unter seinen

Landsleuten, daß ihm unter ihnen einer der ersten Plätze gebühre. Wer an Oesterreichs Literatur warmen Antheil nimmt, sah mit froher Erwartung einem größern Werke dieses Schriftstellers entgegen, in dem es ihm gegönnt sein konnte, einen umfassenden Stoff zu erwählen und ihn nicht blos in Umrissen anzudeuten. Ein solches Werk legte Tschabuschnigg der Lesewelt in seiner „Ironie des Lebens“ vor. Er beurkundete darin seinen Dichterberuf auf unantastbare Weise; edel in der Idee, reich und originell in einzelnen Situationen, rein und gediegen in der Sprache, kann dieses Werk den besten deutschen Dichtungen ähnlicher Art an die Seite treten; Oesterreich insbesondere aber besaß bis jetzt noch kein einziges Werk dieser Richtung. Fast alle Kritiker Deutschlands waren dieser Meinung; die berufensten Journale begrüßten freundlich das Buch, nur in einigen österreichischen wurde schon damals eine befremdende Lauheit gegen dieses heimathliche Erzeugniß an den Tag gelegt. Unterdessen erschien ein Band humoristischer Novellen, und diese erkünstelte Kälte der Landsleute des Verf. zeigte sich in ihrer wahren Gestalt als wirkliche Abneigung — der knappe Mantel einiger lobenden Redensarten langte nicht mehr aus, um unerfreuliche, persönliche Wallungen zu vermummen. Sie sprechen diesen Novellen vor Allem Humor ab — ein Absprechen, welches aus dem Munde derjenigen Kunstrichter, die einst den Saphirjubel angestimmt und getheilt hatten, sonderbar klingt. Das bewußte Entgegenhalten endlicher Durchführung an die ewige Idee der Erscheinung, die kecken Uebergänge vom edlen Ernste zum lächerlichen Fortgange derselben Richtung, dieses Schwanken zwischen Lachen und Thränen dürften denn doch einige Ansprüche auf die Bezeichnung „Humor“ haben; ja, mehrere in diesen Novellen auftretende Per=

sonen sind geradezu Allegorien menschlicher Thorheiten und verirrter Bestrebungen. Die Idee edler Geselligkeit, echter Poesie, wahrer Liebe und dauernden Menschenglückes liegen als heller Hintergrund unter den bunten, abenteuerlichen Arabesken, die in skizzirten Bildern, in wunderbaren Blumen und mährchenhaften Schnörkeln aufsteigen, und ganz albern wäre es, dem Verfasser das dichterische Selbstbewußtsein bei seiner Schöpfung, oder, wie die Phrase auch lauten mag, den Novellen Tendenz abzusprechen. Sie legen allerdings nicht mit jener Unverfänglichkeit, wie äsopische Fabeln, oder wie dies auch bei mancher übrigens verkrüppelten Novelle der Fall sein kann, irgend einen einfachen Satz dar, sondern sie greifen die Sache verwickelter und tiefer an, und aus der darin an manchem Orte auftretenden Verachtung des Erdengetriebes steigt der fruchtbare Baum kühner, reiner Erhebung empor, auf dessen Aesten sich leicht mehrere Schocke solcher Sätze und nebstdem noch einige höhere Wahrheiten finden dürften. Es wurde endlich versucht, diese Novellen nicht für Novellen, sondern nur für sonstige Aufsätze zu erklären; da jedoch dafür keine Gründe angegeben wurden und ich den Scharfsinn dieser Behauptung nicht ergründete, so überlasse ich das Urtheil darüber dem gesunden Menschenverstande des lesenden Publikums. Noch fügte man vornehm die Hoffnung bei, der achtbare Verfasser werde sich ehestens mit Löblicherem einstellen, da sein Talent allerdings zu derlei Erwartungen berechtige. Ein Schriftsteller jedoch, der das dreißigste Jahr überschritten, darf schon geradezu gelobt und getadelt werden, ohne daß man durch ähnliche Floskeln zu verstehen geben will, er sei doch nur ein Schüler und Anfänger. Wenn aber der Verfasser der „Ironie des Lebens“ im Fache der Novelle unter seinen Landsleuten nur als ein

solcher Anfänger gilt, dann stehen uns in der That große novellistische Genüsse aus Oesterreich bevor. Bis sie uns werden, können wir aber allerdings mit solchen Vorläufern zufrieden sein, und Oesterreich insbesondere hat die Verpflichtung, sie wohlwollend zu begrüßen. Das Cliquenwesen in der Literatur war jederzeit schädlich, vollends unedel ist es aber, wenn es gegen Jemand auftritt, der, wie Tschabuschnigg, in literarischer Vereinzelung lebt und sich persönlich in polemischer Kritik nie thätig zeigte. Was Tschabuschniggs Styl betrifft, so ist er gedrungen, elegant und mit dem ausgedrückten Gedanken organisch verwachsen. Seine Rechtschreibung, sowie einzelne Wortbildungen weichen von dem gegenwärtigen Gebrauche in Einigem ab; allein da die Sprache ein lebendig Fortschreitendes ist und steter Weiterbildung unterliegt, so ist jedes Glied der Gelehrtenrepublik, so lange Deutschland keine gesetzgebende Akademie besitzt, berechtigt, auch darin Studien anzustellen und seinen Ueberzeugungen nachzuleben. Ohne solche Reformationen würden wir noch heutzutage unsere Perioden mit *sintemalen* und *alldieweilen* anfangen.

Die Gedichte Tschabuschniggs zeigen sich schon auf den ersten Anblick als der Ausdruck individuellen Charakters und selbstständiger Gesinnung; sie tragen den Stämpel der Persönlichkeit des Dichters an der Stirne, und wer sich nicht in die zum Grunde liegenden Erlebnisse und Stimmungen versenken will, könnte allerdings nur manche glänzende Formen, die gewählte Sprache und die Einkleidung irgend eines einzelnen Gedankens daraus hervorheben. Der wahre Sinn dieser Gedichte geht erst durch ein solches tieferes Eindringen auf. Ich möchte sie charakteristische Gedichte nennen. Ergebung ist ihr Grundton, eine Ergebung, die der Welt stolz entgegentritt und

sich nur vor Gott und der Ewigkeit demüthig in den Staub beugt. Daran knüpft sich biedere ritterliche Gesinnung, Ernst und Tiefe des Gefühls, das sich an manchen Stellen zur Ironie schärft und in einzelnen Gedichten zur Verachtung des Weltgetriebes steigert. Tschabuschnigg ist mit der Welt nicht durch sich oder sie, sondern nur durch den Gedanken der Ewigkeit, er ist mit dem Leben nur durch den Tod versöhnt. Wer der Ansicht ist, die Aufgabe eines Dichters bestehe nur darin, Trost für den Schmerz des Lebens zu bringen, wer volksthümliche Lieder wünscht, oder Gedichte sucht, die in das Gebiet der Politik übergreifen, findet bei den Gedichten Tschabuschniggs seine Rechnung nicht. Der Gegenstand derselben sind die innern Zustände, Gefühle und Erfahrungen des Dichters selbst, der Mikrokosmus der Welt, wie er sich in einem eigenthümlich gebildeten, edlen Dichtergemüthe wieder spiegelt. Selbst die Balladen und Romanzen tragen ein subjektives Gepräge und sind nur epische Darstellungen der Gesinnung des Dichters. Da es sich in der Dichtkunst aber jederzeit nur um die Darstellung des Schönen handelt, und da das Herz eines Dichters, wenn Lebenserfahrung es bereichert, Philosophie es geläutert hat, immerhin ein würdiger Vorwurf der poetischen Kunst bleiben wird, so läßt sich an dem Stoffe von Tschabuschniggs Gedichten im Grunde eben so wenig rügen, als an der Form. Es ist im Gegentheil erfreulich, nach den gemüthlichen Tändeleien, die besonders von Tschabuschniggs Landsleuten gerne in Reimen geboten werden, endlich wieder einmal auf kräftigere, charakteristische Gesinnungen zu stoßen. Ich habe dieses Beispiel, wie die wiener Kritik zu verfahren pflegt, absichtlich weitläufiger ausgeführt, weil es mir eine würdige Aufgabe schien, die Sache eines mit wahrem Dichterberufe begabten und redlich Strebenden

gegen seine eigenen Landsleute zu führen; gegen den Theil derselben nämlich, der, gleich unfähig zum Schaffen wie zum Genießen sich das Sprecheramt angemaßt hat. Glücklicherweise scheint das Publikum wenig auf ihn zu hören; denn Tschabuschniggs Gedichte und „Ironie des Lebens" erscheinen in zweiter Auflage.

Aphorismen über Staat und Kirche, zunächst in der Schweiz.

In keinem Staate der Welt stehen sich die Konfessionen schroffer gegenüber als in der Schweiz, und keinem thut Einigkeit mehr Noth als diesem. Einigkeit, nicht Einförmigkeit. Einigkeit in der Politik, d. h. der Parteien und Erörterungen, so viel ihr wollt, in den Rathsälen, in den Bürgerversammlungen, in den Zeitungen, — aber nicht über die Grundlagen, auf denen eure Freiheit gefestet ist, die Freiheit nämlich, innerhalb der Marken eures Landes keinen Gesetzen zu gehorchen, als denen, die ihr euch selbst gegeben. Einigkeit in der Religion, d. h. der Glaubensbekenntnisse, so viel ihr wollt, aber keines, das die Grundlagen dieser Freiheit gefährdet.

Wer diese Zwietracht verschuldet hat, ich weiß es nicht. Die Natur selbst vermuthlich, indem sie den Menschen so wenig als den Bäumen einerlei Rinde wachsen ließ. Bei den letztern hätte das nichts zu bedeuten, weil sie nicht von der Stelle kommen und deshalb auch nicht im Stande

sind, einander etwas anzuhaben. Auch bei den erstern hätte es nichts auf sich, wenn nicht der Glaube zudringlicher und anmaßender wäre als der Un- oder Nichtglaube. Zwischen Wahrheit und Lüge ist allerdings keine „rechte Mitte" und kein Vergleich möglich, so wenig als zwischen Licht und Finsterniß, obwohl manche Leute die Dämmerung dafür ausgeben, — wohl aber zwischen Irrthum und Irrthum, und diesem sind wir in religiösen Dingen stets ausgesetzt, sobald wir das Eine Göttliche, das sich im Prisma des Menschengeistes in tausend Farbenabstufungen bricht, ausschließend in einer dieser Schattirungen gelten lassen wollen. Irgend eine Kirchenzeitung wird diese Ansicht mit dem alten Verdammungsurtheile gegen den Indifferentismus belegen. Wollte Gott, wir hätten noch mehr Indifferentismus in der Welt! So viel, daß man sich endlich um die religiösen Meinungen seines Nachbars so wenig bekümmerte, als darum, ob er Allopath oder Homöopath ist.

Am besten wäre es wohl gewesen, wenn sich der Staat nie der Kirche angenommen hätte. Das Zuvielregieren, welches Börne für den Hauptfehler der modernen Staatseinrichtungen hält, hat nirgends so nachtheilig gewirkt, als auf diesem Gebiete. Selbst dem absolutesten Despoten ist es noch nie eingefallen, dem Denken Gesetze vorzuschreiben; über das Glauben bestehen hundert verschiedene und vom Staate bekräftigte Verordnungen. Die Kirche, welche Anfangs nur der Schutz und Stütze suchende Epheu war, hat später alle Säfte des Baumes eingesogen und ihn dem Verdorren nahe gebracht. Will er von neuem kräftig aufblühen, so muß er sich zuvörderst aus dieser gefährlichen Umarmung losringen. Warum gibt es in den vereinigten Staaten keine kölner Irrungen und aargauer Klosterwir-

ren? Wem hat Irland sein hundertjähriges Elend zu danken?

In keinem Lande, wo das öffentliche Leben sich frei entwickeln darf, fehlt es in der neuesten Zeit an Bestrebungen, eine solche Trennung zu verwirklichen. Ich erinnere an Lamennais und sein Journal l'Avenir, an die Streitigkeiten wegen der Kirchensteuer in England, an die Patronatskämpfe in Schottland, an den Verein der „Freien", der sich in Preußen bildet. Auch in der Schweiz sind viele Aeußerungen in diesem Sinne laut geworden und werden nicht ohne Folgen bleiben.

Wie einige Wortführer der Katholiken in der Schweiz sagen, ist seit 10 — 12 Jahren gegen diese Kirche ein berechnetes Verfolgungssystem in Anwendung gebracht worden. Eine lange Reihe von Klagepunkten wird aufgezählt, meistens gegen die Regierungen paritätischer und solcher Kantone, in denen die Katholiken nur einen kleinen Theil der Bevölkerung bilden, wie Basel, Aargau, Thurgau, Glarus u. s. w. Sie beziehen sich in der Regel auf die Ausübung der jura circa sacra, welche beinahe in allen katholischen Staaten, selbst italienische nicht ausgenommen, noch mit größerer Strenge und Genauigkeit gehandhabt werden als in der Schweiz. Nun einmal Kirche und Staat wie die siamesischen Zwillinge an einander hängen, gebietet die Pflicht der Selbsterhaltung, sich gegen Uebergriffe jener zu wehren. Die katholische Kirche hat den Weltreichen gegenüber ganz denselben Gang eingeschlagen wie die Engländer in Ostindien. Anfangs erbaten sich die schlauen Kaufleute von seiner gold- oder silberfüßigen Majestät in Delhi bloß die Gunst, im Schatten Höchstihrer Huld ihren Thee trinken zu dürfen. Mittlerweile eskamotirten sie ihr Krone und Zepter, ersetzten dieselben durch Reichskleinodien von vergoldetem Papiermaché und ließen

dem Großmogul seine Titel und eine Pension, während sie die Macht für sich behielten. Die Päpste hätten es den Kaisern gerne auch so gemacht.

Wenn sich Reformirte in katholische Kirchenangelegenheiten mischen, werden sie mit der Bemerkung abgewiesen, es gehe sie nichts an. Damit mag es von einem gewissen Standpunkte angesehen, seine Richtigkeit haben; warum haben aber die katholischen Organe in den Kämpfen, zu welchen die Berufung von Strauß die Veranlassung gab, so lebhaft Partei ergriffen? Es ging sie ja auch nichts an. Verbannt doch diese Widersprüche aus euern Beweisführungen und nennt nicht heute weiß, was ihr morgen schwarz nennt, wenn es euren Zwecken dient.

Die Aufhebung der Klöster im Aargau ist vielleicht eine Rechtsverletzung gewesen; ihre Wiedereinsetzung würde das größte Unglück für die Schweiz sein. Sie war vielleicht illegitim in der Form, und Aargau verpflichtet, den Bund zum Richter zwischen sich und den Klöstern anzurufen; man mag sie einen gelungenen Staatsstreich nennen, eine revolutionäre Maßregel, wie man will; aber sie muß aufrecht erhalten werden. Und zwar einzig deshalb, weil ihre Zurücknahme das höchste Gut der Schweizer, wie jedes andern Volkes, ihre Nationalität in Gefahr, bringen würde. Es ist oberster Grundsatz in der Politik, die Menschen so zu nehmen, wie sie sind, und nicht, wie sie sein sollen. Und wie es in der Schweiz jetzt steht, würde die nächste Folge einer solchen Zurücknahme ein Bürgerkrieg sein, die Folge eines Bürgerkrieges aber der Untergang der Eidgenossenschaft.

Die Urkantone, welche in der ersten Reihe für die Klöster kämpfen, sind sonst auf ihre Kantonal-Souveränetät am eifersüchtigsten, und am wenigsten geneigt, sie der des Bundes unterzuordnen. Warum wollen sie Aargau nicht gestatten, den einzigen Weg einzuschlagen, auf dem es mit

Ehren seine kantonale Unabhängigkeit behaupten kann, ohne daß die durch den Bund gegebene Beschränkung derselben außer Acht gelassen wird? Es hat sich vor der zwingenden Gewalt des 12. Artikels der Bundesakte gebeugt und sich zur Herstellung von drei Frauenklöstern bereit erklärt. Ein Zugeständniß, welches um so mehr Anerkennung verdient, als es freiwillig geschah. Woher hätte eine Mehrheit der Tagsatzung wohl die Mittel genommen, es ihm mit Gewalt abzunöthigen? Es ist mehr als wahrscheinlich, daß, um einen solchen Beschluß zu vollziehen, aus den Kantonen Bern und Zürich nicht nur kein Mann marschirt, sondern jeder Gewaltmaßregel von dort aus Widerstand entgegengesetzt worden wäre. Diese Kantone sind die größten und zugleich Nachbarn des Aargaues. Was würden die andern gegen sie ausgerichtet haben?

Ich gebe zu, daß Viele, welche die Aufhebung der Klöster offen und entschieden mißbilligen und ihre Wiederherstellung wollen, nicht von faktiosen, sondern von redlichen und ehrenwerthen Beweggründen politischer und religiöser Art geleitet werden. Ein Institut wie z. B. das Kloster Muri, welches älter ist als die Schweiz und den Stürmen eines Jahrtausends getrotzt hat, kann nicht fallen, ohne daß in weiten Kreisen Sympathien aufgeregt und verletzt werden. Wenn der Orkan eine hundertjährige Eiche entwurzelt, wühlt sie im Sturze rings herum die Erde auf. Der fromme Katholik beklagt, daß eine dem Dienste des Herrn geweihte Stätte verödet; der Alterthumsforscher, der Geschichtsfreund bedauert, daß ein großartiges Denkmal der Vergangenheit den Forderungen der Gegenwart weichen muß; zahlreiche Familien werden in ihren Verwandten von dem Ereignisse auf das Unangenehmste betroffen. Auf ein gewisses Maß zurückgeführt sind diese Klagen gerecht; allein was haben damit die Deklamationen der Aufhetzer auf den

Landsgemeinden, in den Rathsälen und Zeitungen gemein? Die wahre Frömmigkeit schwingt nicht die Fackel der Zwietracht und schürt nicht das Feuer des Aufruhrs, nicht einmal um der Religion selbst willen, und noch weniger wegen eines unwesentlichen Anhängsels derselben. Sind auch die Pforten Muris geschlossen, so bleiben doch die hundert anderer Kirchen und Klöster geöffnet, in denen der Herr im Geiste und in der Wahrheit verehrt werden kann.

Da die Existenz der Schweiz als eines Gliedes der europäischen Staatenfamilie äußerlich auf der Bundesurkunde beruht, so ist es begreiflich, daß Manche in gutem Glauben in der strengsten, buchstäblichen Aufrechthaltung derselben das einzige Heil für das Gesammtvaterland erblicken. Wohl gemerkt, in gutem Glauben — denn die sogenannten Staatsmänner, welche sich eine Grille in den Kopf gesetzt haben und ihr zu Lieb das Kind mit dem Bade ausschütten wollen, kommen hier nicht in Betracht. Die staatsrechtlichen Verhältnisse Europa's sind bekanntlich durch die wiener Kongreßakten, wie man bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegt, für immer geregelt worden. Wie viele Risse haben diese Akten seitdem bekommen! Die Diplomatie erhielt eine Menge faits accomplis, wie der aargauer Klosterhandel eins ist, zu verdauen; Europa ist deswegen nicht auseinander gefallen, und auch die Schweiz wird nicht die Verletzung, sondern nur die mildere Auslegung eines untergeordneten Artikels ihrer Bundesakte überleben. Aber dieser papierne Bund wird das Schicksal so vieler papiernen Konstitutionen theilen. An einem schönen Morgen wird ihn ein eidgenössischer Archivbeamter von Staub und Motten reinigen wollen. Er wird ihn suchen in Bern, Luzern, Zürich, — und nirgends finden. Nach hundert Jahren kommt er vielleicht als Palimpsest auf dem Ein-

bande der Denkwürdigkeiten eines schweizerischen Diplomaten wieder zum Vorschein.

Die Entscheidung der Tagsatzung kann nicht zweifelhaft sein. Die Mehrheit wird sich mit Aargaus Zugeständnissen befriedigt erklären. Was wird die Minderheit thun? Nämlich die Minderheit der katholischen Kantone, nicht die ihrer Gesandten. Wenn sie das Vaterland mehr lieben als den Vortheil einiger Familien, die Religion mehr als den Prunk mit ihr, so werden sie ihren Gegnern die Hände reichen und sagen: Es sei vergessen und vergeben. Wir wollen vor Allem Schweizer sein.

Ueber einige Zeichen der Zeit in Oesterreich.

Vor uns liegt der Prospektus einer Zeitschrift, die sich als österreichisches „Centralorgan für Literatur" ankündigt. Als Redakteur und Herausgeber nennt sich Doktor Ignaz Joseph Prachazka, gewesener supplirender Professor der Philosophie an den Hochschulen Innsbruck und Wien.

Bekanntlich gibt jedes neu entstehende Journal vor, einem Bedürfnisse abzuhelfen. Der Ausdruck ist stereotyp geworden, und wir zweifeln auch gar nicht, daß die Leute, welche ihn brauchen, es ernstlich mit ihm meinen. Wenigstens hilft das neue Journal den Bedürfnissen eines Buchhändlers, des Redakteurs, irgend eines deutschen Krähwinkels ab oder bespricht nach Würden die dramatischen Leistungen des Hoftheaters in Flachsenfingen und geberdet sich

entzückt über die erstaunliche Künstfertigkeit eines Maultrommelvirtuosen oder die ins Ueberschwängliche sich verlierenden Rouladen der berühmten Sängerin . . . . ini–ani. Nebenbei bringt es im Feuilleton das Neueste und Anziehendste aus allen Weltgegenden, z. B. daß im Ambigu comique ein Stück durchgefallen ist, daß die Stimme des Tenors Dandini merklich schwächer wird und daß der Bassist Tromboni noch immer volle Häuser macht. Wir haben lange Zeit in Deutschland fast keine andern Journale gehabt, und der Schaden den, sie anrichteten, ist gar nicht zu berechnen. Selbst solche Zeitschriften, die auf höhern Werth Anspruch machten, sanken und sinken jetzt noch auf dieses Niveau herab und behandelten in ihren Spalten Theater, Concerte und Aehnliches mit einer Wichtigkeit, wie sie etwa die Engländer auf die Darstellung einer Parlamentssitzung verwenden. In neuester Zeit sind in Deutschland, zum Theil mit Erfolg, Versuche gemacht worden, eine Wiedergeburt des Journalwesens herbeizuführen, und wenn man den zarten Pflänzchen nur Luft gönnt, werden sie auch wachsen. Wäre bis jetzt auch nichts Anderes bewirkt worden, als daß die Staats- und Fachmänner, welche diesen Zweig der Literatur wie eine Art Kalendermacherei ansahen und behandelten, demselben mehr Aufmerksamkeit widmen, so hätte man Ursache damit zufrieden zu sein.

Aber das österreichische Centralorgan für Literatur soll ja keine schönwissenschaftliche Zeitschrift werden. Gewiß nicht. Ein griechischer Weiser sagte einst, er ziehe es vor, Staatsmänner zu bilden, als selbst einer zu sein. Möge uns das „Centralorgan" ein paar gute Zeitschriften bilden. Es nimmt sich unter Anderem vor, „den Geschmack zu veredeln." Möge es uns Köche bilden. Hoffen wir zu viel, wenn wir erwarten, vom „Central-

organ werde eine Reform des österreichischen Journalwesens, d. h. des sogenannten belletristischen, ausgehen? Freilich, wer eine solche Reform unternimmt, muß nicht „vermitteln", sondern mit der Schärfe des Schwertes dreinschlagen.

Der Prospektus hat ganz Recht, wenn er sagt, daß die wiener Jahrbücher dem Bedürfnisse eines Organs für die Literatur „in ihrer Einheit und Allgemeinheit" nicht abhelfen. Nicht blos „wegen der großen Entfernung der Zeitpunkte, in welchen sie erscheinen." Die englischen Reviews erscheinen auch nur alle drei Monate, und dies ist kein Nachtheil. Sie ersparen dadurch das unangenehme Geschäft des Abschäumens der Literatur, indem sie nur das wahrhaft Bedeutende zu betrachten brauchen, und ihr Urtheil, was es an Frische verliert, an Gehalt gewinnt. Die wiener Jahrbücher helfen dem Bedürfniß nicht ab, weil — wir sind verlegen den Grund davon anzugeben. Liegt er darin, daß sie eigentlich nach dem Grundsatze: denominatio fit a potiori, orientalische heißen sollten? Wir glauben nicht; denn da die Jahrbücher zunächst auf Oesterreich berechnet sind, und Oesterreich durch Lage und Geschichte angewiesen ist, dem Oriente großen Antheil zu widmen, so würde man sehr Unrecht thun, sich an den unendlichen Recensionen arabischer, persischer, türkischer, mongolischer Werke und an den betreffenden Handschriftenverzeichnissen der Jahrbücher zu stoßen. Ist die Censur daran Schuld? Wir wollen uns nicht zu Vertheidigern derselben aufwerfen, und einen Theil der Schuld trägt sie gewiß. Wenn sie jedoch gestattet, Bücher wie die „Gedichte eines Lebendigen," anzuzeigen, zu recensiren und zu loben, wie dies neuerlich geschehen ist, so kann man billiger Weise nicht viel mehr von ihr verlangen. Werden die Jahrbücher zu wenig

durch Beiträge unterstützt? Wer die Namen der Männer liest, welche der Prospektus des Centralorgans vorläufig als Mitarbeiter anführt, sollte denken, die nämlichen wären auch für die Jahrbücher zu gewinnen. Warum werden sie nicht gewonnen? Wir wollen uns nicht länger mit Vermuthungen beschäftigen; gewiß ist nur, daß die wiener Jahrbücher auf den Gang der Literatur in Oesterreich nicht jenen Einfluß ausüben, welcher einem Institute dieser Art, das noch dazu vom Staate so freigebig unterstützt wird, gebührt; daß sie im übrigen Deutschland nicht die Achtung genießen, welche dem ersten literarischen Organ eines Reiches von 35 Millionen Menschen gezollt werden sollte.

Von den wiener Jahrbüchern sollte sich also das Centralorgan nicht blos dadurch unterscheiden, daß es wöchentlich dreimal erscheinet. Auch sollte es nicht statt eines Centralorgans das Organ einer Schriftstellercoterie werden, welche Gefahr in Wien sehr nahe liegt. Die Centralisation ist in Oesterreich gottlob noch nicht auf den Fuß eingerichtet wie in Frankreich, und die Provinzen behaupten eine gewisse Selbstständigkeit. Deswegen werden sie im Centralorgan später hoffentlich besser vertreten werden, als dies im ersten Mitarbeiterverzeichnisse geschieht.

Revenons à nos moutons. Die wiener Zeitschrift, redigirt von Dr. Friedrich Witthauer, ist unstreitig das beste der sogenannten belletristischen Journale Oesterreichs*). Literarisch und gesellschaftlich hochstehende Männer, Hammer-Purgstall, Lenau, Fürst Schwarzenberg beehren sie mit Beiträgen. Und doch ist sie mehr französisch, englisch, kurz ausländisch, als deutsch und österreichisch. Man sehe einmal ihr Feuilleton nach. Auf zwanzig Nachrichten, die das

*) Die von Frankl herausgegebenen Sonntagsblätter kennen wir nicht.

Ausland betreffen, kommt eine aus Deutschland. Bietet das Vaterland dem Feuilletonisten der wiener Zeitschrift so wenig Ausbeute dar? Die Verzeichnisse der in den Gewächshäusern von Schönbrunn blühenden Pflanzen, welche, wenn ich nicht irre, die wiener Zeitschrift vor Jahren brachte, waren dort unstreitig besser am Platze als die prätentiösen Mittheilungen über Possen, die auf den pariser Boulevardtheatern beklatscht und ausgepfiffen werden. Am mangelhaftesten jedoch ist es in diesem Journale mit der Kritik bestellt. Da wir Niemanden persönlich verletzen wollen, so enthalten wir uns Namen anzuführen und geben blos eine Blumenlese von Phrasen, die wir aufs Gerathewohl aus einigen Nummern des Jahrganges 1842 herausgreifen:

„Die Aufnahme bei der zweyten" (auf das y hält man in Oesterreich noch große Stücke) „Vorstellung, welcher ich beywohnte, war durchaus günstig, leider aber von sehr schwachem Besuche ausgehend."

„Was sich allenfalls gegen die Weiblichkeit der Pointe und das Hinausfristen der voraussichtlichen Lösung erinnern ließe, würde zu mikrologisirender Krittelev führen, für welche der Gegenstand zu würdig ist." (Es ist von einem Lustspiele der Frau von Weißenthurn die Rede.)

„Beide Neuigkeiten wurden günstig aufgenommen, insbesondere reussirte die letzte und hatte die Folge, daß die verdienstvolle Frau Verfasserin mehrere Male gerufen wurde."

„Sobald der Künstler aufhört zu wirken, beginnt für ihn die Nachwelt, vor welcher das Künstlerleben daliegt, wie ein Tagebuch, geführt im Angesichte Gottes durch den Geist seiner Offenbarung, die in ächten Künstlernaturen verkörpert auf Erden wallt." (Diese transcendentale Phrase bezieht sich auf eine Schauspielerin.)

Eine Recension über Carlopago's Odeon, einen in Lieferungen erscheinenden österreichischen Musenalmanach, nimmt sich aus wie eine Stylübung über die Aufgabe, den Satz „diese Gedichte sind vortrefflich" ins Unendliche zu variiren. Die Oesterreicher haben nebst andern guten Eigenschaften auch die, gute Lyriker zu sein, und die Aufmunterung Uhlands: „Singe, wem Gesang gegeben", brauchte nicht hinzu zu kommen, um dort das tausendstimmige Poetenkonzert in Gang zu bringen. Die österreichische Kritik benimmt sich dabei wie ein wohlerzogner Gast in einer Privatabendunterhaltung, wenn die Töchter des Hauses Musik machen. Jedes zwitschernde Subjekt wird für eine Nachtigall ausgegeben, und statt zu sagen: Du machst ganz erträgliche Verse, aber mehr nicht, und dies leistet gegenwärtig jeder Gymnasiast — läßt man sich vernehmen, wie folgt (Recension des österr. Odeon): „Gedichte von Joh. Ph. Freiherrn von Lazarini. Dieser Autor (sic) dürfte einst zu den Zierden unsers Parnasses gerechnet werden; besonders sind die Arbeiten, wo er den Satyr walten läßt, vortrefflich." Lieber Gott! der Parnaß wäre für seine Zierden schon lange viel zu klein, wenn Alle hinaufkämen, die man hinauf prophezeit. Zum Glück bleiben die Meisten am Fuße des Berges.

Wenn man von der wiener Belletristik spricht, kann man unmöglich die Theaterzeitung, welche Herr Bäuerle redigirt, übergehen Dieses Blatt ist besser und schlechter als sein Ruf. Besser, wenn dieser Ruf, wie angenommen werden muß, im umgekehrten Verhältnisse zu der Länge der Ankündigungen steht, die Herr Bäuerle bezahlt. Die Theaterzeitung hat wenigstens ein Verdienst, das ihr zum Lobe angerechnet werden muß. Sie pflegt, so gut sie kann, das nationale Element. Nicht in ihren lithographirten und illuminirten Beilagen, die das „wiener

Volksleben" zum Gegenstande haben. Das wiener Volksleben ist in der Wirklichkeit eigenthümlich genug und hat nicht nöthig, im Bilde erst die Wanderung durch den Charivari und die Europa zu machen, bevor es Hr. Bäuerle abkonterfeit. Nicht in ihren aus dem Französischen übersetzten Originalnovellen, in ihrem aus dem Kehricht anderer Journale zusammengelesenen Potpourri alberner Neuigkeiten und neuer Albernheiten, nicht in ihren Modebildern endlich, denn die Wienerinnen sind hundertmal graziöser und liebenswürdiger, als man nach diesen glauben könnte. Sie pflegt es, weil sie selbst das leibhafte Abbild eines ächten Oesterreichers, insbesondere eines Wieners ist. Patriotisch, gutmüthig, lebenslustig, auf Neuigkeiten erpicht — im Uebrigen den lieben Herrgott einen guten Mann sein lassend. Nur Schade, daß mit Saphir der „Humor" aus ihr fortgezogen ist, wie man in Wien das Spaßmachen zu nennen pflegt. Sie ist zwar noch immer „bei gutem Humor", allein sie fördert keinen mehr zu Tage. Nach dem Gesagten ist es überflüssig zu beweisen, warum die Theaterzeitung schlechter ist, als ihr Ruf.

Das Centralorgan wird zur Hebung dieser Zeitschriften, der erwähnten und der andern, und wenn sie sich nicht heben lassen, zu ihrer Erniedrigung und Vernichtung am besten mitwirken, wenn sie dieselben etwa alle Monate in einer Beilage ausführlich bespricht. Es darf sich nicht darauf beschränken, ein bloßes Inhaltsverzeichniß zu geben und mit kurzen Bemerkungen zu begleiten, wie dies in der Abendzeitung geschieht. Es muß den Muth haben, wenn man ihm die Erlaubniß dazu gibt, es nöthigenfalls mit dem ganzen Heere zünftiger und nicht zünftiger Literaten, das sich in den Journalen herumtummelt, aufzunehmen. Es muß den Muth haben, mit Herrn Bäuerle selbst eine Lanze zu brechen und die Brut nichts-

nütziger Skribler wie ein Wespennest mit einem Tritte zu zertreten, auf die Gefahr hin, daß einige entkommen und ihm um die Ohren sausen. Dazu gehört allerdings viel Courage, aber nicht mehr als ein „Centralorgan für Literatur" haben soll. So lange noch ein Journal sein Dasein fristet, welches sich patriotisch dünkt, weil es ein schlechtes Deutsch schreibt, gründlich, weil es langweilig, unterhaltend, weil es gemein ist, so lange darf der Kampf nicht aufhören. „Schlagt todt — todt — todt!" citire ich mit Herrn von Deinhardstein.

Das Centralorgan wird wohl daran thun, wenn es sich von Zeit zu Zeit auch mit den Provinzialzeitschriften beschäftigt. Die meisten Zeitungen der Provinzen erscheinen mit belletristischen Beiblättern, in denen gewöhnlich die einheimischen Genies zuerst auftreten. Diese Beiblätter könnten auf die Geistesbildung ihrer Leser, deren sie in der Regel viele haben, einen sehr wohlthätigen Einfluß üben, wenn sie über Geschichte und Statistik des Landes, über seine Industrie und ähnliche gemeinnützige und anregende Gegenstände in populärem Tone sprächen, oder, wenn sie nichts Eigenes bringen können, Auszüge aus guten Büchern brächten, statt ihre Spalten mit Gedichten an den Mond und die Geliebte, mit abgedroschenem Novellenfutter, Charaden und Mitteln gegen die Wanzen zu füllen. Mögen sie immerhin auch einen Poetenwinkel haben — nur nicht für diejenigen talentvollen Jünglinge, welche in der Schule skandiren gelernt haben, ein Reimwörterbuch besitzen und nun vor Begierde brennen, ihren Namen in der Carinthia, dem Aufmerksamen u. s. w. unter einem Produkte zu lesen, das ein Gedicht heißt, weil es aus einer gewissen Zahl langer und kurzer Sylben besteht.

Begreiflicher Weise kann das Centralorgan gewissen Verhältnissen nicht gebieten. Wir hoffen aber zuversichtlich, daß die nämliche Regierung, welche die Körper durch die großartigen Eisenbahnzüge beflügelt, auch den Geistern gestatten wird, im Reiche der Gedanken ihre Schwingen freier zu regen. Es heißt im Prospectus, das Centralorgan werde sich besonders mit jenen Zweigen des menschlichen Wissens befassen, welche das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen. Unter **A–H** werden diese Zweige angeführt. Mit Geographie wird angefangen, mit Poetik aufgehört. Daß der Mensch in einem Staate lebt und eine Religion bekennt, davon darf das Centralorgan, wie es scheint, keine Kunde nehmen. Sind Religion, Staatsverfassung, Gesetzgebung Geheimwissenschaften, die nur einem Kreise von Auserwählten zugänglich sein dürfen? Nehmen sie das „allgemeine Interesse" nicht „in Anspruch"? Sind sie vielleicht nicht discutirbar, ungefähr wie das Einmaleins? Die katholische Religion und das monarchische Prinzip sind in Oesterreich so fest gegründet, daß selbst auf dem Standpunkte, wo man dort steht, das Betasten ihrer Auswüchse nicht gefährlich erscheinen kann. In keinem Staate deutscher Nation sollten dem anständigen Besprechen vaterländischer Angelegenheiten — um die handelt es sich zunächst — auch wenn sie Religion und Gesetzgebung betreffen, Hindernisse entgegengestellt werden. In Oesterreich, wo das Herrscherhaus zugleich das angestammte ist, wo der Thron über jeden Angriff erhaben dasteht, wo eine reiche Aristokratie alter, berühmter, theilweise auch beliebter Geschlechter, ein zahlreicher und begüterter Klerus das Prinzip der Stabilität so überwiegend vertritt, und eine halbe Million Bewaffneter zu dessen Schutze aufgerufen werden kann, ist am wenigsten zu besorgen, daß die Presse, wenn man sie

von einigen ihrer drückendsten Fesseln befreit, die Grenzen einer gemäßigten und nützlichen Opposition je überschreiten werde. Bis jetzt durfte man nicht einmal loben, man mußte schweigen. In einem chinesischen Polizeistaate, wo Alles in Fächer eingetheilt und in Rubriken geordnet ist, mag dies in der Ordnung sein, allein dem Culturzustande, welchen Europa nächst Gott den Germanen zu danken hat, widerspricht es. Zwischen der Theorie, welche lehrt, das Volk dürfe seine Fürsten um ihrer Nase willen absetzen, und dem Vorgeben, es sei nur wegen seiner Regenten da, hat so unendlich viel Discussion Platz, daß ein Antheil an derselben den Oesterreichern gar wohl eingeräumt werden mag. Erst dann, wenn dort ungescheut Jedermann wird sagen und drucken lassen dürfen, es sei im Vaterlande Allerlei zu verbessern, da und dort, und dieses und jenes — — — erst dann wird das Wort Patriot einen Sinn haben, und die erhabene Stellung, welche das Geschlecht der Lothringer im Laufe der Zeiten errungen, eine beneidenswerthe sein.

Nach dem Sprichworte: **Ex ungue leonem**, ließen sich aus dem Prospectus auf das „österreichische Centralorgan für Literatur" selbst allerlei Schlüsse ziehen; z. B. aus dem Umstande, daß er mit der Entwickelung der Sprache beginnt, künftige Gründlichkeit folgern u. s. w. Allein wir enthalten uns dessen und wünschen dem Centralorgan das beste Gedeihen, wenn es dasselbe verdient, und, unter der nämlichen Bedingnng, diesen vom Augenblick eingegebenen und flüchtig hingeworfenen Bemerkungen eine freundliche Beachtung.

Hurter.

I.

Ausflug nach Wien und Presburg im Sommer 1839. Von Dr. Friedrich Hurter. Schaffhausen, 1840.

Erster Theil.

Eine Anzeige dieses Buches, dessen erster Theil blos dem Publikum vorliegt, könnte voreilig und unpassend erscheinen, wenn sie nicht durch die Stellung seines Verfassers und die neuesten, aus den Zeitungen bekannten, damit zusammenhängenden Vorfälle in Schaffhausen gerechtfertiget wäre. Ueberdies kann das veröffentlichte Bruchstück dieser Reise fast als ein abgeschlossenes Ganzes betrachtet werden, und wäre es, wenn auf dem Titel das „und Presburg" fehlte — und einige Bemerkungen darüber werden um so eher den oben angeführten Vorwürfen entgehen, als der mit Hurter in verwandtschaftlichen Beziehungen stehende schaffhauser Correspondent bereits selbst welche zum Besten gegeben hat. Dies als Vorrede, ohne welche ja, wie Herr Hurter in der seinigen sagt, kein Buch und vielleicht auch, si parva licet componere magnis, keine Recension in die Welt treten sollte.

Wir halten es für sehr überflüssig, hier zu erörtern, ob der Verdacht des Kryptokatholizismus, der seit dem Erscheinen der Geschichte Innocenz des Dritten auf dem Verfasser lastet, und durch die Aussage eines Landmannes, der ihn in der Klosterkirche von Katharinenthal die Ceremonien des katholischen Gottesdienstes mitmachen gesehen haben will (was, beiläufig gesagt, kein Verbrechen wäre und eine bloße Anstandssache hätte sein können), verstärkt

wurde, durch das vorliegende Buch eine neue Bestätigung erhalte, und sind der Ansicht, daß, wenn Glaubens- und Gewissensfreiheit auch für die Geistlichen gelten soll, Niemand das Recht hat, gegen den Antistes der schaffhauser Kirche ein inquisitorisches Verfahren einzuleiten, so lange er sich in seinen Amtshandlungen nichts gegen die Lehre und den Cultus seiner Confession — wenn anders für beide eine Gesetzeskraft habende Regel besteht — Verstoßendes zu Schulden kommen läßt. Mag er die Rolle des Hofpredigers Stark bis an sein Ende fortspielen, aus ihr freiwillig oder gezwungen heraustreten, oder endlich ein so guter Protestant sein, als er es nicht zu sein scheint — wir haben es hier nur mit dem Schriftsteller zu thun, der freilich vom protestantischen Geistlichen und vom Menschen schwer getrennt werden kann.

Herr Hurter reist von Schaffhausen durch Vorarlberg über Innsbruck, Salzburg und Linz nach Wien, beschreibt, wie andere Reisebeschreiber auch, das auf diesem Wege Gesehene, und knüpft daran Bemerkungen, die meistens in das Gebiet der Religion und Politik gehören, und, so deutlich sie die Schule bezeichnen, welcher der Verfasser in der letztern angehört, so wenig errathen lassen, wenn sie die erstere berühren, daß sie von einem reformirten Dekane ausgehen. Hier indessen hat der Verfasser theilweise die Vorsicht gebraucht, Andere aussprechen zu lassen, was er wahrscheinlich selber denkt — so, wo von der in Innsbruck befindlichen Jesuiten-Colonie die Rede ist, und auf jenen Blättern, welche eine ihm angeblich von einem tyroler Geistlichen zugesandte Apologie der Kreuze und Bildstöcke enthalten — und nur, was er über die nach Preußen ausgewanderten Zillerthaler sagt, sowie die wenigen Zeilen, in denen er die Verhältnisse der Protestanten in Oesterreich abfertigt, verrathen das geringe

Mitgefühl, das er für seine Glaubensgenossen empfindet, während vorzüglich die etwas ins Breite gezogenen Berichte über die österreichischen Klöster seine Vorliebe für die Religion andeuten, aus deren Schooße diese Anstalten hervorgingen.

Wie man dem Biographen Innozenz **III.** mit Recht vorwerfen kann, daß er, sich auf den Standpunkt jener Zeit versetzend, vergessen hat, es gebe vielleicht noch einen andern, vielleicht den einzig richtigen Ariadnefaden, der durch das Labyrinth der Zeiten und Völker leitet; wie man ihn auf diesem Felde mit seinen eigenen Waffen bekämpfen und ihm entgegenhalten kann, daß sein historiographisches Verfahren, welches, je parteiloser es sein will, desto parteiischer wird, folgerecht durchgeführt fast jeder geschichtlichen Monstrosität zur Apotheose verhelfen kann, eben so ist man befugt, mit dem reisenden Politiker darüber zu rechten, daß er auf der einen Seite nur Stoff zum Tadel, auf der andern nur zum Lobe findend, über dem Bestreben, statt naturgetreue, schmeichelnde Bilder zu liefern, alle Schattenseiten dort übersah, wo sie in seinen Plan nicht paßten, und Wahrheiten ignorirte oder übertünchte, die doch dem Bereiche der Geschichte, dem seinigen, angehören, aber unbequem sind. Das Netz, mit dem er seine Leser zu umgarnen sucht, ist allerdings künstlich gewoben, aber selbst, indem man nie die Ehrerbietung vergißt, welche jeder wohlerzogene Deutsche der Censur schuldet, ist es nicht schwer einige Löcher in dasselbe zu reißen.

Hurters politische Weltanschauung ist wie die persische religiöse — zwei Prinzipien theilen sich in die Herrschaft der Erde, Ormuzd und Ahriman, Legitimität und Radikalismus. Während der Radikale „in dem neu aufgewühlten Schlamm der Revolution behaglich herumplätschert und mit breitem Biberschwanze aus demselben künftige

Glückseligkeit zusammenpatscht" und ,,nur dann sein Werk gelungen erachtet, wenn er unter nichtigen Phrasen Alles in den gleichen Koth, über welchen er dann mit sieggualmendem Bundschuh daher quatschte, hinabgezogen oder die kollerige, bauchbläsige, schäbige Schindmähre Gleichheit geritten" (zu diesen zierlichen, ächt aristokratischen Parfüm ausduftenden Phrasen wurde der Verfasser wahrscheinlich in „jenem kleinen Zimmer auf der Staatskanzlei, in welchem einst Gentz so viele Jahre durch gearbeitet hatte," und in der Gesellschaft von Jarke und Pilat inspirirt), begreift H. Hurter nicht, „wie nicht jeder Adelige, ja Jeder, der noch etwas in der Welt besitzt, so wie Jeder, der dem Recht, seye dessen Objekt oder Subjekt, was nur immer gedacht werden mag, noch einigen Werth zugesteht, nicht ein Legitimist ex asse sein müsse," und es soll sich, um auf einen besondern Gegenstand überzugehen, dieser durch den Herzog von Bordeaux vertretene Legitimität „irgendwo Gelegenheit darbieten, durch Waffenthaten sich auszuzeichnen." „Wie erwünscht," fügt H. Hurter hinzu, „für alle Wohlgesinnten, wie ersprießlich für Frankreich, wenn das Wort, welches seinem Ahnherrn galt, in die Gegenwart übergetragen, auf ihn könnte angewendet werden:

— il régne sur la France
Et par droit de conquête et par droit de naissance!

Das Erstere darum vorzüglich, weil ihm dieses freiere Hand gäbe, die Zustände und Verhältnisse nach richtigeren Grundlagen zu ordnen, frei von den unreinen Einflüssen, welche der Restauration blos den Namen ließen, die Thatsache aber unter ihren Jakobinismus begruben." Daß Hr. Hurter Ludwig Philipp nicht anerkennt, indem er die Herzogin von Angouleme „Königin" und den Herzog von Orleans „Chartres" nennt, steht ihm völlig frei und wird dem Bürgerkönige keine größere Furcht einflößen als die ähn=

liche Weigerung eines andern mächtigen Potentaten; daß er aber einen Bürgerkrieg „erwünscht für alle Wohlgesinnten“ und „ersprießlich für Frankreich“ nennt, bezeichnet am besten ihn und jene ganze Partei, welche, wie ihre im Finstern schleichenden Alles zur größern Ehre Gottes thuenden Schützlinge, stets die heiligsten Namen im Munde führt und die selbstsüchtigsten Zwecke durch die unsittlichsten Mittel zu erreichen sucht. In den Sophismen, mit denen der Verfasser und seine Geistesverwandten sich gegen den Vorwurf des Absolutismus verwahren, sucht man umsonst nach den Merkmalen, welche diesen „Baal“ von der huldreichen Göttin Legitimität unterscheiden, und H. Hurter, der von dem Unwillen und dem Entsetzen spricht „die durch die Aufmerksamen und Redlichen aller Farben, Formen, Lehren und Parteien in Deutschland fuhren, als sie zu lesen bekamen, der Kosakenchef des jeniseiskischen Gouvernements erwiedere die Nachfrage seines mongolischen Grenznachbars über das Wohlbefinden des Kaisers mit den Worten: „Unser Kaiser befindet sich durch Gottes Gnade wohl und darum auch das Volk“ —“ H. Hurter thäte besser, diese Worte, welche ja das Verhältniß der idealen, von Gottes Gnaden regierenden, mit dem Wohle ihrer Völker zusammengewachsenen Herrscher zu diesen am schlagendsten bezeichnen, ganz ungescheut zum Motto seiner „Restauration der Staatswissenschaft“ zu machen.

Mit dem Auge, das in Karl VI. noch einmal alle Strahlen des verbleichenden Sternes der Habsburger vereinigt sieht (was für diese eben nicht sehr schmeichelhaft ist), und mit der geschichtlichen Ansicht, die ihn den Augustus Wiens (nicht Oesterreichs, und diese Beschränkung ist fein angebracht) nennt, streiten zu wollen, ist wohl unnütz, da die völlige Nichtigkeit dieses Monarchen als Feldherr und Staatsmann — davon legen die Türkenkriege und die prag-

matische Sanktion Zeugniß ab — kaum je bestritten wurde. Noch mehr aber widert es an, dem protestantischen Geistlichen gegenüber, welchem das Standbild Josephs des Zweiten nur Veranlassung gibt, über ein an demselben befindliches, die Toleranz versinnbildendes und die Inschrift: Concordia religionum, tragendes Basrelief einige nach dem Anathem und Scheiterhaufen riechende Witze anzubringen, die Vertheidigung dieses Herrschers zu übernehmen.

Wir schließen mit der Vermuthung, der Verfasser werde für den von ihm angedeuteten, vielleicht bald eintretenden Fall, „wenn je seiner simplen Passivität das Weilen unter so lobsamem Bestreben (der in dem neu aufgewühlten Schlamm der Revolution behaglich herumplätschernden und mit breitem Biberschwanze aus demselben künftige Glückseligkeit zusammenpatschenden Radikalen) unmöglich gemacht werden sollte“, auf diesem seinem Ausfluge nach Wien einen schirmenden Hafen aufgesucht, und mit dem Wunsche, er möge ihn gefunden haben.

Zweiter Theil.

Im zweiten Theile des „Ausfluges“ finden wir das Urtheil bestätigt, welches wir bei Gelegenheit der Anzeige des ersten über den Verfasser und seine Anschauungsweise fällen zu müssen glaubten. Wir beschränken uns daher nur auf einige Bemerkungen, um das dixi et salvavi animam meam, zu dem wir durch das künstliche Gemische von Wahrem und Falschem, anscheinender Freimüthigkeit und blendender Sophistik, das uns in diesem Buche entgegentritt, aufgefordert werden, vollständig in Anwendung zu bringen.

Das österreichische Unterrichtswesen, welches der Verfasser auf den Seiten 41—63 bespricht, und was damit zusammenhängt, steht mehr als irgend ein anderer Zweig des öffentlichen Lebens unter dem Schutze jener drei sonderbaren Landesheiligen, Sebastian, Laurentius und Leopold,

von denen nach dem Ausdrucke Abrahams von St. Clara der erste geschossen, der zweite angebrannt und der dritte nicht weit her ist. Selbst H. Hurter gesteht, daß, „nach dem Maßstab des in andern deutschen Staaten Vorhandenen gemessen, der eigentlich wissenschaftliche Unterricht weniger befriedigend sein möchte,“ und findet sich veranlaßt dort Einiges zum tadeln, wo er die Verwerflichkeit des dem Ganzen zum Grunde liegenden Prinzips aus dem die Einrichtung der höhern Lehranstalten folgerecht abgeleitet ist, hätte an's Licht stellen und, statt die Wahrheit mit allerlei Floskeln zu umhängen, nur ihr, aber der ganzen die Ehre geben sollen. Das Prinzip aber hat Kaiser Franz ausgesprochen, als er zu den Professoren von Laibach sagte: „Ich brauche keine Gelehrte, sondern nur gute Unterthanen,“ d. h. wohl Schafe die sich scheeren lassen, ohne zu blöcken; und um diese heranzubilden, sind Gymnasien (mit 6, nicht 5 Klassen) mit 18 wöchentlichen Unterrichtsstunden, Klassenlehrern und Schülern, deren Körper- und Geisteskraft weder durch die Zahl noch durch die Art der Unterrichtsgegenstände zu sehr in Anspruch genommen wird, Lycäen (von diesen schweigt H. Hurter) und Universitäten, „deren Lehrer der Penelope gleich immer dasselbe Gewebe spinnen und lösen,“ mehr als hinreichend. Herr Hurter sollte also schon um seiner eigenen Consequenz willen das unbedingte Lob von Anstalten anstimmen, bei denen es nicht zu befürchten steht, weder, „daß Studentennamen am Schweif von Petitionen an die Landstände über Verfassungsangelegenheiten prangen,“ noch „daß er in der Frage: ob sieben, die das Brod essen, gegen Einen, der das Brod gibt, ihre siebenzählige, nicht Vorstellung, nicht geziemende Bemerkung, sondern runde und bestimmte Einsprache machen können, von so Vielen entschieden werde, sie seyen hiezu vollkommen befugt gewesen, es hätte mithin der eine

zum Rückmarsch blasen und jenen sieben in pflichtschuldiger Deferenz das Feld räumen sollen." — H. Hurter findet es sonderbar, „daß auf den österreichischen Universitäten Geschichte eines derjenigen akademischen Lehrfächer ist, auf welche man keinen besonderen Werth zu legen scheint," und zu den zwei Erscheinungen, durch welche „die Vermuthung einer Ungeneigtheit gegen Geschichte gerechtfertigt werden dürfte," nämlich dem Aufhören des vom Archivar Chmel herausgegebenen, österreichischen Geschichtforschers aus Mangel an Absatz, und dem Projekte einer Akademie ohne Geschichte und Philosophie, hätte er noch als dritte hinzufügen können, daß Geschichte auf den Lycäen zu den sogenannten freien, d. h. zu jenen Fächern gehört, über welche Vorlesungen zu hören die Unterrichtsgeld zahlenden Studirenden nicht verpflichtet sind. Die Ursachen dieser Ungeneigtheit zu erforschen, hat H. Hurter nicht für gut gefunden, und wenn, wie er sagt, Oesterreich als Staat die Geschichte nicht zu scheuen hat, so haben vielleicht die Regierung oder die Lehrer selbst sie zu scheuen. Ob erstere, wollen wir hier nicht untersuchen; von diesen aber finden wir es sehr begreiflich, daß sie bei dem Zwange, den ihnen das vorgeschriebene Lehrbuch, eine erbärmliche Compilation von Namen und Daten, auferlegt, bei der Nothwendigkeit ängstlich jedes Wort zu vermeiden, das irgend höheren Ortes mißfällig aufgenommen werden könnte, es vorziehen, in ihren Vorlesungen selten den Zeitraum vor Christi Geburt zu überschreiten, oder sich gar nur, wie ein ehemaliger Professor an der wiener Universität, in der von ihm verfaßten „Vorgeschichte" herumzutreiben. Allein wir können uns gar wohl erinnern, mit welchem Enthusiasmus die Vorträge Schnellers trotz der ihm und seinen Schriften anklebenden Mängel angehört wurden — es war damals freilich eine andere Zeit — und sind über-

zeugt, die jetzt so verlassene Muse würde bald wieder einen zahlreichen Kreis begeisterter Verehrer um sich versammeln, wenn nicht von Oben herab jede noch so harmlose Regung selbstständiger, freier Forschung im Keime unterdrückt, jeder Pulsschlag des öffentlichen Lebens mit solcher Aengstlichkeit überwacht würde, als handle es sich um den Blutumlauf eines Sterbenden.

Ueber die österreichische Literatur beobachtet der Verfasser gänzliches Stillschweigen, das jedoch beredter und anklagender ist: als es wahrscheinlich in seiner Absicht lag. Dafür weiht er der Censur die Seiten 103—121, und bemüht sich auf diesen Blättern die Liebenswürdigkeit dieser Fee darzustellen, deren Zauberstäbchen, der Rothstift, seiner Ansicht nach das unfehlbare Verwahrungsmittel gegen die Uebel ist, welche sich aus der Pandorabüchse, Preßfreiheit, über die Völker zu ergießen drohen. Abgesehen davon, daß jenes Stillschweigen der schlagendste Grund gegen sie ist, müssen wir uns auch wundern, daß H. Hurter hier in seiner Beweisführung nicht glücklicher war, und wo es darauf ankam, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der präventiven Censur zu zeigen, ihren Gegnern nur leichtes Spiel machte. Wir wollen hier nicht tausendmal Gesagtes wiederholen und verweisen diejenigen, welche das Bündigste, zu Gunsten der Censur Vorgebrachte — die Preßfreiheit spricht für sich selbst — lesen wollen, auf Gentz's Aufsatz über die Briefe des Junius in den wiener Jahrbüchern; wir bemerken blos, daß aus der, übrigens bestreitbaren Unfruchtbarkeit der josephinischen Periode an Werken, „durch welche die Wissenschaften einen vorher nie gesehenen Aufschwung nahmen", die „als niederschmetternde Zeugnisse gegen die Censur gelten müssen, so lange das Menschengeschlecht auf geistige Produktionen einen Werth setzt", nichts gegen

die Preßfreiheit gefolgert werden kann, weil ein Boden, um Frucht zu tragen, des Samens bedarf, der dort fehlte; weil Preßfreiheit, wie die atmosphärische Luft die Bedingung des körperlichen Lebens, die politische Freiheit die des bürgerlichen, so die des geistigen Lebens ist. Eben so wenig beweist gegen sie, daß damals so viel schlechtes Zeug gedruckt zum Vorschein kam; denn es ist besser, daß die bösen Säfte aus dem Körper heraustreten, als daß sie in ihm bleiben und Krankheiten im Organismus verursachen, und man könnte die Preßfreiheit dem Sicherheitsventil an Dampfmaschinen vergleichen, wie sie sich denn auch schon mehrmals als solches bewährte, während durch die Censur Revolutionen nie verhindert, wohl aber herbeigeführt wurden. Daß die Censur „die geistige Entwicklung des Menschengeschlechtes, die Förderung der Wissenschaften nicht hindere", kann zugegeben werden, doch bleibt dann noch darzuthun übrig, was sie fördere, wozu sie denn gut sei und helfe, da selbst H. Hurter nicht umhin kann, von ihr begangene Bêtisen (die übrigens nur eine nothwendige Zugabe dieser auf die barste Willkür gegründeten Einrichtung sind) und die Unzulänglichkeit einzugestehen, mit der sie gegen ausländische Schriften geübt wird. In Beziehung auf diese möchte H. Hurter eine Milderung eintreten lassen; wir finden es aber, wenn hier anders von Consequenz die Rede sein kann, ganz folgerecht, daß auf in- wie auf ausländische Drucksachen der nämliche Maßstab angelegt wird, und behaupten, daß in einem Staate, wo die Herausgabe eines Blattes, wie z. B. die allgemeine Zeitung, nicht erlaubt ist, auch der Vertrieb eines solchen nicht gestattet werden sollte — auch kann ja die Unmöglichkeit, verbotenen Büchern den Eingang zu wehren, eben so

wenig gegen die Censur beweisen, als der Betrieb des Schmuggelhandels gegen die Zollsysteme.

Obwohl es sehr möglich ist, daß H. Hurters Buch in die Protokolle der österreichischen Censur mit der Bezeichnung „transeat“ oder gar „erga schedam“ eingetragen wird, so zweifeln wir doch nicht an dem lebhaften Antheile, den es in allen Kreisen hervorrufen wird, da auch die Gegner der hervorragenden Persönlichkeit des Verfassers, seiner geistvollen, wenn auch einseitigen Anschauungsweise, seiner Gabe, den Leser anzuziehen und zu fesseln, gerne Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Hurter.

II.

Die Befindung der katholischen Kirche in der Schweiz seit dem Jahre 1831. Von Friedrich Hurter. Schaffhausen, 1842. Erste Abtheilung.

Mit dem Motto: Deus nobis haec otia fecit.

Die römisch-katholische Kirche spielt seit geraumer Zeit die Rolle des malade imaginaire mit vielem Erfolge, und hätte nicht eine tausendjährige Erfahrung die Richtigkeit des mephistophelischen Ausspruches über sie bewährt, so müßte man allerdings der Besorgniß Raum

geben, ihr „guter Magen" werde den unverdaulichen Bissen, mit denen sie der Zeitgeist füttert, nicht lange mehr widerstehen können. Wie sich diese fortwährenden Klagen über Verfolgung und Befeindung mit der Gewißheit reimen, welche die Kirche hat, daß ihr, als auf den Felsen Petri gegründet, die Pforten der Hölle nichts anhaben können, ist nicht klar; wir wollen indessen zur Hebung des anscheinenden Widerspruches annehmen, daß sie nur von unbefugten Sachwaltern und kleingläubigen Seelen ausgehen, welche entweder auf die goldenen Strahlen der Heiligenscheine Rechnung machen, oder den furchtsamen Jüngern des Herrn während des Sturmes auf dem See gleichen. In welche Klasse der Verfasser vorliegender Krankengeschichte zu setzen sei, müssen wir unausgemacht lassen; der letztern können wir ihn wohl nicht zutheilen, da er in **foro externo** noch nicht im Schifflein Petri steht, wenn auch in **foro interno** der Geschichtschreiber Innozenz **III.** schon lange zur Bemannung desselben gehören, ja vielleicht seinen Platz sogar mit am Steuerruder haben mag.

Der ehemalige Antistes der reformirten Kirche von Schaffhausen scheint das Unpassende gefühlt zu haben, welches in seinem apologetischen Auftreten für die Kirche liegt, die ihn selbst, so lange er nicht reuig in ihren Schooß zurückkehrt, mit tausend Bannflüchen belegt. Er rechtfertigt es daher, indem er als äußere Veranlassung desselben eine zu Ende des Jahres 1841 mit einem deutschen Prälaten geführte Unterredung angibt, der ihn aufgefordert haben soll zum Besten der Vielen, welche in Deutschland und in der Schweiz eine fragmentarische Kenntniß der Sachlage (nämlich der gegen die römisch-katholische Kirche in der Schweiz systematisch betriebenen Verfolgungen) mit ihm, dem Prälaten, theilen, das Ganze

dieser Verfolgungen in ein Bild zusammenfassen; wogegen nichts einzuwenden ist, da vorausgesetzt werden muß, daß einem reformirten Antistes, die zu einer so heikeln Darstellung erforderliche Unparteilichkeit am wenigsten abgeht. Dazu kam „das befriedigende Gefühl", welches in der „Willfährigkeit" liegt, „für widerrechtlich Beeinträchtigte, für wehrlos Unterdrückte, für solche, die auch nur in untergeordneter Beziehung über Beschwerendes je die mindeste Klage erheben zu dürfen glauben, in die Schranken zu treten, wo es sein mochte," welches „Gefühl" unendlich erhöht werden mußte, „durch das Bewußtsein, solches für die älteste, rechtlichst begründete und legitimste Institution in irgend einem Lande Europas thun zu können" — oder mit einem Worte: wenn es erlaubt ist, bei einer so entschieden römisch-katholischen Angelegenheit eines heidnischen Citates sich zu bedienen, „**victrix causa Diis**" (unter diesen sind hier die Erdengötter, zunächst die radikalen schweizerischen Regenten zu verstehen) „**placuit, victa Catoni**" (dem Antistes Hurter). Endlich schloß sich daran die Ueberzeugung, daß ein Kampf für die römisch-katholische Kirche zugleich ein Kampf gegen die Revolution sei, und da die Grundsätze Herrn Hurters dergestalt „in das erhaltende Prinzip verwachsen" sind, daß er die Herrschaft dieses Prinzips sogar auf die unbedeutendsten Einzelnheiten des Stiles ausdehnt und z. B. das legitime y, wie gerade in „seye" in seinem althergebrachten Rechte wahrt, so braucht man sich nicht mehr zu verwundern, daß er diese Gelegenheit mit Freuden ergriff, um einen Ring zu der Kette zu schmieden, mit welcher die „Bestie" gefesselt werden soll. Der letzte und hauptsächlichste Grund, warum H. Hurter den Ritterdienst für die „wehrlos unterdrückte" römisch-katholische Kirche übernommen, ist also, wie gesagt, weil

ihm diese Kirche für den ersten und letzten Wehrstein gegen die Revolution gilt; doch ist ihm der Versuch, den er im Verfolge der Schrift macht, die Behauptung, daß Revolutionen vorzugsweise in Ländern, wo die römisch-katholische Kirche herrscht, ihren Schauplatz fanden, zu widerlegen oder zu Gunsten derselben zu erklären, nicht gelungen. Er sieht in der französischen Revolution das Ergebniß einer Encyklopädisten-Verschwörung —

si vous mangez du veau,
c'est la faute de Rousseau;
si vous buvez de l'eau claire,
c'est la faute de Voltaire —

und in den Ereignissen auf der pyrenäischen Halbinsel das Erzeugniß geheimer Gesellschaften, die von der Zeit des französischen Einfalls und der englischen Allianz herrühren. Nebenbei thut er auch den Freimaurern die Ehre an, sie ungefähr im Geiste der eben angeführten Verse für die Wurzel alles Bösen zu halten. So viel, um den Geist aus dem die Schrift hervorgegangen, im Allgemeinen zu bezeichnen; um die Quellen, aus denen er bei Abfassung derselben schöpfte, zu charakterisiren, genüge die Angabe, daß ihm von Luzern aus eine Sammlung der seit 1831 dort erscheinenden „schweizerischen Kirchenzeitung, herausgegeben von einem katholischen Vereine", „wohlwollend" zum Gebrauche übersendet wurde, eine Zeitschrift, die sich zum Grundsatz gemacht zu haben scheint, von den Waffen deren sie sich ihrem Progamme zu Folge den Gegnern gegenüber einzig bedienen wollte, nämlich „Wahrheit und Liebe", so lange keinen Gebrauch zu machen, als das Gegentheil derselben ihre Zwecke besser fördert. Findet H. Hurter es passend, den beabsichtigten Eindruck auf den Leser dadurch zu erhöhen, daß

er zur Bestätigung des Behaupteten sogar „protestantische Blätter“ citirt, so wird diese Gunst meistens dem „allgemeinen schweizerischen Korrespondenten“ zu Theil, der, wenn wir nicht irren, in der „hurter'schen“ Buchhandlung erscheint und von Personen redigirt wird, die Herrn Friedrich Hurter sehr nahe stehen. Urbanität ist bekanntlich nicht die Sache der schweizerischen Journalistik, und so kommt es auch, daß dieser schaffhauser Korrespondent in den Blättern der Opposition gewöhnlich als „schaffhauser Strick“ paradirt.

Als Einleitung kann betrachtet werden, was in dieser ersten „Allgemeines“ betitelten Abtheilung unter den Ueberschriften: „Die Revolution von 1798“, „die Zeit der Mediationsakte“, „die sogenannte Restauration“, bis S. 63 von den Schicksalen der römisch-katholischen Kirche in der Schweiz während der genannten Zeitabschnitte erzählt wird. Darauf folgt unter der Rubrik „die sogenannten Regenerationen“ die Darstellung der gegen die römisch-katholische Kirche gerichteten feindseligen Bestrebungen, welche von der Partei ausgingen, die in Folge der in den dreißiger Jahren in den meisten Kantonen der Schweiz vorgenommenen Verfassungsänderungen dort zur Herrschaft gelangte. Diese Rubrik zerfällt wieder, gleich einer wohlgeordneten Predigt, in mehrere Unterabtheilungen, auf deren Inhalt einzugehen durch die Angabe ihrer Aufschriften großentheils erspart wird. Sie folgen hier:

„1. Die öffentlichen Blätter:

a) Deren Tendenz im Allgemeinen.

b) Angriffe auf einzelne Geistliche.

c) Ausfälle gegen die Klöster.

d) Schmähungen gegen den Nuntius und den Papst.

e) Lästerungen weltlicher Autoritäten.

2. Antikirchliche Gesinnungen von Magistratspersonen:
   a) In Reden ausgedrückt.
   b) In Verfügungen und Handlungen.
3. Anderweitiges Wirken der Presse gegen die Kirche:
   a) Der Kalender.
   b) Flugschriften.
   c) Geschichtliche Abhandlungen.
4. Einfluß von diesem Allem auf das Volk.
5. Verfolgungen von Predigten.
6. Verderbniß der Lehranstalten:
   a) Der höhern.
   b) Der niedern Schulen.
7. Kirchenfeindliche Gesetzgebung:
   a) Gemeinsame."

Begreiflicher Weise ist der Verfasser der Preßfreiheit nicht hold, steht jedoch nicht an, von derselben für sich selbst den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Wenn er von der Wirksamkeit der Gegner auf diesem Gebiete spricht, sucht er sie mit Vorliebe durch die Ausdrücke „Troßbuben" und „troßbubenmäßig" zu verdeutlichen. Um zu zeigen, wie wenig verlegen H. Hurter in der Wahl der Bilder ist, wenn ihm eines von den „crapulösen" Blättern der Radikalen in den Wurf kommt, mag folgendes Beispiel dienen:

Seite 107. „Im Jahr 1835 bereiteten die Gebietiger in Aarau einen Kriegszug gegen die Freiämter. Mit der Wuth eines Tigers, mit dem Blutdurst einer Hyäne, mit der Raubgier eines Wolfes sah der Redaktor der „Neuen Züricher-Zeitung" demselben entgegen und machte jenen noblen Passionen seines edlen Gemüthes, seinem brennenden Verlangen in Nro. 112 seines Blattes Luft durch folgende Expectorationen" u. s. w.

Von der nämlichen Zeitung sagt er eine Seite früher, daß sie damals von einem schwarzgallichten, blutdürstigen Menschen redigirt wurde. Nach diesem Allen sollte man glauben, daß die „Neue Züricher-Zeitung" in die Reihe jener von Blut, Schmutz und Wollust trunkenen, zwischen der Guillotine und dem Bordelle geschriebenen Journale der französischen Revolution zu stellen, und ihr Redaktor entweder ein Kannibale in eigener Person oder wenigstens ein zweiter Marat gewesen sein müsse. Und doch ist uns nie zur Kunde gekommen, daß Herr Heinrich Escher, während der Restauration Oberamtmann von Grüningen, dann Regierungsrath und Professor an der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich, jetzt Professor und Kantonsprokurator (Advokat), Herausgeber der schweizerischen Annalen und zu der von H. Hurter besprochenen Zeit Redaktor der „Neuen Züricher-Zeitung", je einen Menschen gefressen oder nach dem Blute eines solchen gedürstet habe — es müßte denn dies etwa damals gewesen sein, als ihm die Führung des Prozesses gegen die Clara Wendel'sche Gaunerbande übertragen war. Ueberhaupt hat es uns vielmals bedünkt, daß die im Interesse der römisch-katholischen Partei geschriebenen Schweizerblätter weder anständiger noch gemäßigter gehalten sind, als die, welche den liberalen, oder wenn man will, radikalen Theorien huldigen. Wer sich davon überzeugen will, nehme z. B. den „Waldstätter-Boten" zur Hand und vergleiche ihn mit dem „Republikaner" oder dem „deutschen Boten". Zudem dient ja die Preßfreiheit Allen, und man kann wahrlich nicht klagen, daß sie in der Schweiz von einer Partei ausschließlich ausgebeutet wird. Am wenigsten ziemt diese Klage wohl der römisch-katholischen Kirche oder denjenigen, welche zu den streitbaren Kämpen derselben gehören?

denn ihr, die des göttlichen Ursprungs und Schutzes so gewiß ist, kann von ein Paar „kirchenfeindlichen Zeitungsschreibern" sicher nicht die geringste Gefahr drohen. Damit soll nicht gesagt werden, daß die oft alles Maß überschreitenden Ausfälle auf physische und moralische Personen, von welchen die Schweizerzeitungen wimmeln, zu billigen sind; allein

Iliacos intra muros peccatur et extra —

und wer Nuntius und Papst vor Schmähungen gesichert wissen will, soll sich auch enthalten, über freisinnige Geistliche Verleumdungen auszustreuen und die dem Radikalismus „verfallenen" höchsten Staatsbeamten von Kantonen wie Bern oder Aargau mit Beschimpfungen zu überhäufen.

Eine eigene Rubrik, die fünfte, ist den „Verfolgungen von Predigten" gewidmet. Wer da weiß, wie oft die Kanzel, besonders in der Schweiz, auch in der reformirten, zu politischen Zwecken mißbraucht wird, kann sich nur darüber wundern, daß Herr Hurter nicht mehr Beispiele solcher „Verfolgungen" anzuführen weiß.

Die „Verderbniß" der Lehranstalten beschränkt sich darauf, daß sie dem Einfluß der Jesuiten entzogen und den Forderungen der Zeit gemäß eingerichtet wurden. Daß die Schülerzahl sich verminderte, liegt theils in örtlichen Verhältnissen, theils erklärt es sich aus dem Umstande, daß bei den neuen Schuleinrichtungen auf die tiefgewurzelten Vorurtheile, in denen ein großer Theil des katholischen Schweizervolkes befangen ist, zu wenig Rücksicht genommen und so geistlichen und weltlichen Volksaufhetzern Gelegenheit gegeben wurde, die Schulreform ihren Klienten als einen Abfall von der Kirche erscheinen zu lassen.

Aus den Thatsachen, die das seit einem Menschenalter „so hastig und mühsam gewordene Drängen" nach Schulverbesserungen begleiten, zieht H. Hurter die Folgerung: „daß mittelst der so laut gepriesenen Schulverbesserungen eine der Kirche feindselige Macht wolle ins Dasein gerufen und, um derselben zum schnelleren Erstarken zu verhelfen, alle diejenigen Mittel in Anwendung gebracht werden, welche mit solchem Erfolg einzig der Radikalismus in Bewegung zu setzen versteht." Wenn man auf dem Standpunkte des Herrn Hurter steht, ist es allerdings eine traurige Aussicht, daß, Dank den „niedern Schulen", Kenntniß bald nicht mehr ein Monopol der Privilegirten, sondern ein Gemeingut des gesammten Volkes sein wird. Er weiß, daß Kenntniß Macht ist, und fürchtet, diese Macht werde der Freiheit in ihrem Kampfe gegen die „Legitimität", d. h. das altgewordene Unrecht, als der unbezwinglichste Verbündete zur Seite stehen. Wir hingegen fürchten nur die Unwissenheit und sehen in dem Hochmuthe, der ein Paar naseweise Schulmeister verleitet haben mag, sich sogar über den Pfarrer zu stellen, noch kein Attentat auf das Christenthum.

Zweite Abtheilung.

An die Spitze der „gemeinsamen kirchenfeindlichen Gesetzgebung" werden von Herrn Hurter die sogenannten badener Artikel gestellt. Ihrer sind 14. Die kontrahirenden Kantone verpflichten sich durch sie, die Abhaltung von Synoden zu bewirken und die bischöflichen Rechte aufrecht zu erhalten und zu schützen; sie verbinden sich zu Handhabung des landesherrlichen Rechtes, vermöge dessen kirchliche Verfügungen dem Plazet der Staatsbehörden unterliegen; gewährleisten die Eingehung gemischter Ehen; verabreden sich wegen der Ehedispenstaxen,

der Feier= und Fasttage; verständigen sich behufs der über die Priesterseminarien und die Prüfungen der Geistlichen auszuübenden Oberaufsicht; garantiren sich das Recht, Klöster und Stifte zu Beiträgen für Schul=, religiöse und milde Zwecke in Anspruch zu nehmen; stellen die Aufhebung der klösterlichen Exemtionen in Aussicht; treffen Vorsorge gegen die Abtretung von Kollaturrechten an kirchliche Behörden oder geistliche Korporationen, gegen Einsprachen, die etwa von Seite kirchlicher Obern gegen die Besetzung von Lehrstellen erfolgen würden, zu welchen den Staatsbehörden das Wahlrecht zusteht; gewährleisten sich das Recht, von der Geistlichkeit den Eid der Treue zu fordern, und verpflichten sich endlich zu gegenseitiger Handbietung und vereintem Wirken, wenn die Rechte des Staates in Kirchensachen gefährdet oder nicht anerkannt würden und zu deren Schutz gemeinsame Maßregeln erforderlich sein sollten.

H. Hurter gesteht selbst, daß in diesen Artikeln eigentlich nicht etwas Neues aufgestellt worden „seye", sondern daß man sich damit begnügt habe, die Brosamen aller auf Verknechtung der katholischen Kirche abzielenden und seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts irgendwo in dem katholischen Europa erlassenen Gesetze, Regulative und Ordonnanzen zusammenzuklauben und dieselben als unbestreitbare Rechte des Staates neuerdings aufzustellen." Unter diesem „irgendwo" sind Spanien und Portugal, Frankreich, Oesterreich, ein großer Theil von Deutschland und Italien zu verstehen; denn in allen diesen Ländern, also in dem bei Weitem größten Theile des katholischen Europa, ist die Gesetzgebung von den nämlichen Grundsätzen ausgegangen, durch welche auch die badener Konferenz=Beschlüsse hervorgerufen worden sind. Nicht blos „seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhun=

derts''; denn H. Hurter wird sich wohl erinnern, daß die constitutiones cleri gallicani aus der Zeit Ludwigs XIV., des allerchristlichsten Königs, der das Edikt von Nantes aufhob, sein Volk mit Dragonaden beglückte und keineswegs ein Radikaler war, herrühren; daß, um noch weiter zurückzugehen, die pragmatische Sanktion und die „Konkordate deutscher Nation'' nicht von Illuminaten, Josephinisten oder Radikalen „formulirt'' wurden; daß, um besonders die Schweiz zu berücksichtigen, der „Pfaffenbrief'' nicht unter dem Einflusse des Küchenzettels im Staadhofe zu Baden abgefaßt wurde. Es ist überflüssig noch mehr Beispiele dieser Art beizufügen; selbst die angeführten beweisen Leuten, wie Herr Hurter, gegenüber nichts, weil für sie gar keine Geschichte existirt. Sie datiren alle, wie Ludwig XVIII., der nach dem Sturze Napoleons mit dem 18. Regierungsjahre anfing. Was sie wünschen es möchte nicht geschehen sein, das negiren sie; damit ists abgethan.

Wir unterlassen es, mit Herrn Hurter darüber zu streiten, ob die Rechte, welche durch die badener Artikel dem Staate in Kirchensachen eingeräumt werden, zu ausgedehnt seien oder nicht. Daß sie in den meisten Staaten, selbst in den katholischen, von der Staatsgewalt in Anspruch genommen und ausgeübt werden, ist Thatsache; und wie das Verhältniß zwischen Staat und Kirche sich gestaltet hat, müssen sie auch ausgeübt werden, wenn jener sich nicht unter die Vormundschaft dieser zu stellen Lust hat. Eine andere Frage, die aber zu erörtern hier nicht der Ort ist, wäre freilich, ob dieses Verhältniß nicht vereinfacht und nach und nach auf den natürlichen Stand zurückgeführt werden sollte. Wer sich über dieses belehren will, beobachte, wie sich in dem am wenigsten verkünstelten Bürgerverbande, den vereinigten Staaten

von Nordamerika, fast täglich Sekten bilden, von denen der Staat als solcher nicht die mindeste Kenntniß nimmt.

Auch die gemischten Ehen bringt Herr Hurter zur Sprache und tadelt, wie natürlich, die auf dieselben bezügliche „Gesetzgeberei". Es macht wirklich dem Verstande, dessen sich unser Jahrhundert rühmt, keine Ehre, daß es gelungen ist, eine so einfache Angelegenheit in diesem Grade zu verwirren. Die Ehegesetzgebung des Staates hat sich ausschließlich mit der rechtlichen, bürgerlichen Seite zu befassen; wer den Anordnungen, die in diesem Sinne getroffen werden, genügt, mag sich verehelichen, wenn es ihm beliebt, und es ist nicht Sache des Staates sich darum zu bekümmern, ob die Parteien sich von einem katholischen oder reformirten Pfarrer trauen lassen oder sich mit der Sanktion eines weltlichen Beamten begnügen. Dies muß ihrem Gewissen überlassen bleiben. Die katholische Kirche hat ohne Zweifel das Recht, die Bedingungen zu bestimmen, unter denen sie ihre Sakramente ausspenden will, und da noch überdies nach ihrer eigenen Dogmatik der Segen ihrer Priester zur Gültigkeit einer Ehe gar nicht wesentlich ist, so ist nicht abzusehen, wie der Staat, wenn seine Beamten die Grenzen ihrer Gewalt nicht überschreiten, mit ihr wegen der gemischten Ehen in Konflikt gerathen soll.

In der 8. Rubrik gibt H. Hurter eine Charakteristik der schweizerischen katholischen Geistlichkeit im Allgemeinen. Daß diejenige Minorität derselben, welche sich „von den reformatorischen Stürmen herumwirbeln" läßt, die „Partei des sogenannten Fortschrittes" keine günstige Beurtheilung erfährt, versteht sich nach dem, was über die Denkweise des Herrn Ex-Antistes bekannt ist, wohl von selbst. Wie verschieden das Maß ist, mit dem Herr Hurter mißt, dies zu zeigen genügt folgendes Beispiel.

Im Jahre 1833 kamen eine Anzahl katholischer Geistlichen, „insgesammt als warme Anhänger der politischen Revolution, als vertraute Freunde mancher ihrer Förderer und Beförderten bekannt", im Bade Schinznach zusammen und schlossen zum Zwecke der innern und äußern Entwickelung und der grundsätzlichen Verbreitung des wahren katholischen Kirchenlebens eine Vereinigung. Herr Hurter sagt, man habe sich wohl in Acht genommen, Keinen um den Beitritt anzugehen, „der zu den Ultramontanern gezählt wird, der neben dem bestehenden Kirchenregiment ein anderes nicht aufstellen will, und zu seinen höchsten Verpflichtungen durch das Gelübde gegen die Kirche genugsam sich verbunden glaubt, ohne in untergeordneter Verbrüderung hiefür sich anheischig machen zu sollen." Ein paar Seiten später spricht er von den Vereinen, die sich fast gleichzeitig in Pruntrut, in den Kantonen Solothurn, Freiburg, Luzern bildeten, mit dem Zwecke, „die katholische Kirche gegen die Eingriffe und Anmaßungen des Radikalismus zu schützen." Die Verbindung in Luzern beschränkte sich ausschließlich auf Geistliche, denen es H. Hurter jedoch nicht übel nimmt, daß sie sich „in untergeordneter Verbrüderung" für das, was er ihre höchsten Verpflichtungen nennt — ein Ausdruck, der freilich verschiedene Auslegungen zuläßt — anheischig machten. Er sucht auch die Bezeichnung „Ultramontaner" zu Ehren zu bringen in einer Erörterung, die hauptsächlich auf gewisse monarchische Sympathieen berechnet ist. Er meint nämlich unter Anderem, wenn in Böhmen oder Mähren eine Partei erstarkte, die auf Losreißung von dem „allerhöchsten Erzhause" ausginge, müßte man dort die „treuen und loyalen Angehörigen des erlauchten Erzhauses" folgerichtig „Ultradanubier" nennen. Herr Hurter scheint dem „allerhöchsten und er-

lauchten Erzhause" damit einen Wink geben zu wollen, daß die „Ultramontaner" der Schweiz dessen Schutz so gut verdienen, wie die „Ultradanubier" in Böhmen und Mähren, wenn jene Voraussetzung wirklich einträfe.

Herr Hurter mag Recht haben, wenn er sagt, die Geistlichkeit der katholischen Kirche in der Schweiz habe in ihrer überwiegenden Mehrzahl die Vergleichung mit derjenigen irgend eines Landes nicht zu scheuen. Denn die Mehrzahl des katholischen Klerus gleicht sich in allen Ländern.

In der 9. Unterabtheilung „Rückwirkung auf das Volk" werden die reaktionären Bestrebungen zusammengestellt, die sich als eine nothwendige Folge des zu raschen und rücksichtlosen Reformirens geltend machten. Solche Reaktionen finden überall statt wo die Entwicklung sprungweise geschieht. Beispiele finden sich in der Geschichte aller Länder. Es läßt sich aus ihnen kein anderer Schluß ziehen, als der, daß die Regenten, besonders in Republiken, sich nie anmaßen sollen um Vieles gescheidter zu sein als die Regierten.

In der zweiten „Besonderes" überschriebenen Abtheilung wird die Musterung der einzelnen Kantone mit Zürich begonnen. Die Rolle aber, welche H. Hurter die Regierungen dieses Kantons in dem großen Trauerspiele der „Befindung der katholischen Kirche" spielen läßt, ist keine hervorragende. Gleich auf der ersten Seite dieser Abtheilung ist uns ein Ausdruck aufgefallen der vielleicht als Beweis dienen könnte, wie tief sich Herr Hurter in hierarchische und feudale Zustände hineingelebt habe. Er sagt nämlich, in Folge der Mediationsakte seien mit Zürich zwei kleine katholische Gemeinden vereinigt worden: Dietikon, Eigenthum der Cisterzienserabtei Wettingen, und Rheinau. Wir haben geglaubt, die Zeiten, wo

eine Gemeinde Eigenthum eines Klosters war, seien in der Schweiz schon so lange vorüber, daß kein Einwohner dieses Landes sich einer solchen an Leibeigenschaft erinnernden Bezeichnung mehr bedienen möchte. Sonst heißt es gewöhnlich: die Freunde meiner Freunde sind auch meine Freunde. Die zürcher Konservativen sind Freunde der luzerner Konservativen, und diesen ist Herr Hurter sehr zugethan, allein jenen keineswegs. Er kann es denjenigen, welche durch den 6. Sept. 1839 „an die Spitze der Geschäfte zusammengespült wurden" nicht verzeihen, daß sie „in das hinterlassene Erbe eintraten, ohne ein **Beneficium inventarii** für nothwendig zu erachten" oder mit andern Worten, daß sie den Beschwerden des Klosters Rheinau nicht abhalfen. „Diese Leute", sagt er, „haben sich nachmals, als die Frage, wer vom Mai 1842 an auf den gepolsterten Sesseln sitzen sollte, ernster behandelt wurde, die Benennung Konservative geben lassen!" Daß Herr Hurter in Allem, was sich auf Legitimität und Konservatismus bezieht, ein Kenner ist, kann man ihm nicht absprechen.

Bei Bern kommen die Wirren wegen des Eides zur Sprache, der 1832 von den Geistlichen verlangt wurde, und den sie verweigerten, ungeachtet der Bischof ihn genehmigt hatte. Ferner die militärische Besetzung der vormals bischöflich-baselschen Landschaften, welche von dem wiener Kongreß dem Kanton Bern einverleibt worden waren, wegen Widerspänstigkeit gegen Gesetze, die der große Rath des Kantons angenommen hatte. Mit Vorliebe beruft sich Herr Hurter bei dieser Gelegenheit auf die in Bern erscheinende Allgemeine Schweizerzeitung, „die für das Recht stets muthvoll in die Schranken tritt." Diese Zeitung ist die nämliche, welche, als der Tod des Orientalisten Peter von Bohlen in den deutschen Blättern

vielfach bedauert und eine Biographie desselben angekündigt wurde, dazu bemerkte, in Deutschland mache man um einen todten Professor so viel Lärmen, während täglich hundert Schneider und Schuster stürben, die der menschlichen Gesellschaft viel nützlicher wären, ohne daß sich irgend jemand um sie kümmerte. Die Allgemeine Schweizerzeitung gilt für das Organ des berner Patriziates; wer daran zweifelt, den muß die gewählte „echt aristokratischen Parfüm ausduftende“ Sprache derselben überzeugen.

Am weitläufigsten werden die Zustände des Kantons Luzern von Herrn Hurter abgehandelt. Dieses Land übte von jeher, noch bevor es einer der drei Vororte wurde, und besonders seit der Nuntius dort residirte, in katholischen Angelegenheiten großen Einfluß aus. Die politische Wichtigkeit desselben gründete sich auf die Stellung zu den es umgebenden katholischen Kantonen, die zugleich den Mittelpunkt der Eidgenossenschaft bilden. Diese Stellung hängt aber wesentlich von der Richtung ab, welche der Kanton im Innern einschlägt, und da letztere seit dem Jahre 1831 den Wünschen der Partei, die Herr Hurter vertritt, durchaus nicht entsprach, so mußte von derselben wohl Alles aufgeboten werden, sie zu ändern. In der That hat sich die Regierung, welche im Jahr 1841 vom souveränen luzerner Volke verworfen wurde, empörende Dinge zu Schulden kommen lassen. Sie duldete, daß ein Protestant eine Privaterziehungsanstalt errichtete. Im Jahre 1833 nämlich verbanden sich acht Hausväter der Gemeinde Willisau, in der Absicht, ihren Kindern eine umfassendere Bildung zu geben, als die Primar- und Sekundarschulen darboten, zum Ankaufe des vormaligen oberamtlichen Schlosses daselbst, und beabsichtigten, Herrn Friedrich Fröbel aus Deutschland zu

berufen, damit er „mitten unter einer katholischen Bevölkerung eine protestantische Erziehungsanstalt begründe.“ **Horribile dictu!** Und die luzerner Regierung schritt nicht ein; sie gestattete, daß diese Anstalt wirklich ins Leben trat. Noch mehr. Im Jahr 1834 setzte die Regierung einen Pfarrer ab, der eine päpstliche Bulle, welcher das landesherrliche Plazet versagt worden war, seiner Gemeinde von der Kanzel herab aus einem Zeitungsblatte vorgelesen und, zur Verantwortung gezogen, sich damit entschuldigt hatte, „er sei der Meinung gewesen, was gedruckt erschienen sei, dürfe auch Andern aus dem Abdruck vorgelesen werden.“ Auch hob sie zwei Franziscanerklöster auf, von deren Bewohnern Hr. Hurter sagt, daß Niemand, der in Luzern „bessern politischen Gesinnungen huldigte“, sich besonders zu ihnen hingezogen fühlte. Weiter unten nennt er sie naserümpfend „höchst liberal gesinnte Herrn“ und wundert sich, daß mit solchen der Anfang gemacht wurde. Uns wundert, daß ihn dies wundert; denn da sie „höchst liberal gesinnte Herren“ waren, wurde ihnen mit der Aufhebung gewiß ein Gefallen erzeigt.

Nachdem Hr. Hurter über die Maßregeln der luzerner Regierung bezüglich der Klöster berichtet hat, gibt er, „um die vielen schiefen Urtheile über die Klöster, besonders über die Frauenklöster, zu berichtigen, welche in unsern Tagen gehört werden“, einen Brief zum Besten, den eine Novize vor Ablegung ihrer Gelübde an ihren Vater schreibt. Wir bedauern, dieses Aktenstück hier nicht folgen lassen zu können, weil es zu weitläufig ist, und begnügen uns, eine Stelle desselben anzuführen: „Oft und mit großem Ernste sagt uns die würdige Mutter: wer nach der Natur leben wolle, der solle nur fortgehen.“ In diesen Worten spricht sich die ganze römisch-

katholische Weltansicht aus, welche Leute wie Hurter, Görres, Haller, uns so gern wieder als die einzig wahre aufschwatzen möchten. Göthe hat sie in ein paar Verse gebracht:

> Natur ist Sünde, Geist ist Teufel,
> Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
> Ihr mißgestaltet Zwitterkind.

Der Mensch soll aber nach der Natur leben, und seine Versuche, übernatürlich zu leben, schlagen meistens in das Gegentheil um, nämlich in das Gebiet des Un- und Widernatürlichen. Die Engel welche mehr sein wollten, als wozu Gott sie geschaffen, stürzte er in den Abgrund; die Menschen, welche werden wollten wie Gott, sündigten und wurden aus dem Paradiese verstoßen; die Mönche und Nonnen, welche leben wollten wie die Engel, haben das Sprichwort veranlaßt: Klöster, des Teufels Nester.

Das Maß der luzerner Regierung machte voll, daß von ihr die badener Konferenz-Beschlüsse angeregt und gefördert wurden. Allein erst im Jahre 1841 lief es über. Die neue, vom Papste gebilligte Verfassung des Kantons wird auch vom ehemaligen Antistes der reformirten Kirche von Schaffhausen für vollkommen preiswürdig erklärt, und zum Schlusse von ihm der undankbaren Mühe eines Zürcherblattes gedacht, das „über konservative Bemühungen Worte zu machen für zuträglich gefunden hat, und die neuen Behörden des Kantons unabläßig zum Widerstand gegen Rom aufstachelt."

In dem Abschnitte der von Schwyz handelt und die dortigen Verfassungsstreitigkeiten, den Hörner- und Klauenkrieg und die Besetzung des Landes durch eidgenössische Truppen (im August 1833) bespricht, schien uns des Hervorhebens werth, was Herr Hurter über die

Streitigkeiten sagt, welche sich zwischen dem Flecken Einsiedeln und dem dortigen Kloster immer wieder erneuern. Uns bedünkt es, diese Uneinigkeit sei keineswegs geeignet, „die vielen schiefen Urtheile, welche man in unseren Tagen über die Klöster hört", im Sinne des Hr. Hurter zu berichtigen. Außer man müßte von einem ähnlichen Grundsatze ausgehen, wie jener Jude in der Novelle des Boccaccio, der sich zum Christenthum bekehrte, nachdem er die Verdorbenheit des Klerus in dem Maße, wie er sich Rom näherte, immer zunehmen und hier auf den höchsten Punkt steigen gesehen hatte.

Die Wirren, welche durch die Abschaffung der Vorrechte der Katholiken und die Durchführung des Grundsatzes der Rechtsgleichheit in der neuen Verfassung von Glarus in diesem Kantone hervorgerufen wurden (1836), die Streitigkeiten wegen des von den Geistlichen geforderten Eides und wegen der von den Behörden dekretirten gemeinsamen Feier der Näfelserfahrt werden, nachdem sie, so viel uns bewußt ist, eine friedliche Erledigung gefunden haben, von H. Hurter von Neuem des Breitesten dargelegt und mit deklamatorischen Arabesken verziert, vermuthlich in der löblichen Absicht, dadurch das Seinige beizutragen, zu der so wünschenswerthen Verständigung und Einigung seiner lieben Eidgenossen.

Daß einige Szenen des von Hr. Hurter komponirten Dramas: „Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz," sogar in Freiburg spielen, sollte man, die Sache oberflächlich betrachtet, gar nicht für möglich halten. In Freiburg, dem Jesuitenparadiese, dem schweizerischen Paraguay! Und dennoch ist es so. Hr. Hurter erzählt uns, daß dort „schon" im Jahre 1814 „sogenannte liberale Ideen zum Vorschein kamen", schon damals eine Verschwörung gegen die „in Wurf liegende"

Verfassung bestand – ein Ausdruck, der, beiläufig gesagt, auf die Verfassungen jenes Zeitraums sehr gut paßt. Sie lagen alle „in Wurf"; und wenn sich das Volk schon bückte, so wurde es von ihnen doch hart getroffen. Allein glücklicherweise wurde das Komplot zu rechter Zeit entdeckt, und gegen die Haupttheilnehmer „verfügt, was zu jener Zeit noch als angemessen erachtet werden durfte." Wahrscheinlich bedeutet diese euphemistische Umschreibung des H. Hurter, daß ein paar Kerle, die von den sogenannten liberalen Ideen angesteckt waren, gehängt oder geköpft wurden. Wir können uns vorstellen, wie sehr H. Hurter bedauert, daß solche Auskunftsmittel in unserer Zeit nicht mehr „für angemessen erachtet werden dürfen." Wie bequem war es als die Censur noch mit dem Henkerbeile geübt wurde!

Seit jener „angemessenen Verfügung" wurde Freiburg nach der Aussage des Herrn Hurter gut und väterlich regiert. Allein im Jahre 1830 säete der Teufel auch dort Unkraut unter den Weizen. Das Volk gerieth in „Bewegung und Spannung" und die Verfassung mußte geändert werden.

Dritte Abtheilung.

In der dritten und letzten Abtheilung dieses Martyrologiums (auf Nachträge darf man sich aber jedenfalls gefaßt machen) wird zuvörderst der Bericht über die „Befeindung der katholischen Kirche" im Kanton Freiburg zum Schlusse gebracht. Wie H. Hurter erzählt, „hielten dort die Festigkeit des Bischofs, die Einigkeit der Geistlichen, die Gesinnungen des Volkes den Radikalismus stets im Schach." Wer jedoch am Ende matt werden wird, des Herrn Exantistes Schützlinge, die freiburger Jesuiten, oder der „Radikalismus", wird die Zukunft

lehren. Diejenigen, welche als Füchse wiedergekommen sind, werden wohl endlich, und zwar für immer, wie Hunde hinausgeworfen werden.

Daß trotz des Umstandes, daß die Staatseinrichtungen, die Regierungsweise, die herrschenden Grundsätze, die religiösen Verhältnisse, der Glaube des Volkes und die Stellung der Kirche in den Kantonen Freiburg und Solothurn „ehedessen" viel Uebereinstimmendes darboten, der Versuch hier einen ähnlichen Umschwung zu bewerkstelligen wie dort, an der Festigkeit des ersten Beamten der Kantons, an der Einigkeit der Behörden, an den Gesinnungen der Mehrzahl scheiterte, dafür möchte Hr. Hurter auf die Häupter der „radikalen Machthaber" gerne Feuer vom Himmel regnen lassen; denn er ist ein Altardiener der zornigen Jehovah und macht stets seine eigene Sache zu der seines Gottes. Wenn man die Darstellung der Verfolgungen welche die römisch-katholische Kirche im Kanton Solothurn erlitten haben soll, von allem Phrasenschmucke entkleidet, so bleibt als Kern eine Streitigkeit zurück, in welche die dortige Regierung verwickelt wurde, als sie ihr Recht auf die Wahl eines Dompropstes geltend machte. Auf den von ihr zu dieser Würde Erhobenen scheint es Herr Hurter vorzüglich abgesehen zu haben, er verweigert ihm sogar das Prädikat „Herr", welches er im ganzen Verlaufe der Schrift Leuten seiner Farbe beizulegen nie vergißt. Börne sagte einmal bei ähnlicher Veranlassung: „Wenn ich von mir selbst rede, heiße ich Börne; wenn andere Leute von mir sprechen, heiße ich Herr Börne." Aber für Herrn Hurters Höflichkeit ist wahrscheinlich die Regel des Generalinquisitors Sotomajor maßgebend, welche vorschreibt, daß man mit der Benennung „Herr" bei Ketzern und der Ketzerei verdächtigen Personen nicht allzu freigebig sein dürfe. Und wie viel weniger bei solchen, die,

wie der designirte Herr Domprobst Kaiser, „mit mehrern der ausgeprägtesten Radikalen auf vertrautem Fuße leben!“

Die Unterhandlungen wegen der Errichtung eines Kantonalbisthums, das gegen Herrn Alois Fuchs wegen seiner Predigt: Ohne Christus kein Heil, durchgeführte Inquisitionsverfahren und die Selbstaufhebung der Benediktinerabtei Pfäffers, geben Herrn Hurter, wenn er vom Kanton St. Gallen spricht, hauptsächlich den Stoff zu seinen Deklamationen. Er wendet sich mit denselben auch gegen den „nicht kleinen“ Theil der Geistlichkeit, der in St. Gallen „damals“, nämlich in den dreißiger Jahren (wie wir vermuthen, noch jetzt) „durch eben denjenigen Geist bewegt wurde, der soeben über die politischen Verhältnisse die Oberhand erhalten hatte.“ Baumgartners geschieht keine Erwähnung; er hat mit der Kirche und mit Herrn Hurter seinen Frieden gemacht und seine Sünden sind ihm vergeben!

Des Volkes Widerwillen gegen Neuerungen und der „wenige Boden, welchen der Liberalismus bis dorthin in Graubünden gefunden hatte“, sind Ursache, daß Herr Hurter aus diesem Lande bloß von Vorkehrungen zu berichten weiß, in denen erst die Keime der Feindseligkeit gegen die Kirche liegen. Dies hat Aehnlichkeit mit dem entfernten Versuch zur Theilnahme an einem entfernten Versuche zum Hochverrath des baierischen Strafgesetzbuches. Sonst scheinen die graubündnerischen Zustände von dem Geschichtschreiber Innocenz' **III.** mit Wohlwollen betrachtet zu werden. Denn da ist noch ein schönes Stück Mittelater, und die **confusio divinitus conservata**, die vorzugsweise noch im Quellengebiete des freien Rheines herrscht, kann Leuten, die wie Herr Hurter gerne im Trüben fischen, nur willkommen sein. Es ist aber, um die eigenen Worte Herrn Hurters zu Ehren zu bringen, kaum zu bezweifeln, daß

der Einfluß von Außen her den Boden Graubündens für die Neigungen des Liberalismus allmählig urbar zu machen beflissen sein werde.

Die Geschichte dessen, was Herrn Hurters Pflegebefohlene, die römisch-katholische Kirche in der Schweiz, im Kanton Aargau litt und leidet, wird feierlich durch einen Spruch aus Tacitus eröffnet: **Malunt suam licentiam quam omnium libertatem.** Wie leicht ließe sich die Spitze desselben gegen diejenigen kehren, die Herr Hurter vertritt! Sie machen es jetzt, wie die Legitimisten in Frankreich da es mit dem Despotismus nicht mehr gehen will, versuchen sie es im Namen der Freiheit. **Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps.** Motto gegen Motto gehalten — passender wäre es gewesen und tragischer hätte es sich ausgenommen, wenn Herr Hurter begann: **Jnfandum regina jubes renovare dolorem** —

Im Aargau, sagt Herr Hurter, habe sich mit Erschaffung des Kantons mittelst Bonapartes Machtwort ein der Kirche abholder Geist geregt, im Verlaufe der Zeit zum wildesten Radikalismus und zur bewußten Feindseligkeit gegen die Kirche in planmäßiger Verfolgung derselben, ihrer Institute, ihrer Rechte, ihrer Diener, ihrer getreuen Glieder sich ausgebildet, und alle Organe, durch welche eine Manifestation desselben möglich ist, in überfließendem Maße sich angeeignet. Unkundige Leser jeder Art, besonders in Deutschland, auf die Herrn Hurters Darstellung vorzüglich berechnet sein mag, werden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und kundige Diplomaten sie mit einem Lächeln des Einverständnisses reiben, wenn ihnen zu Gesichte kommt, was der gelehrte Herr Exantistes über das Wüthen der Nerone und Domitiane des Aargaus meldet. Allein er mühet sich umsonst ab, Solchen, die den wahren Sachverhalt zu beurtheilen im Stande sind, glau-

ben zu machen, daß eine Regierung, die weder über ein stehendes Heer noch über eine Civilliste gebietet, in einem Lande wo die Presse frei, die Gerichte unabhängig sind, nicht nur den Versuch machen, sondern ihn auch mit folgerechter Härte durchführen könne, die Religions- und Gewissensfreiheit einer so zahlreichen Minderheit, wie jener der Katholiken des Aargaus, zu beeinträchtigen und zu vernichten. Herr Hurter hat Farben auf seiner Palette aufgetragen, die zu einem ganz andern Gemälde zu verwenden wären. Wenn er uns z. B. das Verfahren schildern wollte, dessen sich der väterlich-monarchisch regierende Nikolaus (wenn wir nicht irren, ist ja eine solche Regierungsform Herrn Hurters Ideal), der patriarchalisch regierende Nikolaus bedient, um seine lieben aber nicht getreuen Unterthanen im Zarthum Polen zur alleinseligmachenden griechischen Staatsreligion zu bekehren, so ließe sich die grellste Beleuchtung, das düsterste Kolorit allenfalls rechtfertigen. Wollte er uns — Herr Hurter ist ein großer Historiker, die münchener Akademie zählt ihn seit Kurzem zu ihren Mitgliedern, und er darf es nicht übel nehmen, wenn wir mit ihm einen Spaziergang in die Vergangenheit machen — wollte er uns schildern, wie die römisch-katholische Kirche, wo sie die herrschende war, ihren Einfluß auf die weltliche Macht benutzte, um zu „konvertiren": in Salzburg z. B. wo ein Erzbischof, der zugleich Landesherr war, Tausende mitten im Winter von Haus und Hof verjagte — glücklich waren, denen nichts Schlimmeres geschah! — in Frankreich, nicht etwa unter Ludwig XIV., oder früher, oder kurz vor der Revolution — das sind alte Geschichten — sondern noch während der zweiten Restauration, als fromme Prälaten dazu mitwirkten, einem Vater seine Kinder zu stehlen — auch dazu gab die Religion einen Vorwand — und die Gesetze taub blieben für die Stimme des Gekränk-

ten; wollte er uns schildern, wie ein Häuflein harmloser Landleute, die nichts besaßen, als die Bibel und ein paar Spannen heimathlichen Bodens, diesen zu verlassen gezwungen wurden, weil sie auf jene Verzicht zu leisten sich weigerten — diese Geschichte der Zillerthaler ist noch im frischen Andenken und trauriger als Alles, was sich „seit dem Jahre 1831“ im Aargau zutrug — wenn er uns dies schildern wollte und Aehnliches, so würden wir uns nicht wundern, und wäre seine Sprache noch heftiger und bitterer. Allein für die Sache herrschsüchtiger und unduldsamer Priester wird er unsere Theilnahme nie gewinnen, und desto weniger je leidenschaftlicher er sie führt.

Das Verfahren, welches im Aargau und in der Tagsatzung gegen die Klöster eingeschlagen wurde, findet in dem Abschnitte, der von diesem Kantone handelt, eine ausführliche Würdigung — eine Würdigung nämlich von dem Standpunkte, auf den sich nun einmal Herr Hurter gestellt hat. Leser, die mit den Verhältnissen weniger bekannt sind, thun wohl daran, wenn sie den thatsächlichen Angaben Herrn Hurters, zu deren Bestätigung er allerlei, meistens anonyme oder gar handschriftliche Quellen anführt, nur einen sehr bedingten Glauben schenken; denn Herr Hurter hat die Gewohnheit, sich selbst zu zitiren. Er thut dies z. B. überall, wo er sich auf die im Mai 1841 erschienene Denkschrift: Die aargauischen Klöster und ihre Ankläger, beruft, deren Verfasser, wie er sagt, der aargauischen Staatsschrift Schritt für Schritt folgte und schonungslos deren Entstellungen, Lügen, Verdrehungen der Geschichte, Luftsprünge, falsche Schlüsse, Urkundenverfälschungen, bodenlose Behauptungen, kurz, das ganze, zwar für die Menge wohl berechnete, aber mit ausgeschämter Frechheit angelegte Gewebe aufdeckte. Dieser Verfasser ist aber Niemand, als der Herr

Exrantistes selbst. Er zitirt sich selbst, wie wir mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen zu dürfen glauben, wo er die Aeußerungen einer deutschen Zeitschrift über die aargauische Staatsschrift anführt. Da auf der Seite, auf welcher Herr Hurter kämpft, die Autoritäten, die unfehlbare des Papstes ausgenommen, in neuern Zeiten ziemlich selten geworden sind, so hilft Herr Hurter dem Mangel durch den Kunstgriff ab, daß er seine eigene spaltet.

Die radikalen Gebietiger des Thurgaus werden von Herrn Hurter verhältnißmäßig glimpflich behandelt. Wenn sie nicht Veranlassung gegeben hätten, ein gewisses fiskalisches Gelüste nach dem Klostergute bei ihnen vorauszusetzen, so würde er sie vielleicht ganz übergangen, oder wenigstens nur der Vollständigkeit wegen eingereiht haben. Im Thurgau macht das Vermögen der Karthause Ittingen den größten Theil des fraglichen Klostergutes aus, und es gehört ein Hurter dazu, um sich dagegen aufzulehnen, daß es nach angemessener Versorgung der gegenwärtigen Nutznießer desselben, die jetzt unter der Leitung ihres Priors, eines ehemaligen Bauernknechtes aus dem Kanton Schwyz, Gott durch ausschließlichen Genuß von leckern Fastenspeisen ehren, zu gemeinnützigen Zwecken verwendet werde.

Ueber Tessin scheinen Herr Hurter die Daten zu fehlen, oder er beobachtet über das Benehmen der durch die Revolution von 1839, an deren Spitze der Oberst Luvini stand, verdrängten „konservativen" Regierung und die Kulturstufe, auf welcher sie das Volk „konserviren" wollte, ein kluges Stillschweigen. Eigentlich wäre es eine, des Mitgliedes der historischen Klasse der münchner Akademie der Wissenschaften würdige Aufgabe gewesen, nachznweisen, daß an dem verwahrlostrn Zustande des Volkes in diesem

Kanton, der bis auf die neueste Zeit thatsächlich von der Geistlichkeit beherrscht wurde, Niemand Schuld sei als der revolutionäre Zeitgeist und die Radikalen.

In Wallis spuckt die „junge Schweiz", eine geheime Gesellschaft mit allerlei mysteriösen Symbolen z. B. einem Todtenkopfe, Eiden und Erkennungszeichen. Einige Mitglieder derselben haben sich sogar schon unterfangen, Ehen ohne priesterliche Einsegnung zu schließen und ihre Kinder selbst zu taufen. Zu „Verbreitung ihrer Lehren, zu allmähliger Untergrabung der alten Treue, Sittlichkeit und Religiosität des Volkes, zu Einpflanzung eines wilden, frechen, gegen alle Ordnung störrigen Sinnes", haben sie das „gleiche wirksame Mittel mit ihren Meinungs- und Bestrebungsgenossen anderer Kantone, die Herausgabe eines öffentlichen Blattes" (**Echo des Alpes**) ergriffen. Herr Hurter darf sich beruhigen; in Wallis scheint dafür gesorgt zu sein, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Sollen wir unser Urtheil über alle drei Abtheilungen der Schrift des Exantistes von Schaffhausen in wenige Worte zusammenfassen, so müssen wir sie das Ergebniß gekränkten Ehrgeizes und persönlicher Gereiztheit nennen und uns auf das Entschiedenste gegen die Unsittlichkeit aussprechen, welche in dem Widerspruche zwischen der hier zur Schau getragenen, so lange schon gehegten Gesinnung und der äußern Stellung des Verfassers liegt. Ohne jenen Anstoß von Außen hätte er wahrscheinlich noch geraume Zeit die Stelle eines Antistes der reformirten Kirche von Schaffhausen zu bekleiden sich nicht gescheut — jetzt, nachdem er die Maske fallen zu lassen gezwungen wurde, entladet er seinen Groll mit dem ungestümen Eifer eines Konvertiten, nicht gegen seine Feinde — dies sind zunächst

die glaubenseifrigen Protestanten — sondern gegen diejenigen, deren Befeindung seine hohen Gönner gerne sehen. Der Schweiz, deren freie Institutionen er mit Hohn von sich stößt, gehört er nicht mehr an; Deutschland wird ihn nicht adoptiren, und wenn ihn Herr von Jarcke in Wien nicht zum Handlanger brauchen kann, bleibt ihm nichts übaig, als sich in München niederzulassen, zwischen Philipps und dem Herrn von Ringseis.

Ein Schildknappe des Herrn v. Haller.

Revolution und Restauration der Staatswissenschaft. Historich und kritisch dargestellt durch Theodor Schärrer*). Luzern 1842.

Der ehemalige Redaktor der Schildwache am Jura, welche mit der allgemeinen Schweizerzeitung die journalistische Pairskammer der mit der protestantischen Aristokratie verbündeten römisch-katholischen Demagogie bildete, hat sich in dieser Schrift die undankbare Mühe genommen, aus der hallerschen „Restauration der Staatswissenschaft" die Quintessenz zu ziehen. Er hätte die Muße,

---

*) Sch. hat seitdem vom Papste einen Orden und von der Luzerner Regierung eine Anstellung erhalten.

zu der ihm die solothurner Regierung verhalf, leicht besser anwenden oder wenigstens sich das Abschreiben vieler Zitate ersparen und den Umfang seines Buches bedeutend vermindern können (für Leser desselben kein geringer Vortheil), wenn er sich darauf beschränkt haben würde, aus den „historischen Urkunden" von drei bis viertausend Jahren her folgende Sätze zu abstrahiren und als vollkommen erwiesen hinzustellen:

1. Die Menschen theilen sich in zwei Klassen: die einen werden mit Sätteln auf dem Rücken, die andern mit Spornen an den Fersen geboren.

2. Diejenigen, welche dies nicht glauben wollen, nennt man Revolutionäre.

3. Herr Carl Ludwig von Haller ist von Gott berufen, den Satz Nr. 1 „auf ewig zu rechtfertigen".

Uebrigens kann man Herrn Schärrer Scharfsinn nicht absprechen. Er äußert sich z. B. S. 10: „Die bewegenden Triebfedern der 1640 ausgebrochenen englischen Revolution und des darauf folgenden Krieges waren vorzüglich die Kollisionen zwischen der rojalistischen und der demokratischen Partei, zwischen Fürst und Parlament" — eine eben so neue, als überraschende Entdeckung. Auch Logik nicht. S. 25 heißt es: „Um zu seinem Zweck zu gelangen, sammelte Voltaire sich Adepten und gründete so einen Orden, der durch seine Verbindung, durch die Zahl und Macht seiner Glieder und durch die Vielfältigkeit seiner Mittel einen ausschließlichen Einfluß in Frankreich und in andern Ländern sich erwarb." Und S. 32: „Vergebens wünschte Voltaire seine Philosophen auch in einer solchen äußeren Gesellschaft zu vereinigen, es wollte ihm nicht gelingen." Unter dieser äußern Gesellschaft meint der Verfasser jene der Illuminaten, von der er sagt: „Schon die Gründung nicht nur einer idealen geistigen,

sondern auch einer förmlichen äußern Gesellschaft mit hierarchischen Graden war ein Haupthebel zur Einigung und Stärkung der Brüder, und zur Erreichung des Revolutionszwecks. Das Geheimnißvolle, Verschleierte, welches in dem Illuminatenorden lag, war ferner ein täuschendes und zugleich anlockendes Mittel. Die mit mannigfaltigen Symbolen ausgezierten Versammlungsorte, die misteriösen, Imagination entflammenden Aufnahms-Zeremonien, die Zusammenkünfte selbst waren alles Vehikel, wodurch die in den Illuminaten-Schriften unter allen Formen enthaltenen und gleich den philosophischen Büchern überall verbreiteten Grundsätze den Ordensbrüdern noch insbesondere eingepflanzt wurden.“ In diesen Zeilen schildert Herr Theodor Schärrer trefflich — nicht die Illuminaten, diese Verwechslung beruht auf einem Schreib-, Druck- oder Denkfehler — sondern die Jesuiten; so trefflich, daß Niemand verkennen kann, wer eigentlich damit gemeint ist.

Diese Schrift eines der treuen Schildknappen des Herrn von Haller, welche vom Absolutismus zu Rittern geschlagen zu werden hoffen, hat nur einen Fehler, wie Rolands Pferd. Der Verfasser weiß nämlich von dem, was er historisch und kritisch darzustellen vorgibt, weder die Geschichte, noch ist er fähig, es einer Kritik zu unterwerfen.

Die Jesuiten.

1. Histoire de l'Helvétie depuis son origine jusqu' à nos jours. Freiburg 1841.
2. Tableau analytique de l'histoire universelle présentée d'après les vrais principes, pour servir de guide dans les études historiques. Premier cahier. Histoire ancienne. 1842.
3. Zur Kenntniß der Gesellschaft Jesu. Von einem Katholiken. Zürich, Literarisches Comptoir. 1843.

Eine der betrübendsten Erscheinungen, denen wir in der Geschichte des menschlichen Geistes begegnen, ist ohne Zweifel diese, daß er sich zuweilen genöthigt sieht, auf Erörterung von Fragen zurückzukommen, die mit allem Rechte schon als abgethan gelten konnten. Zu dieser Bemerkung veranlaßt uns die Thatsache, daß die Gesellschaft Jesu, nachdem die beiden höchsten Autoritäten, welche die Welt verehrt, der Papst und die öffentliche Meinung, das Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen hatten, jetzt nach 70 Jahren, dem Souverän des Glaubens und der Souveränetät der Vernunft zum Trotz, die alte Wirksamkeit theils ausübt, theils anstrebt und die alte Polemik gegen sich aufregt. Am rührigsten scheint sie sich in Oesterreich und in der Schweiz und in jüngster Zeit auch in Frankreich zu bewegen; in beiden letzten Ländern beginnt sich bereits wieder eine eigene Jesuitenliteratur zu bilden und dort wie hier ist der Kampf für und wider eine nicht unwesentliche Aufgabe und Beschäftigung der Journalistik. Da wir uns hier nicht darauf einlassen können, den Streit

welchen die sogenannte neukatholische Partei in Frankreich gegen den Geist und die Bildung des 19. Jahrhunderts führt, weitläufiger zu besprechen und nur beabsichtigen, über Einiges, was die Thätigkeit des Ordens in Oesterreich und in der Schweiz betrifft, ein paar Worte zu sagen, so beschränken wir uns auf die Anzeige vorliegender drei Schriften, die für unsern Zweck vollkommen genügen. Zwei davon, nämlich die geschichtlichen Lehrbücher, scheinen ursprünglich wohl nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen zu sein, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie und ihre Verfasser sich im Halbdunkel am besten befinden und am vortheilhaftesten ausnehmen; wenn wir jedoch darauf keine Rücksicht nehmen, so geschieht es, weil wir überzeugt sind, daß in unsern Tagen gerade diejenigen am wenigsten das Recht haben, sich dem Lichte und dem Urtheile der Welt zu entziehen, welche dasselbe am meisten perhorresciren.

Die Flugschrift „Zur Kenntniß der Gesellschaft Jesu" zerfällt in zwei Abtheilungen, welche überschrieben sind: „Neueste Literatur über die Gesellschaft" und „Bruchstücke aus der Geschichte des Jesuitenordens". Sie enthalten theils minder bekannte, aber vollkommen beglaubigte Facten, die den Geist des Ordens, wie er vor der Aufhebung war, bezeichnen, theils statistische Notizen und Thatsachen aus der Geschichte der Gesellschaft nach ihrer Repristination. Wir übergehen, was sich auf die Periode vor dem 21. Juli 1773 (dem Datum des Aufhebungsbreve) bezieht, obschon es auch uns als wesentlich erscheint, daß man den nie unterbrochenen Zusammenhang zwischen der (nur dem Namen nach) aufgehobenen und der wiederhergestellten Gesellschaft, sowie die Geschichte der ersteren im Auge behalten muß, um über den Werth oder Unwerth der letztern für unsere Zeit ein richtiges Urtheil fällen zu können.

In Oesterreich blieben die Jesuiten bis zum Jahr 1827 auf Galizien beschränkt; seither sind ihnen in den italienischen Provinzen, in Oberösterreich, Steiermark und Tirol Collegien eingeräumt worden, so daß sie jetzt, 269 an der Zahl, sieben Klöster bewohnen. 34 Ordensglieder sind auf Pfarreien ausgesetzt; die übrigen widmen sich theils der Jugenderziehung, theils vor der Hand dem beschaulichen Leben. In Galizien werden eine philosophische Lehranstalt (zu Tarnopol, mit fünf Professoren; ihr Direktor ist der Provinzial des Ordens in Galizien) und zwei Gymnasien (zu Tarnopol nnd Sandec) von den Jesuiten versehen; in Tirol gehören die Lehrer des Gymnasiums zu Innsbruck, der Rektor, die Präfekten und theilweise auch die Lehrer der dortigen theresianischen Ritterakademie dem Orden an. Auch geht man jetzt in Innsbruck damit um, ein großes Pensionat nach dem Muster des in Freiburg in der Schweiz bestehenden zu errichten und läßt zu diesem Zwecke nach allen Seiten Aufforderungen zu Beiträgen ergehen (die Regierung hat indessen ausdrücklich erklärt, daß öffentliche Fonds nicht in Anspruch genommen werden dürfen). *) Noch verdient angeführt zu werden, daß die Verfügung Josephs II., durch welche dem Regularklerus untersagt wurde, mit auswär-

---

*) Der Verfasser fügt noch die Bemerkung hinzu, es erscheine bei dem Ueberflusse an Welt- und Ordensgeistlichen, mit dem Tirol gesegnet sei (auf 329 Einwohner kommt ein Weltgeistlicher, auf eine Bevölkerung von 812,000 Seelen, in runder Zahl 829 männliche Ordenspersonen, dazu noch 452 Nonnen, also auf ungefähr 220 Einwohner ein geistliches Individuum), einigermaßen auffallend, daß man gerade diese Provinz auswählte, um dort mit der Jesuitenpädagogik einen Versuch anzustellen.

tigen Obern in Verbindung zu stehen, auf die Jesuiten keine Anwendung findet; unterm 18. November 1827 gestattete ihnen Franz I., den ungehinderten Nexus mit dem P. General. Ebenso wurden sie auch laut eines Hofkanzleidekrets vom 8. April 1828 von den Bestimmungen des allgemeinen Amortisationsgesetzes dispensirt und haben, wenn sie unbewegliche Güter erwerben, davon blos Anzeige an die Behörde zu machen. In die Schweiz sind die Jesuiten mit den restaurirten aristokratischen Verfassungen gekommen, besitzen Collegien und versehen Lehranstalten in den Cantonen Wallis, Freiburg und Schwyz. Ueberdies sind sie in Zug und Luzern als Missionäre aufgetreten und nahe daran, mit Triumph in den Sitz des katholischen Vororts zurückzukehren. Welcher Art ihre Wirksamkeit als Seelsorger und als Lehrer der Jugend sei, darüber geben den besten Aufschluß die „Missionspredigten der ehrwürdigen Väter aus der Gesellschaft Jesu, P. Burgstaller, P. Damberger, P. Schlosser, gehalten in der Pfarrkirche zu Sursee, Cantons Luzern, vom 1. bis 10. Jänner 1842. Getreu nachgeschrieben von mehreren Zuhörern" (Luzern 1842), und die zwei uns vorliegenden Lehrbücher. Um unparteiisch zu sein, müssen wir erwähnen, daß der Superior der Mission, P. Burgstaller, gegen diese Sammlung, als seien in derselben die gehaltenen Predigten entstellt, Protestation eingelegt hat; diese Protestation ist jedoch so lange von keinem Gewichte, bis sie nicht durch eine gleichlautende Erklärung der urtheilsfähigen Zuhörer unterstützt und bestätigt wird. Am passendsten wäre es wohl gewesen, wenn der Herr Superior die Predigten, wie er und seine Collegen sie gehalten haben wollen, dem ihrer Behauptung nach unterschobenen Machwerk gegenüber selbst veröffentlicht hätte; dann würde es einem Ausschusse verständiger Zuhörer ein Leichtes

gewesen sein, zu entscheiden, welche die authentischen seien. Dies ist aber nicht geschehen. Ferner kommt noch zu berücksichtigen, daß man es wohl schwerlich gewagt haben wird Hunderten von Zuhörern gegenüber, die Einen auf der Stelle Lügen strafen konnten, diese Predigten zu unterschieben; daß endlich Leute, welche die Kanzelberedsamkeit der Missionäre an andern Orten zu vernehmen Gelegenheit hatten, ihr Urtheil dahin abgaben, die Missionspredigten seien von denen, die sie gehört, wenig verschieden und trügen als ganz im Geiste derselben gehalten, alle Kennzeichen der Authentie an sich. Die Broschüre, über die wir Bericht erstatten, bringt auf Seite 18—24 Auszüge aus diesen „Missionspredigten", auf welche wir diejenigen verweisen, die noch einen andern Maßstab für die Schädlichkeit und Gefährlichkeit dieses Ordens brauchen, als die Geschichte zweier Jahrhunderte.

Von den zwei Lehrbüchern, deren Titel wir im Eingange angeführt haben, ist das eine, die Schweizergeschichte, das Werk eines oder gar einiger deutschen Jesuiten und von P. Bellefroid, einem französischen Schöngeist des Ordens, überarbeitet worden; Verf. des andern, das zu Vorträgen über die allgemeine Geschichte dient, soll ein gewisser P. Freudenfeld sein, der ehemals Offizier, dann Professor (in Bonn) war, später convertirte und gegenwärtig im Pensionate zu Freiburg lebt. Es verdient bemerkt zu werden, daß diese Schweizergeschichte, welche jedoch nur zum Unterrichte der französischen Zöglinge dient, überall, wo sie auf die Kämpfe zwischen Oesterreich und den Eidgenossen zu sprechen kommt, den feindseligsten Geist gegen die erstere Macht athmet; an einer Stelle wird Geßler sogar mit Nabuchodonosor verglichen, hingegen soll, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, bei dem Unterrichte, der den deutschen Zöglingen ertheilt wird, gerade von entgegengesetzten

Grundsätzen ausgegangen werden. Auf jeden Fall ist nicht abzusehen, wie in diesem Punkte die „uniformitas doctrinae", welche den Jesuiten durch ihre Constitutionen (pars 3, cap. I, §. 18) zur Pflicht gemacht ist, aufrecht erhalten werden kann; denn z. B. auf den österreichischen Lehranstalten, die von den Jesuiten versehen werden, rechnen sie es gewiß diesem Herrscherhause nicht zur „Schande" an, daß es jenen Krieg gegen die Eidgenossen führte, der mit der Schlacht von Sempach endigte. „Wir zweifeln indessen nicht", heißt es in der Broschüre, „daß sich die Jesuiten der Schweiz mit den Jesuiten Oesterreichs über diese Widersprüche leicht vereinbaren werden. Sie werden ja reichlich aufgewogen durch die Stellen, in denen von der Reformation, den Reformatoren und den Reformirten die Rede ist. Wir führen einige derselben an, damit die reformirten Eidgenossen sehen, wie man in Freiburg die katholischen lehrt, von ihnen zu denken." Diese Stellen verdienen in der „Histoire de l'Helvetie" selbst, wo sie neben vielen des nämlichen Inhaltes stehen, oder in der Broschüre nachgelesen zu werden. Hier eine einzige zur Probe: „Après toutes ces tentatives de la divine miséricorde pour la conversion des Suisses, rendues inutiles pour un trop grand nombre d'entr' eux, la justice céleste allait frapper des coups plus terribles. Le Valais avait mal reçu l' Envoyé du Père commun des fidèles, et dès l'an 1584 les deux villages de Corbière et d'Yvorne furent engloutis sous une montagne deterre." — Dazu macht die Broschüre die Bemerkung: „Da haben wir den leibhaftigen P. Gabriel Malagrida mit seinem Buche: Ueber die wirklichen und wahrhaftigen Ursachen des in Lissabon am 1. November 1753 vorgefallenen Erdbebens! Der arme wahnsinnige Greis wurde seiner vorgeblichen Offenbarungen und thörichten Aus-

legungen der heiligen Schrift wegen von der portugiesischen Inquisition dem weltlichen Arme und von diesem dem Henker überliefert; dies hält aber seine Mitbrüder und Nachfolger nicht ab, auf seinen Wegen zu wandeln und den Maßstab ihrer Kleinheit an die Majestät Gottes zu legen."

Welches die „vrais principes" seien, die der P. Freudenfeld bei der Analyse der allgemeinen Geschichte zur Richtschnur nimmt, erhellt schon aus folgenden Begriffsbestimmungen:

L' histoire moderne est la suite et l'ensemble des événements qui nous manifestent l'action de la Providence de Dieu sur son peuple, l'Eglise catholique, et le reste du genre humain depuis la venue du Redempteur. Sie zerfällt in drei Epochen:

L' histoire de l'empire Romain et des premiers siècles de l'Eglise.

Les empires chrétiens ou l'histoire du moyen-âge.

C'est la suite et l'ensemble des événements, qui se déroulent après l'invasion des barbares, et nous montrent comme le Christianisme ou l'Eglise, qui est demeurée inébranlable alors que l'empire Romain tombait autour d'elle, apprivoise et civilise peu-à-peu ces nouveaux peuples, fonde ainsi sur les ruines de cet empire les bases des états modernes, et dès lors attaquée il est vrai de temps en temps par ses propres enfants, parvient cependant à devenir dominante, et protège les peuples et les empires de son ombre salutaire, jusqu'à cette époque fatale préparée par plusieurs événements, où une partie de ses sujets se révolte, se separe d'elle et s'enfonce rapidement dans les voies de l'erreur.

L'apostasie des peuples ou l'histoire des trois derniers siècles, siècles de revolte.

C'est la suite et l'ensemble des événements, qui se deroulent alors que Calvin et Luther, premiers chefs de la réforme, entraînent dans l'apostasie le tiers de l'Europe, et troublent l'Eglise et l'Etat, en sapant du même coup dans le coeur de l'homme les fondements de la foi et des moeurs.

S. 11, 12, 13 werden, um uns der Worte der Broschüre zu bedienen, die Theorien Lessings, Kants, Herders, Schellings, Fichtes, Hegels, soweit sie sich auf die Philosophie der Geschichte beziehen, alle zusammen damit abgethan, daß sie entweder geradezu als a= und pantheistisch, oder als solche bezeichnet werden, die nothwendig zum A= und Pantheismus führen.

Und von den Schulen, in denen in solchem Geiste gelehrt wird, von einem Orden, der solche Lehren verkündigt, von einem Regierungssysteme, das auf solche Lehren gestützt ist, erwartet eine Partei, die sich ausschließlich im Besitze der Wahrheit glaubt, die Heilung der Gebrechen, an denen, wie sie meint, unsere Zeit krank liegt! Als wäre das Ideal der Menschenbestimmung ein Zustand wie jener der Indianer in den Missionen von Paraguay war! „Das Uebel wäre nicht groß, wenn es keine andere Wirkung hätte, als uns Alle, oder die meisten von uns, zu solchen sanften, einfachen, gläubigen und gelehrigen Menschen zu machen; wenn aber dieses Treiben für einen Geist, den es sich dienstbar macht, Tausende zur Wuth entflammt, wenn es die gesellschaftliche Ordnung bis in ihre Grundfesten erschüttert und die Welt gegen den schützenden Genius des Christenthums in Aufruhr bringt — dann ist man wohl gerechtfertigt,

wenn man sich mit einiger Entrüstung gegen dasselbe ausspricht."

Indem wir die Flugschrift „Zur Kenntniß der Gesellschaft Jesu", vorzüglich denen, die vermöge ihres Berufs auf die Entscheidung der in einigen katholischen Ländern schwebenden Frage: „ob die Erziehung der Jugend wieder ganz oder theilweise den Jesuiten anvertraut werden soll", einzuwirken haben, zur Prüfung und Würdigung empfehlen, sei es uns noch erlaubt, diese Anzeige mit den Worten zu schließen, in denen an einer Stelle derselben das Urtheil über diesen Orden zusammengefaßt wird: „Es ist um es kurz zu sagen, unbillig die ganze Gesellschaft zu brandmarken, ohne Rücksicht auf die großen und tugendhaften Männer, die ihr einst angehörten; es ist kindisch, sie dort zu fürchten, wo die Vernunft in ihre Rechte eingesetzt ist und die Gesetze Kraft haben; es ist gehässig, sie im Namen der Freiheit und der Duldsamkeit zu verfolgen — allein es ist rathsam, daß man sie kennen lernt, bevor man ihnen traut; denn weit entfernt, immer zu wissen, wohin sie einen führen, sind sie häufig selbst im Dunkeln darüber, wohin sie gehen. Einzelne aus ihnen mögen Achtung verdienen, wer zweifelt daran? Als Körperschaft genommen, vereinigen sie mit allen Gebrechen absoluter Monarchien alle Gefahren geheimer Gesellschaften. Was nun die erstern betrifft, so ist es Sache dieser Ordensleute, sich eine Verfassung zu geben, wie sie es verstehen; gegen die letztern gibt es jedoch keinen Schutz, als die Oeffentlichkeit. Die geheimen Gesellschaften, welche verboten werden können und sollen, lassen sich nicht verhindern; allein sie werden über die auf Oeffentlichkeit begründeten Vereine, wo Jeder laut spricht und offen handelt, nie das Uebergewicht davontragen."

Stimmen über Oesterreich.

I.

1. Oesterreich. Städte, Länder, Personen und Zustände. Hamburg, 1842.
2. Oesterreich und dessen Zukunft. Dritte Auflage. Hamburg, 1843.
3. Der Fortschritt und das konservative Princip in Oesterreich. In Bezug auf die Schrift: „Oesterreich und dessen Zukunft." Von Fr. S. Leipzig, 1844.
4. Politische Memorabilien aus Oesterreichs Neuzeit. Leipzig, 1844.
5. Oesterreich im Jahre 1843. Zweite Auflage. Hamburg, 1843.
6. Oesterreich und seine Staatsmänner. Zwei Bände. Leipzig, 1844.
7. Ist Oesterreich deutsch? Leipzig, 1843.
8. Böhmens Zukunft und Oesterreichs Politik vom Standpunkte der Vergangenheit und Gegenwart. Zwei Bände. Leipzig, 1844.
9. Briefe aus Wien. Von einem Eingebornen. Erster Band. Hamburg, 1844.
10. Spaziergänge eines zweiten wiener Poeten. Zweite Auflage. Hamburg, 1843.
11. Revue österreichischer Zustände. Zwei Bände. Leipzig, 1842—1843.

Seit etwas mehr als einem Jahrzehend hat sich ein eigener Zweig der Literatur gebildet, der mit den „Spa-

ziergängen eines wiener Poeten" zu keimen begann, an der Juliussonne in Saft trat und vom Tode Kaiser Franz I. an immer zahlreichere Schößlinge trieb. Es sind dies die österreichischen „Censurflüchtlinge", Auswanderer der verschiedensten Stände und Meinungen, die ihre geistige Habe dem Schutze einer Stammverwandten, der deutschen Presse, anvertrauen und sich zu derselben in das nämliche Verhältniß stellen, in welchem diese selbst zu der schweizerisch- und französisch-deutschen Publicität steht. Hier tritt uns eine Erscheinung entgegen, die in der Geschichte schon öfter da gewesen ist und mit Nothwendigkeit eintreten muß, wenn geistige Berechtigung mit der Staatsgewalt in Widerspruch geräth und in der Verfassung keinen Platz findet, von dem aus sie ihre Stimme laut werden lassen kann. Als Ludwig XIV. erklärte: L'état c'est moi, und die religiöse Opposition durch Dragonnaden, die politische durch die Bastille zum Schweigen zu bringen suchte, flüchtete sich diese unter die Firma Peter Hammer nach Köln, in die holländischen Buchdruckereien, und ließ von dort ihre Protestationen in alle Welt ergehen. Als Napoleon sein Netz über den Continent gebreitet hatte, entwischten, wie eng auch die Maschen sein mochten, hundert große und kleine Vögel, und ihren Gesang, der in den Ohren des Herrschers übel genug klang, trug eine Luftwelle nach der andern weiter, bis er Niemandem mehr ein Geheimniß war. In Deutschland hat sich, wie es sich für das Mutterland der Erfindung Gutenbergs und der Reformation ziemt, die Freiheit des Gedankens und der Rede völliger Unterdrückung stets zu entziehen gewußt; es war von jeher die Stätte auf der alle Parteien ihre Kämpfe mit der „artillerie de la pensée" ausfochten. Dieses schöne Vorrecht hat ihm die Unbilde der Zeiten oft geschmälert, allein ganz

wurde es ihm niemals entrissen, konnte und durfte es nicht werden, wenn Deutschland nicht seines eigenthümlichsten Wesens, seiner trotz aller politischen Zerrissenheit noch immer imponirenden weltgeschichtlichen Stellung verlustig gehen sollte. Gerade im gegenwärtigen Augenblicke, da die der öffentlichen Erörterung bei uns gesetzten Schranken wieder enger zu werden scheinen, ist es erfreulich zu sehen, wie die deutsche Presse ihrem Berufe, Lehrerin der Nation zu sein, nachzukommen sucht und, was ihr auf der einen Seite an Spielraum gebricht, auf der andern durch vermehrte Thätigkeit einbringen will. Insbesondere dadurch, daß sie die Angelegenheiten eines dem Gesammtvaterlande mehr oder weniger entfremdeten, aber durch so viele Bande an dasselbe geknüpften Reiches in den Kreis ihrer Besprechungen zieht, erwirbt sie sich um die politische Bildung der Nation ein wesentliches Verdienst. Der praktische Einfluß, den die Schriften, welche uns zu diesen Betrachtungen veranlassen, ausüben, mag vor der Hand nur ein geringer sein; jedenfalls ist schon die Thatsache ihres Erscheinens von Wichtigkeit, weil sie darauf hindeutet, daß die Zeit für Oesterreich nahe ist, in der es eine höhere Stufe staatlicher Entwicklung betreten wird.

Die Gattung Schriften, von denen wir hier einige zur Anzeige bringen, entspringen zunächst einem Bedürfnisse, das auf naturgemäßem Wege entstanden ist und als wirklich vorhanden anerkannt werden muß. In Oesterreich hat sich nämlich — Dank Marien Theresien, die sich zuerst der Volkserziehung mit Eifer annahm und den Anstalten dafür eine humanere Richtung gab — der Mittelstand zu einer zahlreichen, wohlhabenden und unterrichteten Classe herangebildet, die über ihre Lage ziemlich im Klaren ist, über die Mittel sie zu verbessern,

nachdenkt, ihren Wünschen Beachtung, ihren Einsichten Geltung verschaffen möchte. Der Weg dazu ist ihr so gut als völlig verschlossen; die Wirksamkeit der Landstände, in denen ohnedies das Bürgerthum sich verhältnißmäßig schwach vertreten findet, ist fast bedeutungslos geworden, und wie diese stehen alle andere Körperschaften unter einer in das Kleinste eingehenden Bevormundung und werden zu einer selbstständigen Vertretung ihrer Interessen nicht zugelassen. Der politische Theil der periodischen Presse ist, zwar nicht durch den Wortlaut der Gesetze, aber in Folge der Art ihrer Handhabung, auf bloße Neuigkeitskrämerei angewiesen, und selbst die geringfügigsten Erörterungen bleiben aus seinem Bereiche ausgeschossen. Man empfindet diese Beschränkungen um so schmerzlicher, als man stamm- und sprachverwandte Länder im Genusse eines, mit dem eigenen verglichen, hohen Grades von politischer Freiheit blühen sieht; man empfindet sie am schmerzlichsten dort wo nach langem Schlummer nationales Bewußtsein erwacht ist und sich in volksthümlichen Gestaltungen verkörpern will. Dazu kommt, daß sich sogar in den obersten Schichten der Gesellschaft Einzelne unbehaglich fühlen, deren Ehrgeiz die Ehrenvorzüge, welcher sie sich erfreuen, nicht befriedigen, deren Thatendrang weder in der Einsamkeit des Land- noch im Wirbel des Residenzlebens zusagende Beschäftigung findet, die Vergleichungen anstellen zwischen ihrer Stellung und jener eines englischen Reichspairs oder auch nur eines ungarischen Magnaten. Alles was sich da regt, sucht sich Bahn zu machen; wo aber dem Strom das Bett zu enge wird, übersteigt er die Dämme, wenn er sie nicht durchbrechen kann. Daß sich, um auf das im Eingang gebrauchte Bild zurückzukommen, an den Zweig Schmarotzerpflanzen ansetzen, oder mit andern

Worten, daß sich literarische Industrie oder Büchermacherei auf österreichische „Politik“ und vorzüglich „Scandalosa“ als auf einen Artikel, der „gut geht,“ geworfen hat und in demselben allerlei verlegene, verdorbene und unächte Waare zu Markte bringt, kann den Gesichtspunkt, aus dem wir diese Literatur zu betrachten haben, nicht verrücken.

Ueber die Verfassung Oesterreichs finden wir in keiner der uns vorliegenden Schriften der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessene Auseinandersetzungen. Am ausführlichsten verbreitet sich darüber Nr. 2, die Ausdehnung der landständischen Befugnisse und Einführung von Reichsständen wünscht. Um diesen Wunsch zu begründen und die Nothwendigkeit einer umfassenden Reform zu beweisen, unterwirft sie das gesammte Staatswesen einer schonungslosen, überall die Schattenseite hervorhebenden Kritik. Alle Stützen, behauptet der Verf. von „Oesterreich und dessen Zukunft“, auf denen das österreichische Staatsgebäude ruht, seien morsch — weder im Volksthum und Nationalgefühl noch im Adel, weder in der Bureaukratie noch im Heere, auch nicht im tiers-état, und ebenso wenig in der Religion besitze es Bürgschaften der Fortdauer. Und doch hat dieses Staatsgebäude dem stärksten Sturme widerstanden, der seit der Völkerwanderung über Europa gezogen ist; man muß also zugeben, daß ihm wenigstens eine vis inertiae innewohnt, die ihm eine Garantie des Bestehens gewährt. Was nun die Reichsstände betrifft, so werden sie wohl noch lange zu den frommen Wünschen gehören; die Landstände jedoch scheinen in der That allmählig wieder größere Bedeutung zu gewinnen, und vielleicht ist der Zeitpunkt nicht fern, in dem sie, zweckmäßig umgestaltet, die ihnen geschichtlich

und rechtlich zukommenden Verrichtungen im staatlichen Organismus übernehmen werden.

Jetzt ist ihre Zusammensetzung und ihr Wirkungskreis in den einzelnen Provinzen sehr verschieden — in Böhmen, Galizien, Tirol (wo allein neben dem Adel, der Geistlichkeit und dem Bürgerstand auch der Bauernstand vertreten ist) und dem lombardisch-venetianischen Königreich üben sie verhältnißmäßig den meisten Einfluß, im Erzherzogthum, in Steiermark, Kärnthen und Kräin sind sie ohne alles politische Gewicht und nur im Besitze gewisser administrativer Befugnisse. In allen diesen Ländern haben sie übrigens bekanntlich blos berathende Stimmen, und insbesondere geht die Festsetzung des Steuerbetrags einzig von der Regierung aus, ohne daß den Ständen in Beziehung auf die Verwendung desselben irgend eine Controle zusteht. Noch im Laufe des 18. Jahrhunderts machten landständische Körperschaften im Kaiserthume von dem Steuerbewilligungs- oder eigentlich Verweigerungsrechte Gebrauch; so setzten z. B. die Stände der Steiermark die Summe von 750,000 Gulden, welche Joseph I. 1707 postulirte, auf 492,000 herab, und diese Bewilligung blieb völlig entscheidend. In den landesfürstlichen Postulatrescripten, Recessen u. s. w. aus jener Zeit wird auch das ständische Steuerbewilligungsrecht in seinem ganzen Umfange anerkannt. Seit der Wiederherstellung der ständischen Verfassungen, welche in den dem deutschen Bunde einverleibten Provinzen dem 13. Artikel der Bundesakte gemäß stattfand, hat unsers Wissens eine einzige ständische Corporation dieses alte Recht geltend zu machen versucht. Im Jahr 1817 nämlich gaben die Stände Kärnthens ein Beispiel, das nahe an Steuerverweigerung streifte, indem sie geradezu die Unmöglichkeit aussprachen, den postulirten Steuerbetrag, welchen sie mit einer Kriegs-

contribution verglichen, zu bezahlen. Die wiederholten Vorstellungen derselben Stände — die sich indessen stets sehr patriotisch bewiesen haben und bereits 1578 auf dem Tage zu Bruck zur Bestreitung der Kosten des Grenzschutzes den höchsten Steueransatz mit den Worten zur Bezahlung übernahmen: Wenn es die Andern nicht zahlen wöllen, werden schon wir es thun — sind in neuester Zeit nicht ohne Wirkung geblieben, als es sich darum handelte, eine Erleichterung der auf das Land (von dem Nr. 1 eine anziehende, mit Vorliebe geschriebene Schilderung gibt) schwer drückenden Grundsteuer (früher durchschnittlich 24, seit 1843 $17^{86}/_{100}$ Prozent des Reinertrags) durchzusetzen. Durch eine unparteiische und freimüthige Geschichte der Landstände, wie Baiern sie in dem Werke Rudharts besitzt, könnte sich ein österreichischer Geschichtsforscher um sein Vaterland bleibendes Verdienst erwerben.

Ueber den Stand der österreichischen Finanzen, hauptsächlich das Staatsschuldenwesen, bringt Nr. 2 ausführliche Angaben, deren Richtigkeit aber von mehreren Seiten bestritten worden ist. Wir können uns hier nicht darauf einlassen, zu untersuchen, inwiefern sich die gelieferten Daten bewähren, und beschränken uns auf die Bemerkung, daß Oeffentlichkeit des Staatshaushaltes ein Prüfstein ist, den eine das Beste des Volkes mit Eifer und Geschicklichkeit fördernde Regierung in unsern Tagen nicht mehr scheuen sollte *). Von übertriebener Geheimnißkrämerei, die einst das Axiom einer jetzt zum Glücke veralteten Staatsweisheit war, hält sich jedoch die österreichische Regierung entfernt; man findet ja in der von

*) „Wer Credit sagt, sagt Vertrauen, wer Vertrauen sagt, sagt Oeffentlichkeit", äußert sich irgendwo Mirabeau.

Dr. Springer, Professor an der wiener Universität, 1840 herausgegebenen „Statistik des österreichischen Kaiserstaates" in dem Abschnitte: die Finanz-Verwaltung (Bd. 2, S. 153—234) eine genaue, ohne Zweifel aus amtlichen Quellen geschöpfte Darstellung dieses Zweiges der Verwaltung, und bereits wurden Vermuthungen laut, daß eine mindestens so weit wie in Preußen gehende Veröffentlichung des Budgets in Kurzem zu erwarten stehe.

Handels- und Zollsachen bespricht ausführlich Nr. 5, in einem der von der Regierung befolgten Handelspolitik nicht günstigen Sinne. Bekanntlich hat in neuester Zeit die Herausgabe statistischer Tabellen zur Kunde dieses wichtigen Gegenstandes viel beigetragen, und es ist nicht zu zweifeln, daß man fortfahren wird, denselben auf diesem Wege zu beleuchten. In England, dessen Beispiel in Handels- nnd Industriesachen wohl Beachtung verdient, holt die Regierung in solchen Angelegenheiten gewöhnlich Gutachten von Fachmännern ein, und dies ist auch in Frankreich und hie und da in Deutschland der Fall. In Oesterreich, glauben wir, ist es bisher selten vorgekommen, obwohl die in allen Provinzen bestehenden gewerblichen Vereine sich dazu eignen, von der Regierung auf diesem Gebiete als berathende Organe benutzt zu werden. Vorzüglich verdiente die Thätigkeit der Landwirthschaftsgesellschaften von oben jede Aufmunterung und die Lage des Bauernstandes von den Schriftstellern über Oesterreich mehr Berücksichtigung, als ihr gewöhnlich zu Theil wird. In keiner der uns vorliegenden Schriften finden wir den Zustand dieses zahlreichsten und wichtigsten Theiles der Bevölkerung (nach Springer leben ungefähr 23 Millionen von der Urproduktion) auch nur in einigermaßen genügender Weise zur Sprache gebracht, während doch gerade hier der Freund seines Vaterlandes so manchen

Uebelstand rügen und Vorschläge zur Abhülfe daran knüpfen könnte.

Gegen die Bureaukratie zieht die gesammte Oppositionsliteratur, wenn man sie so nennen darf, zu Felde. Hier beschwert man sich über die ungeheure Zahl der Angestellten, dort über die großen Gehalte der hohen Beamten und über die kleinen der Subalternen; aller öffentliche Geist, behauptet man, ersticke im Aktenstaub, und unter der ängstlichen Bevormundung und bis ins Kleinste gehende Ueberwachung erlahme jede selbstständige Thätigkeit. Auch gegen die Justiz-Verwaltung werden Klagen laut; sie sei, heißt es, langsam, unsicher, kostspielig, und vorzüglich bei den untern Instanzen kämen nicht selten Fälle vor, wo sie sich parteiisch und bestechlich zeige. An Thatsachen, durch welche man diese Klagen zu begründen versucht, fehlt es nicht, und es läßt sich um so weniger in Abrede stellen, daß sie zum Theil wirklich begründet seien, als das Uebel, die Vielregiererei, in allen Ländern deutscher Zunge bekannt und beklagt genug ist. Sehen wir einige Vorwürfe, die der österreichischen Bureaukratie gemacht werden, genauer an, so stoßen wir, was zuerst die Zahl der Beamten betrifft, auf sehr widersprechende Angaben. Nach Nr. 2 beläuft sie sich auf 140,000, nach Nr. 11 auf 72,000, während Springer sie auf 34,000 herabsetzt, und Nr. 3 (deren Verfasser sich die Aufgabe gewählt hat, Nr. 2 in allen Punkten zu widerlegen, und sein Ziel bedeutend überschießt) behauptet, die Zahl aller in den Registern des Staatsschematismus verzeichneten Namen, von denen viele mehrere Male vorkommen und viele nicht Beamten angehören, reiche lange nicht an 100,000. Wir legen diesen Ziffern, die nichts beweisen, keine Wichtigkeit bei; die Menge der auf Anstellung wartenden Aspiranten, Acces-

fisten, Auscultanten, Praktikanten u. s. w. ist schwerlich der Meinung, die Zahl der Beamten sei zu groß. Hier möchten wir eine wunde Stelle berühren, die in unserem äußerlich so wohl — die Satire könnte es chinesische Regelmäßigkeit nennen — geordneten Staatsleben tausend schmerzliche Zuckungen verursacht. Wir haben dabei zunächst Oesterreich im Auge. Wer es dort nur irgend vermag, sucht seinen Söhnen eine gelehrte Erziehung zu geben, um sie für die Beamtenlaufbahn zu befähigen. Der Industrie, den Künsten, dem Ackerbau werden auf diese Weise eine Menge Hände und Köpfe entzogen, deren sie gerade in Oesterreich noch so dringend benöthigen, während alle Kanzleien überfüllt sind und die Zahl der unbesoldeten Anhängsel der Bureaukratie täglich steigt. Die Fälle, in denen mit den besten Zeugnissen aus allen möglichen Fächern ausgerüstete Staatsdienst-Aspiranten zehn und mehr Jahre auf eine besoldete Anstellung warten müssen, sind nicht selten; erreichen sie diese endlich, so ist ihre Jugendkraft gebrochen, der Geist hat seine Energie verloren und sie mögen wohl, was man so heißt, brauchbare Beamte sein und bleiben, so lange ihnen Auge und Hand den Dienst nicht versagt, aber die schönsten Jahre des Lebens, welche sie geopfert, ersetzt ihnen Niemand wieder und für ihre menschliche Bestimmung sind sie als abgestorben zu betrachten. Der Druck dieser traurigen Verhältnisse lastet auf Tausenden — und wie oft verkümmern in denselben bedeutende Talente, edle Geister! Muß es so sein? Es wäre niederschlagend für den menschlichen Verstand, der sich in andern Kreisen so kühn bewegt, wenn er sich darein als in ein unvermeidliches Uebel, wie in eine „ewige Krankheit“ ergeben müßte. Daß ein plötzlich wirkendes Heilmittel nicht gefunden werden könne, davon sind auch wir überzeugt; allein

betrachten wir das Uebel, welches freilich mit der ganzen gesellschaftlichen Verfassung zusammenhängt, nur von einer Seite, so gewahren wir daran zuvörderst einen gefährlichen Mißbrauch und eine große Ungerechtigkeit. Auch wenn man Fichtes Ausspruch, „es sei der Zweck aller Regierung, die Regierung überflüssig zu machen", nicht gelten läßt, wird man doch zugeben müssen, daß in keinem wohlgeordneten Staate entbehrliche Beamte anzustellen seien; die nöthigen aber sollen, wenn sie nach einer nicht zu langen Prüfungszeit tauglich befunden worden sind, da jeder Arbeiter seines Lohnes werth ist, auch ihren Lohn erhalten. Ein solches System wäre nicht nur der Billigkeit angemessener, sondern der Staat würde sich auch, kehrte er allmählig zu demselben zurück, unstreitig besser dabei befinden. Würde zugleich der Zugang zu andern Berufsarten erleichtert, der Thätigkeit des Einzelnen freierer Spielraum gewährt, würde, was die Hauptsache ist, gewissen Vorurtheilen entgegen gewirkt, die jetzt noch zwischen gleich ehrenwerthen Beschäftigungen einen Unterschied machen; so müßte, denken wir, in einem Reiche wie Oesterreich, das nicht übervölkert ist und in dessen Schoose noch so viele Kräfte unbenutzt schlummern, dieser Krebs, der an dem Marke seiner Jugend frißt und das Glück so vieler Familien gefährdet, bald ausgetilgt sein. Ehe wir diesen Gegenstand verlassen — gründlichere Untersuchungen über denselben anzustellen, ist hier nicht der Ort — sei es uns noch erlaubt, einen Irrthum zu berichtigen, an den sich in Nr. 5 eine Polemik gegen die übermäßigen Gehalte der hohen Staatsbeamten in Oesterreich knüpft. Die österreichischen und französischen Ministerbesoldungen werden dort mit einander verglichen und die erstern im Verhältniß zu den letztern, die zu 20,000 Franken angegeben werden, für viel zu hoch erklärt.

Allein in Frankreich beziehen die Minister wenigstens das Vierfache dieses Betrags, anderer Nebeneinkünfte, die ihnen zufließen, nicht zu gedenken; davon abgesehen, ist es überhaupt unbillig, in einer Zeit, die Sängerinnen, Tänzerinnen und Virtuosen Tausende, Börsenspekulanten Millionen in den Schoos wirft, an solchen Dingen zu mäkeln. Wer weiß nicht, daß Männer, die das Schicksal großer Reiche lenken, wenn es ihnen darum zu thun ist, stets Mittel finden werden, sich bezahlt zu machen? In Oesterreich sind übrigens die großen Gehalte der hohen Staatsbeamten, von den Hofräthen aufwärts, ein beliebter Stoff politischer Kannegießereien, bei denen man nicht vergessen sollte, die Einkünfte der geistlichen Würdenträger, z. B. in Ungarn, auch in Anschlag zu bringen.

Ueber das Unterrichtswesen lassen sich Nr. 1, 2, 4, und 9 näher vernehmen, alle ungefähr in gleichem Sinne, d. h. das jetzt von der Regierung dabei befolgte System mehr oder minder mißbilligend. Der Ausdruck „geisttödtender Mechanismus" dürfte am besten bezeichnen was man an demselben tadelt. Da die österreichische Gesetzgebung die römisch-katholische Religion als die herrschende anerkennt, und die ungeheure Mehrzahl der Bewohner (über 24 Millionen gehören diesem Bekenntnisse an) derselben aus Gewohnheit und Ueberzeugung anhängt, so läßt sich nicht erwarten, daß es bei dem Unterrichte, auf den die Religion nothwendigerweise so großen Einfluß übt, auf Entwickelung der Denkkraft, auf Förderung der geistigen Freiheit, auf Ausdehnung des Reiches der Wissenschaft abgesehen sein werde um so weniger, als der Geist der obersten Staatsleitung mit dem Geiste, der die Lenker dieser Kirche beseelt, gewiß in den meisten Punkten übereinstimmt. Das getadelte System widerstrebt jeder Reform, weil es folgerecht

aus einem obersten Grundsatze, dem des kirchlichen und weltlichen Absolutismus, abgeleitet ist; es kann nur ein anderes an dessen Stelle treten. Aus den Modificationen die es von Zeit zu Zeit erleidet, darf man noch auf keinen Principienwechsel schließen; sie entstehen blos, wenn der weltliche Absolutismus in seinem Verhältnisse zum kirchlichen, mit dem er im Grunde unvereinbar ist, etwas unsicher wird, oder mit andern Worten, wenn er sich letztern nicht über den Kopf wachsen lassen will. So ist es zu erklären, warum selbst von der frommen Maria Theresia Studienreformen ausgingen, warum dagegen der aufgeklärte Leopold in die alten Geleise zurücklenkte. Erst wenn die Religion wieder sein wird, was sie nach dem Willen ihres Stifters immer hätte bleiben sollen, Sache des Gewissens; oder vielleicht schon früher, sobald man sich von der Unmöglichkeit überzeugt haben wird, im materiellen Aufschwunge, auf den man nicht verzichten will, mit andern Völkern Schritt zu halten, wenn man im geistigen hinter ihnen zurückbleibt — erst dann wird auch in Oesterreich der Wissenschaft ihr Recht widerfahren. Der Geist des Menschen ist nur Einer; man kann ihm allerdings für den Augenblick gewisse Richtungen geben, allein sobald man ihm ein Gebiet frei läßt, wird er nicht lange zögern, sich der übrigen ebenfalls zu bemächtigen. Diese Erfahrung wird man in Oesterreich machen, wenn man dort fortfährt, wie man begonnen hat, die Naturwissenschaften auf Kosten der andern zu begünstigen. Der Umstand, daß sie trotz der ihnen gespendeten Aufmunterung nicht recht in Blüte kommen wollen (man vernehme Sachkundige über die Leistungen des mit so großartigen Hülfsmitteln ausgestatteten wiener polytechnischen Institutes z. B. im Fache der Chemie), beweist schon jetzt, daß dem Geiste, soll

er auf einer Bahn dem Ziele näher rücken, auch alle übrigen offen stehen müssen. Nr. 3 gibt sich Nr. 2 gegenüber viele überflüssige Mühe die Vortrefflichkeit der österreichischen Unterrichtsanstalten durch eine Reihe Namen berühmter und bekannter Männer zu beweisen, die aus denselben hervorgegangen sein sollen. Wer unterscheidet hier ob diese Männer „parceque“ oder „quoique“ sie in österreichischen Schulen ihre Bildung empfingen, berühmt geworden? Voltaire und Diderot waren Jesuitenschüler, was beweist dies für oder gegen die Jesuiten?

Welches Gepräge die österreichische Literatur trägt und den gegebenen Verhältnissen zu Folge tragen muß, darüber sind die Meinungen schwerlich sehr verschieden. Nr. 3 freilich sieht auch hier Alles im rosenfarbenen Lichte; er (Dr. S.) läßt über alle Poeten den Namensaufruf ergehen (wie Lenau und Vogl neben einander zu stehen kommen, begreifen wir nicht, vielleicht wie S. 29 Philosophie zwischen Chemie und Mechanik) und vergißt sich in der Freude seines Herzens so weit, daß er sogar Oehlenschläger — etwa weil er einmal in Wien gewesen ist — zu ihnen rechnet. Rühmend erwähnt er ferner, daß in Oesterreich über 80 Zeitungen und Journale erscheinen (nach Springer gab es 1838 29 Zeitungen und 76 Zeitschriften, nach der „Revue“, Bd. 2, S. 44, sind deren 39 politische und 124 nicht politische: — in London allein wurden schon 1792 42 politische Zeitungen herausgegeben; die Schweiz zählte deren, die Zeitschriften eingerechnet, 1843 gegen 200); außer ihm weiß sonst Niemand von dieser Journalistik etwas zu rühmen, und das Verdammungsurtheil über dieselbe ist einstimmig, wenige Blätter ausgenommen, deren ernstes Streben ebenso einstimmige Anerkennung findet. Es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn wir über eine so bekannte

Sache noch mehr Worte machten; wer sie von einem wohlmeinenden und verläßlichen Berichterstatter besprochen lesen will, den verweisen wir auf das Schriftchen: „**Pia desideria** eines österreichischen Schriftstellers" (Leipzig 1842), in dem die Zustände der Literatur, des Buchhandels, und die Hemmungen, welche beide von der Censur erleiden, geschildert werden. Für den Bildungsgrad jedes Volkes ist seine Literatur der Maßstab, in der Journalistik aber sollte sich der Volksgeist, dessen unmittelbarstes Organ zu sein sie bestimmt ist, am deutlichsten abspiegeln. Aus der Ausdehnung dieser letztern kann überdies auf das Verhältniß geschlossen werden, in welchem die Bildung vertheilt ist — in den nordamerikanischen Freistaaten, wo die meisten Journale bestehen, ist sie am gleichmäßigsten verbreitet, in Rußland, wo die wenigsten herausgegeben werden, am ungleichsten. Wenden wir dies auf Oesterreich an, so zeigen sich zwar nicht die günstigsten Ergebnisse, allein billigerweise muß man dabei auf die ungleichartige Zusammensetzung des Reichs, auf die Verschiedenheit der Nationalitäten und der Bildungsfähigkeit der einzelnen Stämme Rücksicht nehmen.

Religion und Religionsdiener bieten den Verfassern von Nr. 1, 2, 4 den Stoff zu mancherlei Herzensergießungen. Nr. 2 bricht über Alles den Stab. Nr. 1 erhebt die Weltgeistlichkeit auf Kosten der Klöster, Nr. 4 verfährt umgekehrt. Diese Widersprüche zu schlichten ist nicht unsers Amtes; wir begnügen uns die Thatsache zu constatiren, daß der Secularklerus, was wissenschaftliche Regsamkeit betrifft, mit dem Regularklerus keinen Vergleich aushält. Im Uebrigen ist es die Meinung Vieler, daß die Regierung, sollte sie je gerathen finden, auf josephinische Bestrebungen zurückzukommen, weder von diesem noch von jenem und am wenigsten vom Volke ernstlichen

Widerstand zu besorgen hätte. Andere behaupten indessen, dieses Zurückkommen sei um so unwahrscheinlicher, als in dem römisch-katholischen Glauben, wenn er mit ungeschwächter Energie auftrete, eine kräftige Abwehr liege gegen die östliche Propaganda. (Freilich Polen hat sein Glaube nicht geholfen.) Nr. 4 schlägt endlich vor: Wiederherstellung der christlichen Lehre, „soweit es die combinirtern Verhältnisse der Gegenwart gestatten", in ihrer ursprünglichen Reinheit und Einfachheit, Emancipirung des Klerus von Rom und des Volkes vom Klerus, und Concentrirung der geistlichen Macht in einem Ministerium des Cultus. Das Christenthum in seiner ursprünglichen Reinheit dürfte sich aber schwerlich mit einem Ministerium des Cultus vereinigen lassen.

Hervortretende Persönlichkeiten versuchen Nr. 1 und 6 zu schildern. Dem Verf. der erstern gelingen geistreiche Skizzen, über deren Treue wir uns kein Urtheil anmaßen. Durch den Titel der letztern könnte man sich berechtigt glauben, Charakteristiken der einflußreichsten Staatsmänner zu erwarten; diese werden jedoch nicht gegeben, man findet vielmehr in den mit den Namen solcher Staatsmänner überschriebenen Abschnitten kaum die dürftigsten biographischen Notizen — so unter der Rubrik „Graf Inzaghi" blos das gewöhnliche Gerede über das Schulwesen — in der bekannten stilistisch vernachläßigten Weise des Verfassers. Gesellschaftliche Zustände werden in Nr. 1 — in flüchtigen Umrissen — und in Nr. 2 zur Darstellung gebracht. Der „Eingeborene" taucht bei seinen Sittengemälden die sich ausschließlich auf Wien beziehen, den Pinsel in grelle Farben; ihm zufolge macht die Corruption in allen Ständen die furchtbarsten Fortschritte, und mit jedem Tag verschwindet mehr die sonst wohl an den Wienern gerühmte Herzensgüte und geistige Gesundheit. Dagegen äußert sich der

Verf. von Nr. 1, der jedenfalls, wenn auch kein eingeborner Wiener, doch ein eingeborner Oesterreicher und in der Residenz kein Fremdling ist:

„Die Wiener haben sich bis jetzt von der Corruption übergroßer Städte auf merkwürdige Weise fern gehalten; das Capital ihrer goldenen Eigenschaften kann noch lange aushalten, wenn sie auch noch so verschwenderisch mit ihrem Vertrauen, ihrer Gutmüthigkeit und ihrem Witze umgehen."

Und an einem andern Orte:

„Man hat den Wienern oft vorgeworfen, daß sie „zu materiell" und für alles Andere unempfänglich seien, was ein höheres geistiges Streben erfordert. Darin thut man ihnen Unrecht."

Endlich:

„Die Gesellschaft in Wien hat einen sehr guten Ruf, den sie zunächst der Freundlichkeit verdankt, mit der man Fremden entgegen kommt, und der Bonhommie, welche die Grundlage des guten Tons ist."

Solche scheinbare Widersprüche müssen in Ansichten, die sich blos auf subjektive Erfahrungen stützen, nothwendig vorkommen, und man darf sich darüber nicht wundern, da es nicht leicht ist, eine Menge von Thatsachen, die oft selbst mit einander streiten, zu sichten und zu einem Gesammtbilde auf dem Licht und Schatten in rechtem Maße vertheilt ist, zusammenzustellen. Ein Beispiel möge erläutern, was wir hier meinen. Der Nothstand der englischen Armen ist schon in so vielen Berichten und von so verschiedenen Seiten her zur Sprache gebracht worden, daß man glauben sollte, das Urtheil darüber müsse nun feststehen. Allein dies ist keineswegs der Fall, so wenig, daß z. B. der Verfasser der „Mittheilungen aus dem Reisetagebuche eines deutschen Naturforschers"

(Basel 1842) auf eigene Anschauung und Mittheilungen unterrichteter Personen gestützt, gerade das Gegentheil von dem behauptet, was in dieser Beziehung auf dem Festlande ziemlich allgemein als Wahrheit gilt (vergleiche S. 205 ff. der „Mittheilungen"). Um wieder auf Wien und den dieser Hauptstadt und Oesterreich überhaupt häufig gemachten Vorwurf sinnlicher Genußsucht, der in den „Briefen aus Wien" wie eine Anklage auf Leben und Tod lautet, zurückzukommen, so mag hier wohl ein Grundsatz Anwendung finden, dessen Richtigkeit die Geschichte überall bestätigt. Bonstetten drückt denselben in seinen „Souvenirs" mit folgenden Worten aus:

Un gouvernement à privilège ne cherche qu'à se conserver, au lieu de suivre les pas de la civilisation; en suivant les progrès de l'esprit il redoute toute nouveauté et tend a les réprimer. De là une grande tiédeur pour le savoir chex les uns, une haine décidée chez les autres. L'activité de l'ame ayant sa mesure donnée, tout ce qu'elle n'emploie pas au bien, est voué au mal. *Dans les pays où l'amour de la pensée n'a point d'encouragement, ce sont les sens qui dominent, et si les goûts sensuels dominent, chacun enchérissant sur les autres, on y arrive aux excês les plus coupables;* même l'amour du bien et le besoin de la pensée y dégénèrent quelquefois en absurdités mystiques, ce qui complète les ténèbres.

Dem Slawenthum und seinen Tendenzen — wir bedienen uns absichtlich dieser vagen Bezeichnung — reden Nr. 1, 4, 6, 8 das Wort. Es ist über diesen Gegenstand schon so viel ins Blaue hinein geredet und geschrieben worden, daß ein Slawe dem Publikum einen Dienst erweisen würde, wenn er die Wünsche und Ansprüche seiner Landsleute in Oesterreich bestimmt formulirte. So viel

wir wissen, sind bisher blos unter den Tschechen in Böhmen und unter den Slawen in Ungarn und seinen Nebenländern solche Wünsche und Ansprüche laut geworden; in den übrigen Provinzen aber, wo Slawen angesiedelt sind, haben noch keine bemerkenswerthen Aeußerungen eines neuerwachten Nationalbewußtseins stattgefunden. Die Verhältnisse der ungarischen Slawen können wir hier nicht berücksichtigen; Böhmen hat in dem Verfasser von Nr. 4 seinen O'Connell gefunden, der nicht weniger als eine „böhmische Repeal" in Aussicht stellt, deren Grundzüge folgende sein sollen: Eine aus der Nation hervorgegangene, jedoch unter österreichischer Oberhoheit stehende Landesverwaltung; jährliche, von fremden Einflüssen völlig unabhängige Ständeversammlungen, deren Beisitzer nur der Nation angehören; Preßfreiheit für die böhmische Sprache, ein eigenes Budget und vollkommene, gewissenhafte Wiederherstellung der josephinischen Toleranzedikte. Ob der Repealer zu der „Nation" auch die Deutschen in Böhmen rechnet, ist nicht klar ausgesprochen; man sollte es indessen nach der ungünstigen Meinung, die er von den Deutschen überhaupt hat (S. 41 wirft er ihnen Selbstüberschätzung, S. 44 Nachahmungssucht und Ueberschätzung des Fremden vor), und nach seiner Behauptung, daß die Böhmen allein in Oesterreich zu einer freieren Verfassung reif seien, fast bezweifeln. Solcher von den Tschechomanen ignorirten Deutschen gibt es nun in Böhmen nach Springer 1,200,000 gegen 2,500,000 Tschechen, nach Jordan („Geschichte Böhmens" Heft I.) 1,145,000 gegen 3,016,000, nach Nr. 7 1,400,000 gegen 2,500,000; die letztgenannte Schrift glaubt aber, daß die Zahl der Deutschen und der germanisirten Slawen damit viel zu niedrig angegeben sei. Diese Deutschen bewohnen einen großen, beinahe durchaus zusammenhängen-

den Theil des Königreichs, der zugleich die schönsten und fruchtbarsten Gegenden in sich faßt. Böhmens Industrie ist fast ausschließlich nur eine deutsche, seine Bildung ist deutsch seit 200 Jahren — das deutsche Element ist mit einem Worte, wenn auch nicht der Zahl seiner Vertreter, doch seinem Einflusse nach das überwiegende im Lande. Nicht der Zwang hat es dazu gemacht, sondern die Natur der Dinge. Wer ihr widerstreben und die Geschichte mit Gewalt zur Umkehr zwingen will, dessen Bemühungen können auf keinen dauernden Erfolg rechnen. Dies werden alle Diejenigen erfahren — ihre Zahl ist zum Glücke nicht groß — welche davon träumen, Böhmen könne oder werde einst als tschechisches Reich zu der Monarchie in dasselbe Verhältniß treten, in dem Ungarn als magyarisches steht. Nach unserer Ueberzeugung, die gewiß von den billig denkenden Slawen selbst getheilt wird, können die Tschechen nicht verlangen, daß ihnen auf Kosten der Deutschen, oder ihrem Lande auf Kosten der übrigen Provinzen Rechte eingeräumt werden; auf gleiche Behandlung können sie Anspruch machen, und diese wird ihnen nicht nur zu Theil, sondern Jedem ist es bekannt, daß gerade die Böhmen, z. B. was Anstellungen betrifft, sich über nichts weniger als Zurücksetzung beklagen dürfen. Der Pflege ihrer Sprache und Literatur stehen keine andern Hindernisse entgegen, als solche, über welche sich die Deutschen und Italiener auch beschweren könnten, d. h. die allgemein gültigen Censurvorschriften; ihren Ständen ist, obwohl das Land durch Gewalt der Waffen zurück erobert worden, größere Bedeutung geblieben, als jenen der andern Erblande, und an der Spitze ihrer Verwaltung steht ein Prinz des Hauses, dessen Anwesenheit dem ehrwürdigen Prag wieder einen Theil seiner alten Königspracht verleihen wird. Durch die Erhebung eines Erzherzogs zum ersten

Beamten des Königreichs dürften übrigens viele Wünsche der Böhmen erledigt oder mindestens auf längere Zeit zum Schweigen gebracht worden sein. So wenig als die Tschechen, haben andere Slawenstämme der Monarchie (Ungarn lassen wir hier bei Seite) Veranlassung, sich über Bedrückungen zu beschweren, die ihnen als Slawen widerführen, und wenn es auch einige Enthusiasten unter ihnen gibt, welche gern das nämliche Lied anstimmen möchten, das ein Theil der Tschechen singt, so finden sie doch nirgends Anklang. An den wahrhaft patriotischen Bestrebungen edler Slawen, den geistigen Aufschwung und die politische Bildung ihrer Nation zu fördern, nehmen aber gewiß alle gleichgesinnten Deutschen den herzlichsten Antheil und wünschen ihnen den besten Erfolg.

Von Oesterreichs Beziehungen zu auswärtigen Mächten, werden in den Schriften, über die wir berichten, nur diejenigen zu Rußland und Deutschland, allerdings die wichtigsten, betrachtet. Das Verhältniß Oesterreichs zu Rußland wird dadurch besonders interessant, daß 16 Millionen der Bevölkerung des erstern mit den Russen stamm- und sprachverwandt*) sind, und 3 Millionen sich zu der nämlichen Religion bekennen wie diese. Diesem Gewichte, welches Rußland in die eine Schale zu legen hat (denn größere Massen ziehen kleinere gleichartige an), hält in der andern der unvertilgbare Groll über das an Polen verübte Unrecht und die Anhänglichkeit der Mehrzahl der Slawen an die römisch-katholische Religion die Wage. Wie schwierig solche Verhältnisse, die hier auf den einfachsten Ausdruck zurückgeführt werden, zu handhaben seien, läßt sich leicht ermessen; mit welcher Geschicklichkeit dabei ver-

*) Auf dem laibacher Congresse verständigten sich Russen und Krainer ohne Mühe.

fahren werde, können wir, die wir in die Geheimnisse der Diplomatie gänzlich uneingeweiht sind, blos nach den Erfolgen beurtheilen, und diese scheinen freilich, soweit sie bis jetzt bekannt geworden sind, den russischen Staatsmännern günstiger gewesen zu sein als den österreichischen. Die hieher gehörigen Thatsachen sind so offenkundig, daß wir sie nicht anzuführen brauchen.

Mit der Erforschung und Darlegung der Beziehungen Oesterreichs zu Deutschland beschäftigt sich Nr. 7, die zu dem Ergebnisse gelangt, daß Oesterreichs und Deutschlands wohlverstandene Interessen überall zusammenfallen und der Vortheil beider Länder demzufolge ein aufrichtiges und enges Aneinanderschließen erheische, das aber kein blos materielles und äußeres, sondern auch ein geistiges und inneres sein müsse. Gegen diese Ansicht, wegen deren näherer Begründung wir auf das angezogene, mit Verstand und Wärme geschriebene Werkchen verweisen, wird man sowohl in Deutschland als in Oesterreich wenig einzuwenden haben.

Nr. 10 enthält poetische Paraphrasen bekannter und beliebter politischer Texte, die den Ton ihres Musters, des ersten „Wiener Poeten", ziemlich glücklich treffen. Die „Revue österreichischer Zustände," die bereits einige beachtenswerthe Artikel gebracht hat, kann, wenn sie gut geleitet und von Oesterreich aus thätig mit Beiträgen unterstützt wird, mit Sicherheit auf Theilnahme zählen und verdient dieselbe auch, so lange sie ihrem Programm treu bleibt.

II.

12. Wien und die Wiener. Von Mathias Koch. Zweite vermehrte Auflage. Karlsruhe, 1844.
13. Metternich. Leipzig, 1844.
14. Vier Fragen eines Oesterreichers. Leipzig, 1844.
15. Russisch-politische Arithmetik. Streiflichter auf das Werk des russischen Geheimraths M. L. von Tegoborski: Ueber die Finanzen u. s. w. Oesterreichs, mit Rücksicht auf Preußen und Frankreich. Von Wiesner. Zwei Bände. Leipzig, 1844.
16. Portfolio eines Oesterreichers. Erster Band. Leipzig, 1844.
17. Traditionen zur Charakteristik Oesterreichs, seines Staats- und Volkslebens unter Franz I. Erster Band. Leipzig, 1844.
18. Spaziergänge eines wiener Poeten. Dritte Auflage. Leipzig, 1844.

In einem Staate wo so viele und verschiedene Nationalitäten nebeneinander lagern wie in Oesterreich, ist die Hauptstadt von eigenthümlicher Bedeutung. Sie ist der neutrale Boden auf dem sich alle die Hände reichen, nachdem jede bei sich zu Hause ihre Ansprüche verfochten hat; sie ist das Herz, welches den Umlauf der belebenden Säfte durch den Staatskörper regelt; in Oesterreich ist sie endlich neben der Dynastie und der Religion das stärkste Element der Einheit. Die Nachtheile, die anderswo aus der

unnatürlichen Anhäufung übermäßig großer Menschenmassen und Concentrirung der besten Kräfte auf einem Punkte entstehen, sind in Wien noch lange nicht zu fürchten, und werden dort kaum jemals eintreten; der Anziehung, welche es ausübt, so groß sie auch ist, wirken zu viele ablenkende Kräfte entgegen, als daß dieselbe das Gleichgewicht stören könnte. Wenn Paris Frankreich ist, wie man nicht mit Unrecht sagt, so ist hingegen Wien noch lange nicht Oesterreich, und wird und kann es nie werden. Es muß aber dem Böhmen wie dem Tyroler, dem Ungar wie dem Italiener wahre Metropolis sein, wenn Oesterreich ein Staat bleiben soll.

Mit der Darstellung der allmähligen Entwickelung und des gegenwärtigen Zustandes der Hauptstadt Wien beschäftigt sich die Schrift Nr. 12, deren Verf. die bekannten Quellen fleißig benutzt hat. Die k. k. österreichische allerhöchste Censurerlaubniß, der sich Hr. Koch zu erfreuen hatte, wie auf dem Titel der ersten Auflage angegeben steht, scheint uns freilich nicht die geeignetste Bürgschaft dafür zu sein, daß diese Benutzung der Quellen überall zu den mit der geschichtlichen Wahrheit übereinstimmendsten Ergebnissen führte. Dort wo es noch eine officielle Geschichte gibt und man auf dieselbe Rücksicht zu nehmen hat, begegnet es selbst dem Unbefangenen leicht, daß er, ohne gerade zum Lügner zu werden, eine oder die andere fable convenue als bare Münze nimmt und in Umlauf setzt. Wir werden vielleicht bei einer andern Gelegenheit über die Gründe sprechen, welche bisher dem Aufkommen einer ihres Namens würdigen Geschichtschreibung in Oesterreich hindernd im Wege standen, und brauchen nicht zu bemerken, daß diese Gründe auch auf die vorliegende Schrift ihre Anwendung finden, wenn gleich nicht zu verkennen ist, daß sie sich über

manche Gegenstände freimüthiger äußert, als dies bei Büchern, die im Inlande gedruckt werden, geduldet zu werden pflegt. Aber das treulose Verfahren der ersten Habsburger gegen Wien, so lange es Reichsstadt war, und noch später, das undeutsche Wesen ihrer Nachfolger, ihre religiöse Engherzigkeit u. s. w. die wohl einen schlimmern Namen verdient: das sind lauter Dinge, die in einer Geschichte Wiens erst dann ihre gebührende Berücksichtigung finden werden, wenn man einmal davon abgekommen sein wird, zwei ganz verschiedene Kaiserdynastien mit einander zu verwechseln und zu glauben, die lothringische müsse die ganze Erbschaft der habsburgischen, um uns eines juristischen Kunstworts zu bedienen, ohne beneficium inventarii übernehmen und ihren ängstlichen spanischen Inquisitionsglauben dazu.

Herr Koch hätte wohl, und dies konnte er der allerhöchsten Censurerlaubniß unbeschadet thun, die wesentlichen Veränderungen, welche seit einem Jahrzehend Wiens Physiognomie zu seinem Vortheil ganz umgestaltet haben, ausführlicher erwähnen und durch Vergleichung mit frühern Zuständen ins rechte Licht setzen sollen. Hand in Hand mit dem materiellen Aufschwunge, dessen äußere Zeichen: theilweise Gasbeleuchtung, Eisenbahnen, großartige Bauten u. s. w. Jedem, der Wien einige Jahre nicht gesehen, angenehm in die Augen fallen, geht erhöhte geistige Thätigkeit, die man mit dem besten Willen davon nicht trennen kann, die man, wir wollen es hoffen, nie mehr davon zu trennen suchen wird. Neben reich ausgestatteten Buchhandlungen entstand ein Leseverein, dessen Oberleitung ein hoher Staatsbeamter führt; in der Auswahl der Zeitschriften und Bücher, deren Benutzung einer großen Anzahl von Mitgliedern freigegeben ist, wird mit löblichem Freisinn verfahren; einzelne Mitglieder hal-

ten Vorlesungen, und es werden Ausgaben seltener und anziehender Werke besorgt. Literaten und Künstler gründeten die „Concordia“, eine Gesellschaft von etwa 150 Theilnehmern, die sich wöchentlich einmal versammelt, jedoch in keiner „Ludlamshöhle,“ sondern in einem großen und eleganten Gasthofsaale. Auch die Liedertafel ist zu nennen, zu der sich Freunde der heitern Kunst vereinigt haben, welche ebenfalls, ungefähr 130 an der Zahl, in der Woche einmal in schönen Räumlichkeiten ihre Zusammenkünfte halten. Alle, die Wien kennen, wissen, mit welchen Schwierigkeiten solche Vereine noch vor wenigen Jahren zu kämpfen hatten; ihr Bestehen, der Schutz oder auch auch nur die Duldung, welche ihnen zu Theil wird, und die von ihnen ausgehende oder in ihnen am bewußtesten sich äußernde würdige Vertretung der Kunst und Literatur deuten unverkennbar darauf hin, daß man nicht mehr so weit davon entfernt sei, neben dem starren Herkommen eine Berechtigung des freien Geistes anzuerkennen. Die Theilnahme an der intellectuellen Bewegung unserer Zeit war in Oesterreich stets größer, als man auswärts annahm; überall finden sich dort Männer, die mit ihr Schritt gehalten haben, zum Theil solche, die würdig und fähig wären mit an der Spitze derselben zu stehen — gönnt man ihnen einmal Raum, so wird man sie auch da erblicken. Die großartigen wissenschaftlichen Anstalten der Hauptstadt haben bis jetzt, dies läßt sich nicht verhehlen, ihren Zweck nur halb erfüllt; sie haben viele Schüler, aber wenig Lehrer gebildet. Als ein glückliches Vorzeichen, daß Wien seinen Beruf, eine der Vormauern deutscher Cultur zu sein, die es hüten und verbreiten helfen soll, in Ehren halten wird, wollen wir die Thatsache annehmen, daß in jüngster Zeit ein Lehrer von dort an eine auswärtige (schweizerische)

Hochschule berufen wurde — ein Fall, der seit langem nicht mehr und überhaupt sehr selten vorgekommen ist. Hr. Koch hat die zweite Auflage seines Buches mit einem Anhange vermehrt, in dem er seine Ansichten über einige in jüngster Zeit erschienene, Oesterreich betreffende Schriften ausspricht. Da wir die Aufmerksamkeit der Leser bereits selbst auf diese Schriften gelenkt haben, müssen wir Diejenigen, welche Hr. Kochs Meinung über dieselben kennen lernen wollen, auf sein Buch verweisen.

Der Verfasser der Schrift Nr. 13 hat ein Aushängeschild gewählt, das sehr geeignet ist, viele Leser anzuziehen. Sie hoffen vielleicht hier die Wirksamkeit eines Staatsmannes dargestellt zu finden, dessen lange, vom seltensten Glücke begünstigte Laufbahn seit den Tagen Richelieu's ihresgleichen nicht mehr gehabt hat; oder sie sehen überraschenden Aufklärungen, pikanten Notizen, Arabesken aus dem Privatleben, einem Stück Kammerdienerliteratur entgegen; oder sie glauben endlich, es werde ein strenger Ankläger vor sie hintreten, mit den Worten: Ypsilanti, Polen, Donaumündungen, karlsbader Beschlüsse, Jesuiten rc. im Munde. Alle diese Leser werden das Buch unbefriedigt aus der Hand legen; es wird überhaupt, fürchten wir, selbst den nicht befriedigen, der es mit den bescheidensten Erwartungen aufschlägt. Unter dem panegyrischen Wortkram mag sich Ironie verstecken; der hausbackene Liberalismus, welcher sich hier und da kund thut, mag gut gemeint sein — für dieses ungahre Gemisch hätten sich aber, wenn es durchaus dem Publikum dargeboten werden sollte, viele andere Benennungen besser geschickt, als die gewählte.

Der Oesterreicher in Nr. 14 stellt folgende Fragen: „Ist die nationale Einheit des österreichischen Staates möglich, und auf welchem Wege kann sie erreicht werden?

Hat Oesterreich den politischen Fortschritt zu fürchten? Zu welchen Erwartungen berechtigt das geistige Leben und Streben der Oesterreicher? Welche Stellung nimmt Oesterreich unter den Großmächten ein?" Um zur Beantwortung dieser Fragen zu gelangen, läßt sich der Verfasser in Erörterungen ein, die zwar keine neuen Thatsachen, weder der Erfahrung noch des Bewußtseins, zu Tage fördern und den vorhandenen Stoff bei Weitem nicht erschöpfen, die aber den in der politischen Discussion, wie sie gegenwärtig geführt wird, herrschenden Ton gut treffen und von verständiger Auffassung zeugen.

Der russische Geheimrath v. Tegoborski hat bekanntlich ein seinem Souverain gewidmetes Werk über die Finanzen Oesterreichs geschrieben, in dem er der Regierung dieses Landes eine Menge guter Rathschläge gibt. Wir sind in Deutschland daran gewöhnt, unsere Nachbarn einen manchmal über die Gebühr lebhaften Antheil an unseren Angelegenheiten nehmen zu sehen, und so kann es durchaus nicht überraschen, daß ein Russe oder russificirter Pole den Beruf in sich gefühlt hat, in einem Fache, in dem man es bekanntlich bei ihm zu Hause sehr weit gebracht hat, als Lehrer aufzutreten. Allein wie es zu gehen pflegt, die besten Absichten werden oft am schlimmsten gedeutet, und ungebetene Rathgeber, mögen sie es noch so redlich meinen, häufig sehr unhöflich abgefertigt. Dieses Loos widerfährt auch Hrn. v. Tegoborski. Herrn Dr. Wiesner, einem Deutschböhmen, wie er sich auf dem Titel nennt, mißfällt schon, von allem Andern abgesehen, die zärtliche Sorgfalt, mit der sich ein Russe um die österreichischen Staatskassen bekümmert; er meint, so auffallend es wäre, wenn ein Staatsmann seines Vaterlandes ein ähnliches Werk über die russischen Finanzen unter so hohem Schutze veröffentlichte, so sehr und

noch mehr müsse Einen die von dem in Diensten Sr. Maj. des Kaisers aller Reussen stehenden oder vielmehr reisenden Geheimrath übernommene Rolle Wunder nehmen. Er meint ferner, die Russen hätten, wie ein deutsches Sprüchwort sagt, so viel vor ihrer eigenen Thür zu kehren, daß sie andern Leuten ihre Dienste keineswegs aufzudringen brauchten, nnd wittert hinter ihrer Theilnahme an unserem Wohlergehen Absichten, die mit der durch die Geschichte bewährten Uneigennützigkeit des petersburger Cabinets, wenn nun einmal Herr v. Tegoborski im Auftrage desselben geschrieben haben soll, im schreiendsten Widerspruche stehen. Wir können hier die Vor- und Nachtheile des russischen Beglückungs- oder, was ungefähr das Nämliche sagen will, Besteurungssystems, wie Herr v. Tegoborski es auf Oesterreich anzuwenden vorschlägt, keiner ausführlichen Prüfung unterwerfen, und maßen uns nicht an, zwischen den beiden Gegnern als Schiedsrichter aufzutreten (es ist dies um so überflüssiger, als das Timeo Danaos et dona ferentes in allen unsern Schulen erklärt wird); dagegen erinnern wir, ohne daß wir im Entferntesten beabsichtigen, die Auspressungstheorie des russischen Geheimraths dadurch in ein schiefes Licht zu setzen, an die Art, wie die Ahnherren des österreichischen Kaiserhauses, die Herzoge von Lothringen, die Steuern zu erheben pflegten. Der Landesherr — so erzählte Marie Antoinette der Frau Campan — begab sich in die Kirche; nach der Predigt stand er auf, schwang seinen Hut in der Luft, um anzuzeigen, daß er sprechen wolle, und sagte dann, wie viel Geld er brauche. Die guten Lothringer beeiferten sich so sehr, es zusammenzubringen, daß die Männer nicht selten ohne Wissen ihrer Frauen Wäsche oder Hausgeräthe verkauften, um den Steuerbetrag zu vermehren; daher geschah es auch oft,

daß der Fürst mehr Geld bekam, als er verlangt hatte. War dies der Fall, so wurde der Ueberschuß zurückgegeben. Auf die patriarchalischen Sitten, welche diese Fürsten nach Oesterreich brachten — fügte Marie Antoinette hinzu — stützt sich die unerschütterliche Popularität, deren sich dort das Kaiserhaus erfreut. *) Daß russische Finanzkünstler eine solche Popularität in Anschlag bringen, ist freilich sehr zu bezweifeln. Sie mag zu den Vourtheilen gehören, die man an der Newa schon 1762 abgestreift hatte.

Der Titel der Schrift Nr. 15 könnte auf die Vermuthung bringen, sie enthalte Depeschen und Cirkularschreiben der Staatskanzlei, Bundestagsprotokolle und sonstige Aktenstücke, „die nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sind." An deren Statt findet man jedoch blos Erzählungen, die zum Theil nach bekannten Vorfällen der neuesten Zeit bearbeitet sind. Es hat mit der Wahl solcher Stoffe eine mißliche Bewandtniß: sie sind allerdings die anziehendsten, aber was sollen die novellistischen Zuthaten dabei? Sie schwächen den Eindruck, den die schmucklose Wahrheit

---

*) Dieser Popularität des lothringischen Fürstenhauses, dessen sich die offizielle Geschichtschreiberei in Oesterreich beinahe schämt, gaben noch im Jahr 1789, und zwar in der denkwürdigen Nacht vom 4. August, die Abgeordneten des Landes in der konstituirenden Nationalversammlung ein rührendes Zeugniß. **Tous les Députés de Lorraine,** heißt es im **Procès-Verbal de l'assemblée nationale** Nr. 40 **Bis** S. 31, **protestent en termes touchans que leur Province, réunie la dernière, ne regrettera jamais la domination de ces Souverains a dorés, qui firent le bonheur de leur Peuple, et s'en montrèrent les perès, s'ils sont assez heureux pour pouvoir, au sein de la régénération et de la prosperitè publique, se livrer à leurs frères etc.**

hervorgebracht haben würde, und machen, wenn sie vollends ungeschickt erfunden sind, eine der von dem Erzähler beabsichtigten, gerade entgegengesetzte Wirkung. So kann es z. B. gar wohl vorgekommen sein, daß sich ein geistlicher Ränkemacher an einem hohen Staatsbeamten in der hier geschilderten Weise rächte; ein „Oesterreicher" jedoch, der ein „Portfolio" herausgibt, sollte wissen, daß bei den österreichischen Behörden geistliche Angelegenheiten von geistlichen Referenten vorgetragen werden; er hätte daher dem Hofrathe, dessen Tochter das Opfer von Liguorianerkniffen wird, eine andere Stellung und dem Pater einen andern Beweggrund, mithin der ganzen Geschichte eine andere Verwickelung ausmitteln müssen.

In den „Traditionen" u. s. w. erhalten wir einen sehr dankenswerthen Beitrag zu unserer im Vergleiche mit der französischen und englischen, spärlich ausgestatteten Memoirenliteratur. Die josephinische Aufklärungsperiode mit Nachklängen aus der Zeit der frommen Kaiserin, die Jakobinerriecherei der neunziger Jahre, der Kampf gegen die Revolution und ihren Universalerben werden uns hier in einzelnen, unmittelbar aus dem Leben genommenen Zügen vorgeführt, deren Würdigung es keinen Eintrag thut, wenn auch der durchlaufende biographische Faden nur ein schriftstellerisches Auskunftsmittel wäre. Die Porträtähnlichkeit der auftretenden Personen ist unverkennbar: der Domherr Spendou dessen Name, ein **lucus a non lucendo**, von „spendiren" (einem österreichischen Gauwort für s ch e n k e n) hergeleitet werden könnte, sein Widersacher, der General Lindenau, dessen Witze noch lange eine stehende Rubrik in den wiener Ueberlieferungen bilden werden, der fliegende Uhrmacher Degen, Professor Schwegler, der baronisirte Lieferant Fellner, der Architekt Kampfmiller, Hofrath Lang u. s. w. bilden eine

Galerie von Originalen der österreichischen Schule, bei deren Anblick uns eine Art Heimweh nach dem Stephansthurm überschleicht, in dessen Bereich alle diese „naturwüchsigen" Gestalten, zu denen sich heutzutage gewiß noch eine Menge Gegenstücke finden, sich herumtrieben.

Wir bekennen aufrichtig, daß es uns wohl that, nachdem wir kurz vorher mit den „Nibelungen im Frack" Umgang gepflogen hatten, wieder einmal den „Wiener Poeten" auf seinen „Spaziergängen" zu begleiten. Wir saßen mit ihm „in des Wirthes Gartenlaube", schritten über das „Schlachtfeld von Aspern" und traten vor den Kaiser, der das Lied nicht hörte und bei den Kapuzinern schläft. Sein Weg führte den Poeten diesmal am Zeughaus vorüber: dort erzählte er uns von Sobieskis Schwert und Banner „alte Geschichten". Dann sahen wir den Todesengel über die Stadt fliegen von Osten her, „wo der Tag wohnt und der Zar" — aber die Lenker unseres Volkes spürten seinen Hauch nicht. Einem Freunde, der in das Land zog, wo einst Franklin Weisheit säete, Washington einst fechtend stand, riefen wir Lebewohl zu — endlich lauschten wir der Frühlingsschwalbe, die eine neue Zeit verkündete. Als sie verstummte, verließ uns der Poet. Uns aber war, als flüsterte vom Ballplatz her eine höhnende Stimme: „Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer."

Die streitende Kirche in der katholischen Schweiz.

I.

1. Die Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens, nebst einem Schlußwort über die neuen Jesuiten. Nach den Quellen dargestellt von Friedrich Kortüm. Mannheim, 1843.
2. Die Jesuiten. Vorlesungen von Jules Michelet und Edgar Quinet. Uebersetzt von A. Stöber. Basel, 1843.
3. Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz seit dem Jahre 1831. Von Friedrich Hurter. Schaffhausen, 1842.
4. Die Katholiken des Aargaus und der Radicalismus (Vermehrter Auszug des letztern Werkes.). Schaffhausen, 1843.

Die unter 1 und 2 angeführten Schriften veranlassen mich zu einem Vorwort, das zugleich als Nachwort dienen mag. Ich habe nämlich schon früher einige Schriften zur Anzeige gebracht, die sich auf die Jesuiten beziehen; mittlerweile sind nun die Vorlesungen veröffentlicht worden, welche Michelet und Quinet über denselben Gegenstand am Collège de France hielten, und Hr. Professor Kortüm in Heidelberg hat die einschlägige Literatur mit dankenswerthen Untersuchungen über die ersten Zeiten des Ordens und mit treffenden Bemerkungen über

seine letzten bereichert. Diese Beiträge zur Lösung einer der wichtigsten schwebenden Fragen des Tags glaubte ich nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen, und um sie aufmerksamer Beachtung zu empfehlen, schien es mir am geeignetsten, einige Worte über dieselben dem Berichte über Zustände vorauszuschicken, in denen die anderswo so kräftig zurückgewiesenen Einwirkungen gerade am deutlichsten an den Tag treten.

In der Geschichte des Jesuitenordens lassen sich zwei Hauptabschnitte deutlich unterscheiden: das mythisch- oder patriarchalisch-heroische Zeitalter, welches mit dem Tode des Stifters seinen Höhepunkt schon überschritten und mit dem Beginne der Vorsteherschaft des fünften Generals, Acquaviva, sein Ende erreicht hat, und das diplomatisch-militärische, welches die von Acquaviva an immer mehr sich verweltlichende Wirksamkeit des Ordens im Gebiete der Religion, des öffentlichen Unterrichts und der Politik umfaßt. Die eine Epoche weist unläugbar großartige Charakterzüge auf; ohne solche wäre es dem Orden auch nicht möglich gewesen, in der andern den Gedanken einer Universalmonarchie zu fassen und diesem Zwecke so nahe zu kommen.*) Ignaz von Loyola selbst, der Heidenapostel Franz Xaver und jener Enkel Ferdinands von Aragonien, der den vicechöniglichen Purpur mit der ärmlichen Soutane, den Palast seiner Ahnen mit der engen Zelle, die

---

*) „**It is something to know that an impulse, which after three centuries is still unspent, proceeded from hands of gigantic power, and that their power was moral as much as intellectual, or much more so.**“ So heißt es in einem „**Ignatius Loyola and his associates**“ überschriebenen Artikel des „**Edinburgh review**“ (**Nro. CLII**).

Macht, welche ihm seine Geburt und die Gunst seines kaiserlichen Verwandten verlieh, mit dem unbedingten Gehorsam, die Genüsse der Welt mit den niedrigsten Dienstleistungen vertauschte und endlich als dritter Ordensgeneral die Grundlagen des Gebäudes legte, in dessen Hallen die gesammte katholische Welt Unterricht empfing — diese drei Männer, Loyola, Xaver und Borgia, gehören zu den Heldengestalten des Katholizismus, denen man Bewunderung nicht versagen kann. Neben ihnen treten, von den Schatten der Erde schon dunkler gefärbt, die Bilder von Laynez, Bellarmin und Acquaviva hervor — Laynez des Theologen, Bellarmin des Polemikers, Acquaviva des Gesetzgebers. Mit der Darstellung dieses ersten Abschnittes ausschließend, wenn man das Schlußwort abrechnet, beschäftigt sich die Schrift Nr. 1; „meistens den Quellen und unmittelbaren Zeugnissen entnommen, sucht sie den Orden aus der Zeit seines Entstehens und kräftigen Wirkens zu erklären, als die fast unabweisbare doppelte Frucht der gewaltigen Schwingungen für und wider die Reformation auf der einen, für und wider die mittelalterliche Ritterschaft auf der andern Seite, nachzuweisen." Es bleiben derselben jedoch Andeutungen über manche spätere Entwickelung früher gelegter Keime nicht fremd, wenngleich ihre Aufgabe nicht ist der „factiös vielgeschäftigen Richtung schrankenlosen Ehrgeizes und abgefeimter, ohne sittlichen Rigorismus wirksamer Verstandes-Reflexion" zu folgen, welche der Orden in der Zeit seiner Ausartung einschlug, einer Zeit, „fruchtbar an Schlichen, Umgriffen und Gewaltthaten."

Die Unbefangenheit, mit welcher Kortüm das Große in der Anlage, den Zwecken und den Charakteren der Gründer des Ordens auffaßt und anerkennt, verleiht den Worten, in denen er das Treiben der repristinirten Jesui-

ten zeichnet und verdammt, ein bedeutendes Gewicht. Ich muß mich begnügen, da ich der auf unbestreitbare Thatsachen gestützten Beweisführung des Verfassers ins Einzelne nicht nachgehen kann, den Schluß anzuführen, zu welchem er gelangt: daß nämlich kirchlich-religiöse, politische und finanzielle Gründe wider die Aufnahme und Pflege einer Gesellschaft streiten, die in allen Beziehungen dem Wesen und Geiste des Zeitalters entgegen ist.

Die nächste Veranlassung zu den in der Schrift Nr. 2 abgedruckten Vorlesungen gab bekanntlich der Streit, den die französische Geistlichkeit, sobald sie des durch die Julirevolution erschütterten Bodens wieder einigermaßen sicher zu sein glaubte, gegen die Universität begann. Der Gegenstand, oder besser der Vorwand des Streites ist die sogenannte Freiheit des Unterrichts, unter der die klerikalische Partei aber nichts anderes versteht als die Einpressung desselben in die Zwangsjacke des römisch-katholischen Glaubenssystems. Die geistlichen Kämpfer befolgen hier die nämliche Taktik, wie jene Abtheilung der Legitimisten, die mit Hülfe des allgemeinen Wahlrechts das **ancien régime** oder wenigstens eine dritte Restauration herbeizuführen denkt. Wäre es ihnen mit der Freiheit des Unterrichts wirklich Ernst, so müßten sie ja auch folgerechter Weise die wärmsten Vertheidiger der Preßfreiheit sein, denn diese ist nichts Anderes als jene, aus der Schule in das Leben übertragen — dann stünden sie jedoch mit Rom in Widerspruch, das ihre Anhänglichkeit preist, und die Preßfreiheit nennt die „**deterrima ac nunquam satis execranda ceu detestabilis libertas artis librariae**“ (s. das bekannte encyklische Schreiben Papst Gregors **XVI.**). Es ist daher wohl augenscheinlich, daß „Freiheit des Unterrichts“ nicht ihr Zweck ist, sondern nur Mittel sein soll, um ihnen das Uebergewicht oder die

Herrschaft zu gewinnen und einen Zustand herbeizuführen, wie er in Belgien, dem wiedergefundenen Paradiese, besteht. Schon deshalb haben sie keinen Anspruch auf unser Mitgefühl; die entschiedenste Mißbilligung verdient aber die Weise, in der sie ihrer bête noire, dem Universitätsmonopol, das im Grunde Niemand vertheidigt, zu Leibe gehen. Die Waffen, deren sie sich bedienen, lassen die Rüstkammer, aus welcher sie hervorgehen, nicht verkennen. Es ist die alte Jesuitenpolemik; Thatsachen, die Jedermann vor Augen liegen, werden abgeläugnet, Personen, die im Wege stehen, verketzert, die Stelle der Gründe vertreten Schmähungen, Alles wie zu den Zeiten des P. Garasse, dieses durch Voltaire unsterblich gewordenen Kampfhahns, der nichts destoweniger, wie die Geschichtschreiber des Ordens sagen, „modestia, affabilitate, mansuetudine supra modum amabilis“ war. Von den Erzeugnissen dieses Ehrenmannes stammen in gerader Linie alle jene Libelle ab, die man gegen die Universität, und was ihr angehört, zu schleudern nicht müde wird. Die Familienähnlichkeit ist auffallend; es geifert in ihnen der ererbte unversöhnliche Haß gegen eine Körperschaft, der man nach beinahe drei Jahrhunderten ihr Gutachten vom 1. Dezember 1554, ihren nie überwundenen Widerstand nicht verzeihen kann. Zu welchen Schlichen man seine Zuflucht nimmt, und wie man es anstellt, um die Blößen, die man gibt, zu decken, zeigt ein Beispiel.

Der in diesem Buche bereits gewürdigten „Schweizergeschichte“, der „Weltgeschichte“ des P. Freudenfeld, den „Chefs d'oeuvre“ des P. Loriquet u. s. w. reiht sich die „Histoire de France à l'usage de la jeunesse“ an, welche in Lyon, einem Knotenpunkte neujesuitischer Umtriebe, bei Louis Lesne erscheint. Von diesem Buche veranstalten die Väter je nach Bedürfniß und Umständen von Jahr zu

Jahr, ja von Monat zu Monat neue Ausgaben, und Michelet erzählt, in der Ausgabe vom Juni hätten sie eine Stelle unterdrückt, die er in seinen Vorlesungen vom Januar oder Februar anführte und am 24. Juni gedruckt vor Augen hatte. Dieser Kniff erinnert an die „Geistesgegenwart" des P. Valentia, der in einer der Congregationen, welche Behufs der Prüfung der Lehre des Molina gehalten wurden, in Gegenwart des Papstes Clemens **VIII.** mitten im Streite den heiligen Augustin, auf den er sich in seiner Beweisführung berief, hervorzog und mit vielem Selbstvertrauen eine ganz und gar erdichtete Stelle aus demselben ablas.

Ein anderer wesentlicher Zug der auf die Verwandtschaft der Kämpfer für die Freiheit des Unterrichts mit jenen Kämpfern für die härteste Gewissenstyrannei weist, ist die Art, in welcher sie von der durch so viel Blut und Leiden erworbenen Errungenschaft des menschlichen Geistes, der religiösen Duldung, sprechen. So schließt im „**Simple coup d'oeil**" u. s. w., dem zweiten der gegen die Universität erschienenen Libelle, eine Note, in der einer aus den **Nostris** seine Streitkräfte mustert, mit dem bedeutungsvollen Satze: „Im 16. Jahrhundert schloß man am Hofe Katharina's von Medici ebenfalls hugenottische Hochzeiten . . . sie endigten mit Bürgerkriegen."

Die Vorlesungen Michelets und Quinets tragen den Stämpel des Augenblicks der sie hervorrief, des Auditoriums, für welches sie bestimmt waren, nnd den des verschiedenen Berufs ihrer Verfasser. Sie sind nicht frei von den Spuren einer Entrüstung, die durch persönliche Angriffe erzeugt wurde; sie sind in Hinblicke auf eine lebhafte, der Aufregung gewohnte und bedürftige Jugend geschrieben und wären dem Geschmacke deutscher Leser zusagender, wenn sie weniger rednerischen Schmuck zur

Schau trügen; endlich scheint es, als ob der Dichter hier und da der nachhelfenden Hand des Geschichtschreibers, dieser der ergänzenden Phantasie des Dichters benöthigt wäre. In der Stelle, die ich hervorhebe, gelang es der letztern ihrem Stoffe eine tragische Bedeutung zu verleihen:

„Ueberall wo eine Herrscherfamilie ausstirbt, sehe ich eine jener düstern Gestalten jesuitischer Beichtväter aus der Erde hervorsteigen und sich wie ein Dämon hinter ihr erheben, um sie sanft und väterlich in den Tod zu ziehen — den P. Neidhart bei dem letzten Erben der österreichischen Dynastie in Spanien, den P. Auger bei dem letzten der Valois, den P. Peters bei dem letzten der Stuarts. Ich rede nicht von den Zeiten, welche Sie gesehen haben und welche die unserigen berühren. Aber erinnern Sie sich nur an die Gestalt Letelliers in den Denkschriften von St. Simon! Es ist die einzige, die dieser Schriftsteller, der Alles wagt, mit einer Art von Entsetzen geschildert hat."

Daß es übrigens kein Nicolai-Biester'sches Luftgebilde ist, welches mit den Waffen des freien Geistes zu bekämpfen Michelet und Quinet sich aufgefordert fanden, daß vielmehr ihr Unternehmen ein vollkommen „zeitgemäßes" war, erhellt am besten daraus, daß diese Vorlesungen in Frankreich bereits in fünf Auflagen vergriffen wurden.

Von den eben besprochenen Schriften ist es nicht schwer den Uebergang zu den unter Nr. 3 und 4 angezeigten zu finden. Ich habe ihn schon angedeutet. Es ist nämlich meine feste Ueberzeugung, daß die Verwickelungen welche in diesem Augenblicke so weit gediehen sind, daß ein Schritt weiter zum Bürgerkriege führen muß, entweder gar nicht entstanden wären, oder wenigstens sich nicht so ausgedehnt und keinen so hohen Grad gegenseitiger Erbitterung erzeugt hätten, wenn man sich von dem verderblichen Einflusse der in

der Schweiz befindlichen Jesuitencolonien frei zu erhalten gewußt haben würde. Durch diesen wurden unbedeutende Zwistigkeiten zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt zu drohenden Spaltungen; die erstere ließ sich verleiten in das Gebiet der letztern überzugreifen, und die nothwendige Folge davon war, daß auch diese ihre Grenzen überschritt. Nun wurde das Geschrei über Religionsgefahr erhoben, das Volk fanatisirt und eine Reaktion hervorgerufen, die hier der klerikalischen Partei zum Siege verhalf, dort die Macht der „kirchenfeindlichen" nur verstärkte. So ist es gekommen, daß sich jetzt die römisch-katholische und die reformirte Schweiz fast ebenso feindselig gegenüber stehen, wie zur Zeit der Reformation, und daß der eidgenössische Vorort Luzern, die — scheinbaren — Interessen seiner Confession höher werthend als jene des Gesammtvaterlandes und seine Bundespflichten, sich an die Spitze derjenigen stellt, welche die Schweiz in zwei Lager sondern, und die Tage des goldenen Bundes erneuern wollen. Das nämliche Luzern, welches in einem Zeitpunkte, da noch Niemand oder Niemand mehr daran dachte, die Uebergriffe der römischen Curie zu beschränken, die Rechte des Staates gegen die willkürlichen Satzungen derselben mit fester Hand wahrte (1725 im udligenschwyler Handel) das nämliche Luzern predigt heute einen Kreuzzug, um ein paar Mönchsklöster den Händen der Schullehrer, Krankenpfleger u. s. w. zu entreißen, denen sie von Mitchristen eingeräumt wurden.

Um die Leser auf den Standpunkt zu versetzen, wo eine vollständige Uebersicht der Verhältnisse, um die es sich hier handelt, allein möglich ist, müßte ich eigentlich auf der Gegenwart sehr fern liegende Zeiten und Ereignisse zurückgehen. Die Grenzen, welche der Zweck meines Buches vorschreibt, erfordern aber, daß ich mich auf eine kurze Angabe des Wesentlichen beschränke.

Die natürliche Folge der Reformation in Ländern wo sie sich nicht an die Stelle der katholischen Kirche setzte, sondern nur neben ihr behauptete, das Mißtrauen der Parteien gegeneinander und das Bestreben jeder, sich auf Kosten der andern größere Geltung zu verschaffen, wich in der Schweiz erst mit dem Ende des toggenburger Krieges, mehr als ein halbes Jahrhundert nachdem in Deutschland Ruhe eingetreten war, einem friedlichern und geregeltern Zustande. Der Ausgang dieses Krieges zu Gunsten der Reformirten entschied das Uebergewicht derselben, welches zwar nicht staatsrechtlich anerkannt, jedoch thatsächlich zugegeben wurde. Die Föderativverfassung hinderte dessen Mißbrauch, und von da an ließ man sich, einzelne unbedeutende Händel abgerechnet, gegenseitig unangefochten. Der Protestantismus hatte in Bern und Zürich seinen politischen, in Zürich und Genf seinen dogmatischen Haltpunkt; die Katholiken schloßen sich an Luzern an, welches den von den Vätern überkommenen Glauben in Frömmigkeit und Treue aufrecht erhielt, ohne Feindseligkeit gegen Andersdenkende, ohne blinde Unterwürfigkeit gegen Rom. Hier schrieb der Seckelmeister Felix Balthasar beinahe gleichzeitig mit Febronius „von den Freiheiten und der Gerichtsbarkeit der Eidgenossen in sogenannten geistlichen Dingen.“ In Schwyz verbot die Landsgemeinde bei Verlust der Ehrenfähigkeit jeden Antrag auf Einführung der Jesuiten. So blieb es, bis die Revolution alles Bestehende über den Haufen warf und auf den Trümmern die eine und untheilbare helvetische Republik errichtete der weder Einheit noch Untheilbarkeit zukam. Während der Umwälzungen, die nun folgten, fanden die religiöskirchlichen Interessen im Ganzen nur eine untergeordnete Beachtung; in den Urkantonen allein traten sie in den Vordergrund oder wurden dahin geschoben, um den Haß gegen die neuen poli-

tischen Gestaltungen zu verdecken oder zu rechtfertigen. Wo sich die Gesetzgebung mit ihnen beschäftigte, suchte sie dieselben im Geiste der herrschenden staatskirchenrechtlichen Ansichten zu ordnen. Zwang oder Verfolgung wie in Frankreich fand nicht statt; ja die Geistlichen, welche das Volk zuerst aufhetzten, dann im Stiche ließen, wurden eher mit zu großer Milde behandelt. Die Mediation blieb auch bei Regelung der confessionellen Verhältnisse ihrem Charakter getreu, das Alte mit dem Neuen zu versöhnen, soweit die Rücksicht auf den Vortheil Frankreichs dies zuließ; übrigens hielt der gewaltige Arm des Vermittlers jeden Ausbruch der Unzufriedenheit zurück. Die Restauration brachte die Bundesakte, das Ergebniß kurzer, allein nichts weniger als reiflicher Berathungen, die unter den Augen der fremden Mächte gepflogen wurden. Diese Urkunde trat an die Stelle der alten Bünde und bildet die Grundlage des gegenwärtig gültigen schweizerischen Staatsrechtes. Wie sie überhaupt sehr mangelhaft ist, so enthält sie auch über Religions- u. Kirchensachen nur eine einzige Bestimmung, den bekannten Artikel 12, auf welchen ich später zurückkommen werde. Ich kann hier auf die kirchlichen Zustände der einzelnen Cantone in der sogenannten Restaurationsperiode nicht eingehen; im Allgemeinen werden sie durch die Einführung der Jesuiten in Freiburg (1818) und Wallis, die Losreißung der östlichen Schweiz vom Bisthumsverbande mit Konstanz, und Umwandlung aller schweizerischen Bisthümer (Sitten, Chur, Lausanne und Genf, Basel) in immediate, mit Umgehung der kanonischen Zwischenstufen der Erzbisthümer und Patriarchate unmittelbar von Rom abhängige bezeichnet. Die wohlthätige Wirksamkeit die sich früher von Konstanz her auf einen großen Theil der katholischen Schweiz ausgedehnt hatte, hörte auf und an ihre Stelle traten die Einflüsse

der landshuter und münchener Theologen, der sailer'sche Mysticismus und die noch schlimmern jesuitischen Einwirkungen. Der Uebertritt Haller's, der seine Laufbahn als freisinniger berner Patrizier begonnen hatte und als mittelalterlicher Federheld schloß, ermuthigte die Proselytenmacherei; Verfolgungsgeschichten wie die von Troxler, P. Girard u. s. w. ließen errathen, wessen sich die freiere Bildung zu versehen hätte, wenn die Priesterpartei zur Herrschaft gelangte. Den Weg dazu versperrte ihr auf einmal, wie es schien auf lange Zeit, wenn nicht für immer, die Julirevolution mit ihren Nachwirkungen in der Schweiz. Mit dieser beginnt nun, was der Verf. der Schriften 3 und 4 „die Befeindung der katholischen Kirche" nennt — eine Befeindung deren Bestand und Umfang er auf nicht weniger als 1198 (sic) enggedruckten Großoctavseiten, die „Berichtigungen, Ergänzungen und Nachträge", aber nicht die 298 Seiten der Schrift Nr. 4 eingerechnet, nachzuweisen sich beeifert. Der Inhalt dieser Schriften, in denen der Verf. alle Cantone durchgehend, lauter einzelne Fälle zusammen getragen hat, die beweisen sollen, was er beweisen will, daß nämlich die katholische Kirche in der Schweiz mit Verhöhnung aller Grundsätze des Rechts und der Billigkeit systematisch befeindet werde, ist in kurzem Auszuge schon früher gegeben worden: ich kann mich daher hier darauf beschränken, noch einige Momente hervorzuheben, welche die Beachtung des größern unbetheiligten Publicums zu verdienen scheinen.

Zuerst kann man nicht verhehlen, daß die Stellung des Verf. einiges Mißtrauen gegen die Glaubwürdigkeit seiner Angaben, gegen die Reinheit seiner Absichten einflößt. Von Jemand, der alle Welt anklagt, darf man wohl verlangen, daß er selbst vorwurfsfrei sei. Ich sehe

aber nicht ein, wie es Hrn. Hurter gelingen sollte, sich aus folgendem Dilemma herauszuwinden. Entweder ist er, der ehemalige Antistes der reformirten Kirche von Schaffhausen, im Herzen und seiner Ueberzeugung nach Katholik: wie kann er dann äußerlich einer Confession angehören, die er innerlich verläugnet und mittelbar in allen seinen Schriften angreift? Oder er ist Protestant: wie kann er dann bei gesunden Sinnen alle Mißbräuche und Anmaßungen einer Kirchengewalt vertheidigen, in deren Augen er selbst ein verstockter Ketzer, mit hundert Flüchen verflucht ist? Ist er Katholik, warum nennt er sich einen Protestanten? Ist er Protestant, warum wird er nicht Katholik? Im erstern Falle sind wir berechtigt, seine Aufrichtigkeit, im letztern, seine Urtheilsfähigkeit zu bezweifeln.

Außer diesem von der Persönlichkeit des Verfassers hergenommenen Grunde sprechen noch andere dagegen, daß wir seine Aussagen und Folgerungen als vollgültige annehmen. Die Quellen aus denen er schöpft, sind meistens Parteischriften, Zeitungen von sehr zweideutigem Rufe, oder endlich Erzeugnisse seiner eigenen Muße (**deus haec nobis otia fecit** ist das Motto der Schrift Nro. 3) und namenlose oder wohl gar ganz erdichtete Autoritäten. Die Wahrheit, die er vertreten will, bedarf um zu siegen, der leidenschaftlichen Sprache, sie bedarf der Schmähungen nicht, deren er sich bedient; am wenigsten ziemen sich diese für den Geschichtschreiber, der er sein, für den **advocatus ecclesiae** den er vorstellen will.

Ich habe bereits versucht, dem **contra** des Herrn Hurter das **pro** entgegenzustellen, seine Irrthümer zu widerlegen, seine Entstellungen zu berichtigen, seine Uebertreibungen auf ihr wahres Maß zurückzuführen. Ei-

gentlich erforderte dies ein besonderes Buch; ein solches wurde auch bereits geschrieben *). Mit seinesgleichen läßt sich nicht rechten. Einen Punkt muß man gemeinsam haben, soll eine Erörterung möglich sein. Allein wo einen solchen bei einem Manne finden, der von Innocenz **III.** ausgegangen und bei Ignaz von Loyola angekommen ist?

Die Julirevolution mit ihren Nachwirkungen in der Schweiz schien, wie bereits gesagt wurde, der Priesterpartei den Weg zur Herrschaft zu versperren, auf welchem sie, von den in der Revolutionszeit erlittenen Niederlagen sich schnell erholend, schon wieder eine ziemliche Strecke vorwärts gekommen war. In der Mitte des Klerus selbst bildete sich unter dem Schutze der neuen Verfassungen, von den Regierungen ermuntert und begünstigt, eine weder der Zahl noch der Stellung ihrer Glieder nach unbedeutende Opposition gegen die reactionären, von Rom und Freiburg aus geleiteten Umtriebe. Am kräftigsten wirkte sie in St. Gallen und Luzern, überall im Zusammenhange mit ähnlichen Bestrebungen, die sich gleichzeitig in einigen der Schweiz benachbarten Theilen Süddeutschlands kund gaben. Im Einklange mit dieser Minderheit, welche sich gern als die Vertreterin des demokratischen Elements der Kirche angesehen wissen wollte, war die von den Regierungen in den sogenannten regenerirten Cantonen eingeschlagene Richtung, als deren Ausdruck die badener Conferenzbeschlüsse gelten können, das Ergebniß von Berathungen, die im J. 1834 zu Baden im Aargau von Abgeordneten der Stände

---

*) Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz, begangen durch Friedrich Hurter, gewesenen Antistes, deren vorgeblichen Vertheidiger. Aus desselben neulich unter obigem Titel erschienenen Schrift selbst dargestellt von F. S. Amman. Bern, 1843.

Luzern, Solothurn, Bern, Basel-Land, Aargau, Thurgau und St. Gallen gepflogen wurden. Die in diesen Beschlüssen aufgestellten Grundsätze, welche die betreffenden Regierungen bei Ausübung der Rechte des Staats circa sacra zur Richtschnur anzunehmen sich verpflichteten, sind im Wesentlichen die nämlichen, nach denen heutzutage in den meisten katholischen Ländern verfahren wird. Wir wollen damit nicht behaupten, daß sie in allen Punkten die richtigen seien, geben vielmehr gern zu, daß in einigen der „Josephinismus" zu weit getrieben wurde; dem größten Theile nach waren sie aber unbezweifelte, oder wenn man lieber will, durch die Uebung fast überall bestätigte Rechte des Staats. Diese Verfügungen waren also keineswegs etwas Neues und Unerhörtes, und gerade in der Schweiz wo der Einfluß der Geistlichkeit in Folge des so lange vernachläßigten Volksunterrichts sehr groß und die Gewalt der Vollziehungsbehörden sehr beschränkt zu sein pflegt, konnte man wohl auf den Gedanken kommen, mit ihnen einen Versuch zu machen, der in andern Staaten längst durchgeführt wurde, und der Kirche, deren Diener ihr Reich bekanntlich gerne auf diese Welt ausdehnen, gewisse Grenzen anzuweisen. Hrn. Hurter jedoch veranlassen dieselben zu folgender Tirade:

„Durch diese Badener Conferenzbeschlüsse ist den persönlichen Ansichten der Gönner, Förderer und Intestaterben der Revolution, den Erbauern des abstrakten Staats und seiner unbemessenen Omnipotenz eine offizielle Geltung verschafft; sind die bisanhin noch durch bloßes Herumfühlen sich offenbarenden Bestrebungen formulirt, ist durch das vorangesetzte Paragraphenzeichen die nicht zu bezweifelnde Richtigkeit zugleich mit der Unantastbarkeit für dieselben postulirt, zugleich aber sind diese Badener-Conferenzbeschlüsse zur Angel worden, auf welcher sich

fortan einerseits das gesammte System kirchenfeindlicher Unternehmungen und Manifestationen der Gewalt, andererseits zum Hebel, welcher das Volk zu dem Versuch bewegte, seine Kirche von der ihr zugedachten Unterjochung, in einer Beziehung sich selbst, von dem eisernen Joch des Radikalismus zu befreien."

Es ist ein abgenutzter Kniff der Sophisten aus der Schule Hallers, Alles, was ihnen nicht genehm ist, als Frucht der Revolution zu denunciren; so rechnet hier Hurter zur Intestaterbschaft derselben Ansichten, die lange vor 1789 in Frankreich, Spanien, Deutschland, selbst in Italien von frommen und gelehrten Männern vertheidigt, von Febronius in ein System gebracht, auf dem emser Congresse von deutschen Kirchenfürsten gebilligt und unter den Augen des römischen Hofes in einem angrenzenden Staate, den ein Prinz aus dem „kirchenfreundlichen" Hause Habsburg beherrschte (in Toskana), in Ausführung gebracht wurden. Freilich wurden sie verketzert, mit dem Anathem belegt, sogar widerrufen; aber widerlegt wurden sie niemals.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier untersuchen, durch welche Mißgriffe und Halbheiten den Liberalen der Schweiz viele der auf dem kirchlichen Gebiete errungenen Erfolge wieder verloren gingen, und allen Veränderungen folgen die im Laufe des verflossenen Jahrzehends in der Stellung der Parteien gegen einander eintraten. Sie wurde gegen den Schluß desselben hin immer drohender, und das Jahr 1840, welches in den großen europäischen Angelegenheiten ein so bedeutsames war, brachte auch da eine, obschon keine endliche Entscheidung. Ihre Veranlassung waren die in einigen Cantonen um diese Zeit vorkommenden Verfassungsrevisionen, die natürlich jede Partei zur Stärkung ihrer

Macht zu benutzen sich rüstete. In der Wahl der Mittel mag man wohl auf beiden Seiten nicht sehr gewissenhaft gewesen sein; auch das Vae victis brachten beide in Anwendung. Aargau hob die Klöster auf, Luzern knebelte die Presse und stellte die Einführung der Jesuiten in Aussicht. Dieser Gegensatz besteht noch immer unvermittelt fort und droht die Verwirrungen des öffentlichen Lebens, die ohnehin ungebührlich überhand genommen haben, zu unheilbarer Zerrissenheit zu steigern.

Die Schrift Nr. 4 ist eine weitere Ausführung dessen, was in der „Befeindung" u. s. w. über den Aargau mitgetheilt wird; sie beschäftigt sich vorzugsweise mit dem, was der Klosteraufhebung zunächst voranging, mit dieser Maßregel selbst und mit den Folgen derselben. Betrachtet man unbefangen den Beschluß des aargauer Großen Raths vom 13. Januar 1841 mit Allem, wodurch er veranlaßt wurde und was sich daran knüpft, so kann man sich zuerst eines gewissen Bedauerns über den Untergang zweier mit der Geschichte der Schweiz so innig verknüpfter Körperschaften, wie Muri und Wettingen, nicht erwehren. Man begreift, daß ihr Fall in einem an alten Ueberlieferungen mit großer Zähigkeit haltenden Lande viele Empfindungen verletzen, viele achtungswerthe Sympathien aufregen mußte. Allein auf der andern Seite kann man sich nicht enthalten, neben der historischen Berechtigung, die ihnen ohne Zweifel zukommt, nach der philosophischen und nach der Bedeutung zu fragen, welche sie im vernünftigen Staatsleben, das die Gegenwart anstrebt, für sich in Anspruch nehmen können. Als Pflanzstätten der Wissenschaft können Klöster, wie Jedermann zugibt, von keinem großen Werthe mehr sein; überdies haben Muri und Wettingen in dieser Beziehung nie etwas geleistet, was nur von fern mit den Verdiensten der Congregationen

St. Blasien und St. Maure verglichen werden könnte. Dem geläuterten religiösen Bewußtsein widersprechen der klösterliche Zwang, der Ceremoniendienst, die ewigen Gelübde, Dinge, die zu allen Zeiten zu den größten Mißbräuchen geführt haben und immer unausweichlich dazu führen werden. Von diesem Gesichtspunkte aus läßt sich daher gegen die Aufhebung nichts einwenden; hingegen finden gegen die staatsrechtliche Zuläßigkeit derselben gegründete Bedenken statt. Der zwölfte Artikel des Bundesvertrags lautet wörtlich: „Der Fortbestand der Klöster und Capitel, und die Sicherheit ihres Eigenthums, soweit es von den Cantonsregierungen abhängt, sind gewährleistet; ihr Vermögen ist gleich anderem Privatgut, den Steuern und Abgaben unterworfen.“ Diese Bestimmungen sind klar; nach denselben steht keiner Cantonsregierung das Recht zu, ein Kloster, welches zur Zeit der Schließung des Bundesvertrags in ihrem Gebiete bestand, von sich aus aufzuheben, so lange der Bundesvertrag in Kraft ist. Um ihr eigenmächtiges Verfahren mit dem Bundesvertrag in Uebereinstimmung zu bringen, nahm die Regierung des Aargaus, unterstützt von Bern, zu nachstehender Beweisführung ihre Zuflucht. Sie folgerte:

„Der erste Artikel des Bundesvertrags, dem alle andern untergeordnet sind, lautet: „Die 22 souverainen Cantone der Schweiz . . . vereinigen sich durch den gegenwärtigen Bund zur Behauptung ihrer Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit gegen alle Angriffe fremder Mächte und zur Handhabung der Ruhe und Ordnung im Innern. Sie gewährleisten sich gegenseitig ihre Verfassungen . . . sie gewährleisten sich gegenseitig ihr Gebiet.“ Jeder Canton ist zufolge seiner Souverainetät darüber Richter, ob etwas mit seiner Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit, mit der Ruhe und Ordnung im Innern, mit der Auf-

rechthaltung seiner Verfassung vereinbar oder nicht vereinbar ist. Wir fanden die Klöster damit nicht vereinbar, also waren wir im Rechte, da wir sie aufhoben."

Es leuchtet ein, daß durch eine solche Auslegung der Willkür jedes einzelnen Cantons überlassen bleibt, wie viel oder wie wenig er von den Vorschriften des Bundesvertrags beobachten will, was einer thatsächlichen Vernichtung desselben gleichkommt. In jedem Falle, selbst die Schuld der Klöster angenommen (und diese ist keineswegs bewiesen), hätte die Frage, ob die Aufhebung mit dem Bundesvertrage vereinbar sei, der Entscheidung der Tagsatzung übergeben werden müssen. Diese hat auch wirklich die aargau-bernische Auslegung nicht gutgeheißen und erklärt, die Grenzen der Cantonalsouverainetät seien überschritten und der Bundesvertrag verletzt worden. Demgemäß wurde die Aufhebung nicht bestätigt, jedoch in Berücksichtigung der Umstände durch Beschluß einer Tagsatzungsmehrheit von zwölf Ständen, 31. August v. J., Aargau nur angewiesen, die vier Frauenklöster herzustellen, welchem Entscheide es sich fügte, damit vollkommen auf den Boden des Rechts übertretend. Allein mit dieser Erledigung gibt sich ein Theil der Gegenpartei, Luzern an der Spitze, nicht zufrieden, indem er behauptet, eine Tagsatzungsmehrheit habe kein Recht, einen Artikel des Bundesvertrags außer Kraft zu setzen. Er heißt deshalb die zwölf Stände Bundesbrüchige, fordert zum Widerstand gegen den Beschluß, eventuell zur Trennung auf. Hier sind wir nun bei dem Marksteine angelangt, der die Grenzen des bisherigen Wirkens der streitenden Kirche in der Schweiz bezeichnet — ob sie dieselben überschreiten, ob sie zur Umkehr genöthigt werden wird, darüber enthalten wir uns aller Vermuthungen.

Diese Betrachtungen möge ein Anruf schließen, den Görres einst an die Schweizer erließ; vielleicht findet er jetzt in ihren Thälern den rechten Wiederhall:

„Ihr seid aus der Revolution, die eure Thäler überzogen, mehr durch eine Begünstigung von oben denn durch eigene Weisheit, in einem ganz leidlichen Zustand eures öffentlichen Lebens, hervorgegangen; dadurch, daß die Flut viel alten Schutt und Moder weggeschwemmt, hat die innere Triebkraft wieder Luft gewonnen, und statt des Schimmels, der fälschlich ein lebendiges Wachsthum log, regt sich wieder frisch genug das junge Grün. So sorgt denn, daß keinerlei Uebertreibung gewaltsam einherschreitend den jungen Anflug niedertrete und kein Glutwind falscher Lehre, durch den Uebermuth aufgeweckt, die weichen Sprossen dörre und versenge. Wenn auch die Natur in eurem Lande das Maß des Gewöhnlichen weit überschreitet, so weiß sie doch selbst das Ungewöhnliche im Zügel des Gesetzes festzuhalten: so lernt denn an ihr, die Entwickelung strebsamer Kräfte in der Freiheit nicht scheuen, aber sie mit fester Hand in der Regel des Rechts und der Gerechtigkeit zu sammeln. Nehme jeder Stamm seines gesonderten Interesse wahr, aber pflegt auch in allen Dingen sorgfältig vor Allem den Gemeingeist, damit er, da kein äußeres Band Alle insgesammt zur Einheit bindet, durch das Gesammtbestreben aller Gemüther einen künstlichen Schwerpunkt im Centrum der Geister bildet. Seid nicht so thöricht, wie es Andern wohl begegnet, den in lebendiger Schnellkraft lodernden Geist, wo er sich in eurer Mitte, besonders in der Jugend, regt, auszurotten; die kommenden Zeiten werden ihn überall nur zu sehr bedürfen, und freie Staaten können vollends seiner gar nicht entbehren. Aber zügelt ihn, damit das äußerlich gehaltene Leben sich intensiv stärker spanne. Laßt ihn be-

greifen, daß die Freiheit nichts als die in schönem Ebenmaße geordnete moralische Bewegung der Geister ist, je nach dem inwohnenden Gesetz bald in dieser, bald in jener Curve vollbracht und ausgelassen; daß aber zu jeder solchen Bewegung neben der Schwungkraft, in der sie freilich am liebsten sich gefällt, auch eine Ziehkraft erfordert wird, die, indem sie das Ausbeugende immer zur Mitte lenkt, im steten Kampfe jene schöngeschwungene Linie zieht, die sogleich zerrissen wird, wie das eine oder das andere Element erlahmt oder überschnellt."

II.

5. Die gegenwärtige Lage der Schweiz und ihre Gefahren. Bern 1844.
6. Manifest der katholischen Stände Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden ob und nid dem Wald, Zug und Freiburg an sämmtliche eidgenössische Stände. Luzern 1844.
7. Die Ereignisse im Canton Wallis. Uebersetzung der Schrift: „La contre-revolution en Valais au mois de mai 1844, par M. Maurice Barman", mit Noten. Nebst einer geschichtlichen Einleitung und einer Schlußbetrachtung von F. Ludwig Snell. Zürich 1844.
8. Kurzer Beitrag zur Würdigung der Gesellschaft Jesu. Luzern 1844.

9. Minoritätsgutachten des Erziehungsraths in der Jesuitenfrage, nebst Vertheidigung desselben gegen eine versuchte Widerlegung und näherer Würdigung des Majoritätsgutachtens. Luzern 1844.
10. Ueber Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens in der Schweiz. Vortrag der aargauischen Ehrengesandtschaft auf der eidgenössischen Tagsatzung zu Luzern, am 19. August 1844. Von Augustin Keller. Aarau 1844.
11. Votum der Gesandtschaft von Luzern bei Berathung des aargauischen Antrags zur Aufhebung und Ausweisung des Jesuitenordens in der Schweiz abgegeben in der Tagsatzungssitzung vom 20. August 1844. Von C. Siegwart-Müller. Luzern 1844.

Ich habe im ersten Abschnitte, den ich der Schilderung des Wirkens der streitenden Kirche in der katholischen Schweiz widmete, gezeigt, daß die Reaction, welche durch die Aufhebung der aargauischen Klöster zwar nicht den ersten, aber den kräftigsten Anstoß erhielt, eine Trennung des Bundes in zwei Hälften, oder besser in zwei Lager, ein katholisches und ein reformirtes, in Aussicht stellte, als das letzte Mittel, zu welchem die Uebergriffe des „Radikalismus" den bedrohten römischen Katholizismus zu schreiten nöthigten. Der Plan zu einer solchen Trennung, die ohne Zweifel von einigen katholischen Führern beabsichtigt wurde, scheint aber vor der Hand aufgegeben worden zu sein, wahrscheinlich weil man zur Ueberzeugung kam, daß sie sich, wie jetzt die Sachen stehen, nicht durchführen lasse. Vielleicht haben auch diplo-

matische Vorstellungen eingewirkt, wenigstens behauptet die Schrift Nr. 5, deren Verfasser auf seinem Standpunkte, dem des entschiedenen Liberalismus, zu einem ziemlich klaren Ueberblicke gelangt ist, der eidgenössische Geschäftsträger in Wien habe dem Vororte erklärt, „daß Oesterreich nie einen Separatistenbund, wie er projectirt ist, anerkennen würde." Dagegen ergibt sich aus Allem, was seither gesprochen und gethan wurde, daß die römisch-katholische Partei zu der sich, wenn sie folgerecht handeln wollen, die sogenannten protestantischen Conservativen früher oder später werden schlagen müssen, folgendermaßen zu Werke gehen wird, um sich für die im Aargau erlittene Einbuße zu entschädigen. Die katholischen Cantone werden sich, wozu ihnen frühere Vorgänge (z. B. das Siebner-Concordat, in das der Abfall Zürichs im J. 1839 die erste Lücke riß) das Beispiel und die Berechtigung bieten, thatsächlich als einen Bund im Bunde constituiren, überall wo es sich um ihre confessionellen Interessen handelt, als Einheit auftreten und durch häufige abgesonderte Conferenzen das Volk an den Gedanken einer „Repeal" gewöhnen und darauf vorbereiten. Die Cantone in denen dem römisch-katholischen Elemente von den „Radicalen" die ihm gebührende Herrschaft vorenthalten wird (also zunächst Solothurn, Aargau, St. Gallen, Tessin), sollen einzeln bearbeitet, und wenn dann der Umschwung wie in Wallis gelungen, und die ohnedies auf einer Nadelspitze balancirende „radicale" Mehrheit der Tagsatzung gestürzt ist, für die „Befeindung der katholischen Kirche seit dem Jahre 1831" volle Genugthuung genommen werden. Um diese Zwecke eher und sicherer zu erreichen, sollen endlich diejenigen, welche sich, um mit Pius **VII.** zu reden, dem von immerwährenden Stürmen umhergetriebenen und erschütterten Schifflein Petri als erfahrene

und starke Schiffleute anbieten (so heißt es in der zur Wiederherstellung des Jesuitenordens in „allen Staaten und Gebieten" unterm 7. Aug. 1814 erlassenen Bulle **Sollicitudo omnium ecclesviarum**), zu Hülfe gerufen und ihnen die Erziehung der Jugend, die oberste Leistung der hier und da widerspänstigen Geistlichkeit, die Bewahrung des Volkes vor den giftigen Einflüssen des Zeitgeistes und nöthigenfalls dessen Fanatisirung anvertraut werden. Damit sind wir nun bei der Frage angelangt die in diesem Augenblicke in der Schweiz am lebhaftesten besprochen wird und in der That auch für dieses Land von entscheidender Wichtigkeit ist. Es handelt sich nämlich darum, ob den Jesuiten die theologische Lehranstalt und das Seminarium im Luzern (das Andere folgt nach) eingeräumt, mit andern Worten, ob ein Staatenbund, dessen Dasein wesentlich auf dem Grundsatze der Duldung beruht, den immer gefährlicher umsichgreifenden Einwirkungen der anerkannten Verkämpfer der Unduldsamkeit preisgegeben werden soll.

Die unmittelbare Veranlassung zu dem vom Stande Aargau der Tagsatzung vorgelegten Antrage den Jesuitenorden aus der Schweiz auszuweisen, haben die im Mai dieses Jahres vorgefallenen Ereignisse gegeben. Eine ausführliche und die, wie aus der darüber geführten Polemik hervorgeht, der Wahrheit treueste Schilderung derselben gibt die Schrift Nr. 7, auf welche ich Alle verweise, die sich über das merkwürdige Stück Mittelalter belehren wollen, das im Canton Wallis über die es rings umgebenden Fluten der modernen Ideen hervorragt. Da man den Baum am sichersten an seinen Früchten erkennt, so begnüge ich mich, zur Charakterisirung der Theokratie, die unter Anführung eines ehemaligen Offiziers der Garde Karls X. am Trient über die „junge Schweiz"

siegte (welchen Sieg der Prior von St. Moritz selbst auf offener Kanzel „eine That der — von Jesuiten geleiteten lyoner — Gesellschaft des Glaubens“ *) nannte), hier die Thatsachen anzuführen, daß sie dem Klerus die vollkommenste Immunität (Steuerfreiheit, abgesonderten geistlichen Gerichtsstand oder eigentlich Straflosigkeit, sogar unentgeltliche Benutzung der Brief- und Fahrpost u. s. w.) gewährt, und aus der Verfassung, nach der bisher blos die katholische Religion einen „culte public“ hatte, das Wort public ausstrich, wodurch den Protestanten jede gemeinschaftliche Religionsübung untersagt wird. Dies geschieht, während in Zürich, der Wiege des schweizerischen Protestantismus, ein katholischer Bischof eine zum Theil von Beiträgen Reformirter erbaute Kirche seines Bekenntnisses weiht. Wir vermuthen, Hr. Hurter werde diesem Gegensatze in einer künftig erscheinenden vermehrten Auflage seines Werks über „Die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz“ einen besondern Abschnitt widmen.

Der Antrag Aargaus hat, wie vorauszusehen war, auf der Tagsatzung selbst zu keinem Ergebnisse geführt, aber es war schon ein Vortheil, daß der Gegenstand, auf den er sich bezog, im Schooße dieser Behörde zur Erör-

---

*) Diese Gesellschaft weist auf Seite 4 ihrer öffentlichen Rechnung im Monat März 1842 eine Kasseneinnahme von 2,752,215 Franken aus, von denen 79,240 Franken in die Schweiz floßen, wo unter Anderm auch 4620 für den reformirten Canton Zürich verwendet wurden (im Jahr 1845 war die Einnahme auf 3,707,564 Franken gestiegen, von denen die Schweiz 91,000 und eine ungenannte „katholische Anstalt in einem protestantischen Lande“ 29,000 erhielt).

terung kam. Die Wahrheit kann nur aus dem Kampfe widerstreitender Ansichten hervorgehen; und gerade in diesem Falle hat die Erfahrung schon einmal bewiesen, daß die Geschichte Prozesse, welche die Cabinetsjustiz durch einen Gewaltstreich erledigt zu haben glaubt, gern revidirt. Die Schrift Nr. 10, die von dem nämlichen schweizerischen Staatsmanne herrührt, von dem früher der Antrag zu Aufhebung der Klöster im Aargau ausgegangen ist, und das unter Nr. 11 angezeigte „Votum", welches der vordem mit an der Spitze des schweizerischen „Radicalismus" stehende jetzige luzerner Schultheiß, der vor einigen Jahren seinen „Tag von Damascus" erlebte, abgegeben hat, können nun als die äußersten Grenzpunkte bezeichnet werden, zwischen welchen die öffentliche Meinung in dieser Angelegenheit sich bewegt. Beide Redner verfechten ihre Sache mit Talent; doch ist es für diejenigen, deren sich Herr Siegwart-Müller annimmt, mißlich, daß sich Thatsachen nicht durch Declamationen widerlegen und Wahrheiten nicht durch kecke Verneinung in Lügen umformen lassen. Stände dies nicht entgegen, so würden wir an dem Schlusse in den sich die rhetorischen Figuren des Herrn Schultheißen am katholischen Vororte zuspitzen, durchaus nichts auszusetzen haben. Er lautet:

„Die Anklagen gegen die Lehren, die Erziehungsweise, die Moral und die Religiosität der Jesuiten, die Anklagen der Gefährdung von Ruhe, Sicherheit und politischer Freiheit erweisen sich als falsche unbegründete Anklagen erbitterter Feinde, sie fallen auf die Ankläger selbst zurück — —"

ein Ausspruch ex cathedra, mit dem sich folgende Apostrophe Kellers (ebenfalls eines Katholiken) wohl messen kann:

„In der restaurirten Schweiz wurde dem Orden lediglich die Aufgabe, auch den geistigen Zustand des Landes wieder zu restauriren, die frühern, der Aristokratie allein zusagenden, politischen Verhältnisse wieder herstellen und befestigen, und überhaupt die seit der Helvetik erwachten freisinnigeren Bestrebungen im Staate wie im Kirchenwesen wieder unterdrücken zu helfen. Es sind also nicht die Radikalen, die damals noch nicht existirten, welche, wie man ihnen heute nach der Fabel vom „Wolf und Lamme" schuld geben will, die Jesuiten ins Land gezogen haben; sondern auf der einen Seite waren es überall die Aristokraten und Patriziate, welche sie zu ihren neuen Schildhaltern verlangten, und auf der andern Seite die Nuntiatur mit geheimen Agenten, welche sie ihnen gern und bereitwillig gab. — Oder welchen andern Ordenszweck sollen sie sonst bei uns haben? Etwa Heiden zu bekehren? Bald seit zwölf Jahrhunderten strahlt das Christenthum seinen Segen in alle Gauen des Landes. Oder den katholischen Glauben unter den Protestanten zu verbreiten? Seit dem Landfrieden von 1531 ist jeder Confession die weitere Verbreitung ihrer Lehre verboten. Oder um den Weltklerus zu bessern? Wo ist eine Stimme über seine Verdorbenheit gehört worden? Wer bringt seiner steigenden Bildung und Gesittung nicht gern die gerechte Huldigung dar? Oder um verlassene Pfarreien zu besorgen? Welche hat unter den Priestern des Landes nicht immer ihren Hirten gefunden? Oder, wenn eine verwaiste, wo hat ein Jesuit ihr seine Dienste angeboten? Oder um die Erziehung der Jugend zu besorgen? Wo hat das Vaterland des edlen Pestalozzi und des frommen Girard die Pädagogik der Jesuiten nicht freudig vermißt? Oder endlich um die theologische Wissenschaft zu fördern? Seit der Wiederherstellung des Or-

dens hat von allen Jesuiten einzig der Pater Weninger die Literatur der deutschen Theologie mit einer Schrift über die „Apostolische Vollmacht des Papstes" bereichert. Und welche Pastoralconferenz unseres Weltklerus wäre nicht im Stande, alljährlich etwas Besseres zu liefern? Nein, die Bestimmung des gegenwärtigen Jesuitenordens in der Schweiz ist durchaus eine rein politische, und darum ist er auch mit seiner Wirksamkeit, den Rechten der Religion und Kirche unbeschadet, der politischen Gewalt, dem Staate, verhaftet und verfallen. — —"

Was vom katholisch-theologischen und literarischen Standpunkte gegen die Uebergabe von Lehranstalten an die Jesuiten überhaupt gesagt werden kann und von der Minderheit des luzerner Erziehungsrathes in ihrem vom dortigen Stadtpfarrer*) mitunterschriebenen Gutachten zum Theil wirklich gesagt worden ist, enthält die Schrift Nr. 9. Ihr ist auch das Schreiben angehängt, durch welches 85 Weltgeistliche des Cantons, denen sich sonst noch 22 angeschlossen haben, bei dem großen Rathe um Erhaltung des bisherigen Bestandes der Lehranstalt bittlich eingekommen sind.

Die Schrift Nr. 8 ist eine Sammlung von Aktenstücken, welche an den luzerner Erziehungsrath eingegangen sind, als derselbe im Auftrage des Großen Rathes „über das Wirken, das Erziehungswesen und das allseitige

---

*) Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß dieser Geistliche, der seitdem auf seine Stelle in Luzern verzichtet und eine ähnliche in Aarau angetreten hat, als er sich nach Tirol begeben wollte, um einen Verwandten zu besuchen, an der österreichischen Grenze zurückgewiesen wurde, ungeachtet er mit einem regelmäßigen Passe versehen war.

Leben der Jesuiten Untersuchung und Nachforschungen" anstellte. Eine Vorbemerkung und die Bulle „Sollicitudo omnium ecclesiarum" wird vorausgeschickt, dann folgen nachstehende Dokumente:

„Schreiben des Hochw. P. Provinzials der Gesellschaft Jesu der oberdeutschen Provinz an den Erziehungsrath des Cantons Luzern." Aus diesem Schreiben ergibt sich, daß sich der Orden jeder Ueberwachung von Seite des Staats, die in Luzern bei dem besten Willen der Behörden ohnehin nur illusorisch sein könnte, entzieht, demselben keinerlei Einfluß auf die Leitung der Anstalt, die man ihm übergeben will, auf die Anstellung der Lehrer und die Wahl des Lehrstoffes gestattet, und daß er „sein eigenes Lehr- und Erziehungssystem, welches mit seinen Satzungen auf das genaueste zusammenhängt, zur unabänderlichen Richtschnur seiner Wirksamkeit macht". Dies wird theils unumwunden herausgesagt, theils mit schönen Redensarten bemäntelt, führt aber zu dem Ergebniß, daß die Gesellschaft Jesu damit beginnt, sich als Staat im Staate zu constituiren, und damit aufhört, den Staat in sich aufzunehmen. Sie hat schon ganz andere Bissen verschluckt.

„Schreiben des Hochw. bischöflichen Ordinariats von Sitten an den Erziehungsrath des Cantons Luzern." Der Bischof von Sitten gibt den Jesuiten unter Anderem das Zeugniß, „daß sie besonders dahin arbeiten, die jungen Herzen gegen den Schwindel der Zeitphilosophie zu bemannen." Wer sich über ihr Wirken im Canton Wallis vollständigere Aufschlüsse verschaffen will, dem empfehle ich die bereits erwähnte Schrift Nr. 7.

„Schreiben des Hochw. Bischofs von Lausanne und Genf (der in Freiburg residirt) an den löblichen Erziehungsrath des Cantons Luzern." Der Herr Bischof hatte 1817 über das System des wechselseitigen Unterrichts,

welches der verdienstvolle Pater Girard aus dem Orden des heiligen Franziskus eingeführt hatte, ein äußerst günstiges Urtheil an die Behörden gelangen lassen. Im Jahr 1818 kamen die Jesuiten nach Freiburg; 1821 und 1823 richtete der nämliche Bischof an die nämlichen Behörden eine Denkschrift, in der er dieses System eben so entschieden verdammt, als er es zuvor gepriesen hatte, und nun kennt er „keine Lehrer, die tauglicher, die Jugend in den Wissenschaften und christlichen Tugenden heranzubilden", als die Jesuiten.

„Schreiben des Hochw. Bischofs von Chur an den Erziehungsrath des Cantons Luzern."

„Schreiben des Hochw. Bischofs von Linz an den Erziehungsrath des Cantons Luzern." Dr. Gregorius Thomas (Ziegler), **Ord. S. Bened.**, Bischof — so unterschreibt sich der Verfasser dieses Schreibens, der bis zur Säcularisationsperiode Mitglied einer im schwäbischen Kreise gelegenen Benedictinerabtei war — läßt sich also vernehmen:

„Das in mich gesetzte Vertrauen erweckte in meiner Seele bei der Durchlesung Ihres schätzbaren Schreibens den glühenden Wunsch, die mir vorgelegten, für die kommende Periode Ihres ansehnlichen Staates wichtigen Fragen unumwunden und erschöpfend zu beantworten."

„Nichts kann einem katholischen Bischof erwünschter kommen, als für die religiöse Erziehung der Jugend guten Rath ertheilen zu können, wo immer ihm ein Feld offen steht, und das durch ein halbes Jahrhundert auf der literarischen Bahn gesammelte Bewußtsein des Gefertigten setzt ihn in die Lage, jede Anmaßung der Eitelkeit sei weit entfernt, hierüber eine etwas gründliche Auskunft zu geben" (folgt eine kleine Abhandlung über Erziehung und Unterricht im Allgemeinen, die mit dem „Allerhöch-

sten, der es nicht unter seiner Würde hielt, der erste Lehrer unserer Stammältern zu sein", beginnt und mit den „höhern Schulen" aufhört).

„Welchen Lehrern können und sollen nach diesen Vorversätzen die Väter des Vaterlandes in einem echt christlichen Staate die studirende Jugend anvertrauen? Die Frage enthält die einfache und natürliche Antwort: Insoweit es in der Möglichkeit liegt, muß die Pflanzung der Gegenwart und Nachkommenschaft wissenschaftlich gebildeten, religiösen Männern, welche in einem geregelten Vereine stehen, so daß Jeder derselben durch den gemeinschaftlichen Organismus auf den vorgesteckten Zweck hinarbeitet, anvertraut werden." — —

„Ihre (der Jesuiten) Verhältnisse mit der Weltpriesterschaft stehen gut, nicht nur ohne Klage, sondern auf vertrauungsvollem Fuße. Eine kleine Ausnahme flacher Neologen zählen nichts. — —"

„Es ist ein bekannter Vorwurf, welcher der Wiedereinführung der Gesellschaft Jesu an vielen Orten gemacht wird, daß sich dieselbe den Bischöfen eben nicht so gerne unterwerfe. Ich vernahm dies öfters, und glaubte sogar eifernd für das höhere und göttliche Recht der bischöflichen Würde gelegenheitlich eine Prüfung anstellen zu dürfen. Um keinen Hehl zu übergehen, schien es mir anfangs, daß sie sich bei gottesdienstlichen Handlungen gegen die bestehende Ordnung hinaussetzen wollten. Allein es war nicht mehr nothwendig, als ein paar Worte, und ich fand an ihnen nicht nur die gehorsamsten Diener des Altars, sondern ein lebendiges Muster der unbedingten Unterwerfung. O möchten alle Priester so willig zu leiten sein! — —"

„Schreiben des Hochw. Fürstbischofs von Grätz an den Erziehungsrath des Cantons Luzern." Dieser Bischof,

ebenfalls ein ehemaliger Benedictiner*) „aus dem Reich“, würde den Jesuiten „mit aller Beruhigung“ eine theologische Lehranstalt anvertrauen, „wenn die Umstände es zuließen, ihnen selbe zu übergeben.“ Leider sind sie aber in seiner Diöcese bis jetzt blos auf Abrichtung ihrer Novizen, auf „die Leitung der Seelen von Personen aus allen Ständen“ und auf „salbungsvolle“ Predigten angewiesen, in welchen Beschäftigungen sie „bei ihrer klugen Haltung auch von Jenen nicht beirrt werden, welche den geistlichen Orden überhaupt und insbesondere dem Jesuitenorden nicht geneigt sind.“

„Schreiben des Hochw. Fürstbischofs von Brixen an den Erziehungsrath des Cantons Luzern.“ Aus diesem Schreiben heben wir folgende Stelle aus:

„Da die Jesuiten sich vorzüglich angelegen sein lassen, ausgezeichnete Jünglinge an sich zu ziehen, so werden sie auch an guten Predigern und Seelsorgern nie Mangel haben; ihre Kirche ist sehr besucht, weil sie es auch an derselben Verschönerung nicht ermangeln lassen.“

„Schreiben des Staatsraths des Cantons Freiburg an Schultheiß und Regierungsrath des Cantons Luzern.“

„Vertrag der Regierung von Freiburg mit dem ehrwürdigen Orden der Gesellschaft Jesu.“ Nach §. 10 dieses

*) Vor 1773 ist es, glauben wir, nicht vorgekommen, daß Benedictiner für Jesuiten in die Schranken getreten sind; man vergleiche den Aufsatz „Der Jesuit Hardouin und der Benedictiner Lacroze“. Darum ist die Handlungsweise dieser beiden Bischöfe, in deren Diöcesen sich vorzugsweise dem Unterrichte widmende Abteien bestehen, auch in dieser Rücksicht bemerkenswerth und ein Beweis, wie gut es die neuen Jesuiten verstehen, ihre Interessen mit denen des Katholizismus zu verschmelzen.

im Jahr 1818 abgeschlossenen Vertrags wird das Personal im St. Michaelscollegium, „niemals die Zahl von 30, die Laienbrüder inbegriffen, überschreiten können.“ Nach dem in neuester Zeit veröffentlichten Verzeichnisse aber halten sich gegenwärtig in diesem Collegium 83, in Pensionate 45, in der Filialanstalt zu Estavayer 29 Jesuiten auf.

„Schreiben des Staatsraths des Cantons Wallis an Schultheiß und Regierungsrath des Cantons Luzern.“

„Schreiben von Landammann und Regierungskommission des Cantons Schwyz an Schultheiß und Regierungsrath des Cantons Luzern.“

„Denkschrift Sr. Excellenz Fürst Metternich an den Schultheiß des Standes Luzern.“ Diese „Denkschrift“ ist ohne Zweifel das wichtigste Aktenstück der Sammlung. Sie belehrt über die „Weise, in der sich die Existenz der Jesuiten in Oesterreich (wo sie 1820, unmittelbar nach ihrer Vertreibung aus Rußland aufgenommen wurden), a) als geistliche Corporation, b) als Lehrkörper, c) als zur Aushülfe in der Seelsorge berufen, gesetzlich festgestellt habe“, enthält aber, indem sie sich streng auf das thatsächlich Gegebene beschränkt, kein Wort des Lobes zu ihren Gunsten! Die luzerner Diplomaten haben diesen Wink „Sr. Excellenz Fürst Metternich“ nicht verstanden oder nicht verstehen wollen.

„Bericht der nach Freiburg abgeordneten Herren Regierungsrath Jost Peyer und Domherr von Kaufmann an den Regierungs- und Erziehungsrath des Cantons Luzern.“ Diese Herren erzählen, was man sie in Freiburg hat sehen und hören lassen. Den von ihnen gewünschten Besuch der Schulen sowohl in Freiburg als in Schwyz lehnte der Provinzial mit Bestimmtheit ab, sich dahin äußernd:

„Da der Bischof und der Tit. Staatsrath von Freiburg, nach genommener Rückſprache mit dem dortigen Erziehungsrathe, die von Luzern in Bezug auf den gleichen Gegenſtand an ſie gerichteten Fragen ſchon früher beantwortet haben, ſo dürfte eine ſolche nachherige Prüfung leicht als ein Zweifel an der Redlichkeit oder Einſicht Wohlderſelben mißdeutet werden. Dazu aber wollen gewiß der Regierungs- und Erziehungsrath des h. Standes Luzern ebenſo wenig als die Geſellſchaft Jeſu Anlaß geben. Zudem lehre die Erfahrung, daß Einwirkungen von außen dem Unterrichte und der Disciplin der Schüler nicht immer zuträglich ſeien. Was man diesfalls wem immer geſtatte, könne auch Andern nicht wohl ohne Beleidigung verſagt werden.“

Schließlich möge noch erwähnt werden, daß von den 3565 Mitgliedern, die einem in Rom erſchienenen Verzeichniſſe zufolge der Jeſuitenorden im Jahr 1841 in 16 Provinzen und 211 Häuſern zählte, 278 auf die Schweiz kommen, die daſelbſt unter der Leitung des Provinzials und ſeiner zwei Aſſiſtenten folgendermaßen vertheilt ſind: Im Canton Freiburg wie oben; im Canton Wallis 63 zu Brieg, 18 in Sion; im Canton Schwyz 12. Außerdem werden vier zur Provinz gehörige als Miſſionäre in China verwendet, einer lebt in Dresden, ſieben befinden ſich ſonſt außer der Provinz, und in derſelben halten ſich noch 13 fremde auf.

Jesuitenkolonien in Südamerika.

Die Jesuiten und ihre Mission Chiquitos in Südamerika. Eine historisch-ethnographische Schilderung von Moriz Bach. Herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von F. G. L. Kriegk. Leipzig 1843.

Der Verfasser dieser in mehrfacher Beziehung anziehenden Schrift lebt seit 20 Jahren in Südamerika, seit acht in Chiquitos, einer zum Departement Santa Cruz de la Sierra, der Republik Bolivia gehörigen Provinz (Otuquis liegt im südlichen Theile von Chiquitos). Seine Mittheilungen gründen sich also auf eigene Anschauung und Erfahrung, und auf Ueberlieferungen, die er im Lande selbst sammelte; auch sind sie frei von der Einwirkung politischer und religiöser Vorurtheile, und müssen daher als dankenswerther Beitrag zur Völkerkunde, sowie zur Würdigung des Wirkens der Gesellschaft Jesu aufgenommen werden.

Der Charakter, der von den Jesuiten in ihren südamerikanischen Missionen befolgten Regierungsweise ist im Ganzen bekannt, und wird in zahlreichen Schriften (vergl. unter den neuesten Kortüm „Entstehungsgeschichte u. s. w.", S. 54—61) geschildert. Sie unterschied sich von der üblichen Colonialpolitik, die auf dem Grundsatze der „Exploitation de l'homme par l'homme", wie es die St. Simonisten nannten, beruhte, zu ihrem Vortheile dadurch, daß sie zugleich das geistige und körperliche Wohlsein der Unterthanen sicher stellte, soweit es mit den

Ordenszwecken vereinbar war. Eine merkwürdige Stelle, die eine Art Regierungsprogramm enthält, findet sich darüber in der bekannten, von Jesuiten geleiteten Zeitschrift, „**Memoires de Trevoux**“ (Jahrg. 1728, Mai, Juni): „Da in diesen Missionslanden keine Staatsmaximen, keine besonderen Verbindlichkeiten und überhaupt nichts einer gänzlichen Gleichheit aller Glieder der nämlichen Gesellschaft und einer absoluten Abhängigkeit vom Gesetze Gottes, welches durch seine Glieder erklärt und bekannt gemacht wird, im Wege steht: so glaubte man bei diesen Neugetauften eine Regierungsart einführen zu können, die so ganz genau dem primitiven Zustand der Kirche ähnlich ist, in welchem die Gläubigen auf alles Eigenthum Verzicht thaten und in ihrem gemeinschaftlichen Leben nur ein Herz und eine Seele hatten.“ Die Hauptpunkte der Verfassung dieser theokratisch regierten Gemeinwesen sind mit diesen Worten bezeichnet. Zur Vervollständigung des Bildes mögen einige Züge dienen, die wir der vorliegenden Schrift entnehmen.

Die Mission Chiquitos bestand aus neun Dörfern, die zusammen gegen 40,000 Bewohner enthielten. Das Heirathen war gesetzlich vorgeschrieben. Die Jesuiten duldeten durchaus keine Unverheiratheten; der Jüngling mußte im 14., das Mädchen im 12., die Wittwer und Wittwen nach sechs Monaten wieder in den Stand der Ehe treten (die Virginität, welche der Orden in Europa so hoch pries und so heilig hielt, fand er in Amerika weder vom staatswirthschaftlichen, noch vom sittlichen Gesichtspunkt aus rathsam). Die Regierung war patriarchalisch milde; man hielt die Indianer genau zur Arbeit an und was sie erzeugten, gehörte den Vätern, die jedoch ihre Unterthanen reichlich mit allen Lebensbedürfnissen versorgten. Die Produktion jeder Provinz war nach dem

Handelsinteresse des Ordens geregelt; so durfte z. B. in Chiquitos kein Cacao gebaut werden, weil derselbe der Hauptartikel von Mojos war. Gegen Fremde schloß man sich vollständig ab; nur Kaufleute hatten beschränkten Zutritt. Der Handel, welcher blos im Austausch der Waaren bestand und nicht durch Geld vermittelt wurde (wahrscheinlich den Bestimmungen gewisser päpstlicher Bullen zu lieb), wurde in einer Art von Rastellen getrieben, ungefähr wie sie noch heutzutage an der österreichisch-türkischen Gränze gebräuchlich sind. So bedeutend die auf die Errichtung der Mission verwendeten Kosten waren (Chiquitos allein soll den Jesuiten über eine Million spanischer Thaler gekostet haben), so hoch stieg auch nach Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten der Ertrag. In den dem Namen nach der Krone Spanien unterthänigen Provinzen wurden meistens Ausländer als Missionäre angestellt, darunter manche Deutsche. Bach fand in Santjago und Santo-Corazon, als er die von den Jesuiten herrührenden Ueberbleibsel aufsuchte, vorzugsweise deutsche und italienische Bücher — unter den erstern Bruchstücke von Uz, Opitz, Gellert, Reuchlin, Hutten, und auf einem halben Bogen einige Strophen des Liedes: „Eine feste Burg ist unser Gott.“ Wenn die Jesuiten in Südamerika auch nicht mit Bewußtsein und Absicht eine geschlossene geheime Gesellschaft bildeten, wie der Verfasser annimmt, der aus ihren Bildwerken sogar schließt, sie seien Freimaurer gewesen, so war der Orden doch einer solchen sehr ähnlich. Die Person des Rectors in jeder Niederlassung umgab ein geheimnißvolles Dunkel; man sah ihn selten und erkannte sein Dasein nur aus den Befehlen, die sein überall anwesender und thätiger Gehülfe vollzog. Die Collegien hatten heimliche Ausgänge, man vermied aus Interesse im Allgemeinen (mit einzelnen schlimmen Aus-

nahmen) jedes Aergerniß; doch kennt der Verfasser selbst mehrere Indianer, die Enkel von Missionären sind.

Bach spricht die Ueberzeugung aus, daß die Aufhebung des Ordens und die Vertreibung desselben für Südamerika ein Unglück war, und wir stimmen ihm allerdings in dem Sinne bei, daß sie gewiß die Geschicktesten waren, ein rohes Volk zur Civilisation vorzubereiten. Weiter ging ihr Verdienst nicht; sie erzogen die ihnen anvertrauten Völkerschaften nicht, sie zähmten und dressirten sie blos, und ihrem Plane nach sollten und mußten diese ewig Kinder bleiben. Deswegen fielen sie auch sogleich wieder in ihre alte Barbarei zurück, als man ihnen die Zuchtmeister nahm; und das hundertjährige Wirken der Jesuiten, welches ein rein äußerliches und mechanisches war, den Geist der Indianer nicht zur Selbstständigkeit heranbildete, sondern nur, zu eigenem Vortheil, unterwarf, fesselte, und in gewisse unübersteigliche Schranken einengte, hat in diesem Geiste keine andern Spuren hinterlassen, als eine scheue Ehrfurcht vor ihrem Namen. „Die Väter stehen noch heutzutage bei den Indianern in heiligem Andenken — wenn ein Mann oder eine Frau von hohem Alter von den santos padres zu erzählen anfängt, so verstummt eine ganze Versammlung und Alles hört ihnen ehrfurchtsvoll zu". Wäre es ihnen wirklich darum zu thun gewesen, die Chiquitenos zu That-, nicht blos zu Namenschristen zu machen, wie könnten diese jetzt ein so verworfenes Volk sein, als der Verfasser sie schildert? Bach, ein Pflanzer, dem das Nützliche über Alles geht (und damit mag er in einem neuen Lande Recht haben) rühmt an den Missionären, sie seien so wenig idealisch und unpraktisch in ihrem Streben gewesen, daß einst ein Jesuit einem Karthäuser auf sein Memento mori zur Antwort gab: „Fahre zum Teufel mit deinem

Spruche! Gedenke an das Leben, alles Andere wird sich finden."

Wir meinen indessen, etwas weniger praktischer d. h. kaufmännischer und eigennütziger, und etwas mehr wahrhaft religiöser und philosophischer Sinn hätte ihnen und besonders ihren Zöglingen, wenn sie ihn den letztern einzupflanzen versucht hätten, nicht geschadet. Endlich muß man nicht aus den Augen verlieren, daß der Werth der Jesuiten durch die Fehler ihrer Nachfolger erhöht wird und durch die Erbärmlichkeiten der Regierungen, welche ihre Erbschaft antraten. Diese haben es denn auch dahin gebracht, daß die Einwohnerzahl der ehemaligen Missionen in Chiquitos 16,000 nicht übersteigt.

Der Jesuit Hardouin und der Benedictiner Lacroze.

Unter den gelehrten Streitigkeiten, die nicht blos auf die Schule und einen kleinen Kreis von Fachmännern beschränkt waren, erregten wohl wenige größeres Aufsehen, als die, zu welchen die paradoxen Behauptungen des Jesuiten P. Johann Hardouin Veranlassung gaben. Nachdem einige Glieder dieses Ordens, um die Zwecke desselben zu fördern, sich bereits verschiedener Fälschun-

gen schuldig gemacht hatten *), besonders in Spanien, wo ihr Thun beinahe keiner Controle unterlag, erhoben sich als **Gracchi de seditione querentes** Hardouin und fast gleichzeitig mit ihm sein Ordensbruder Germonius, jener den alten Schriftstellern, dieser den Urkunden die Echtheit bestreitend. Inwiefern diesem Beginnen wirklich der Plan zum Grunde lag, den man ihnen und ihren Obern aufbürdete, durch Beseitigung dieser oft unbequemen Zeugen des Alterthums den blinden Autoritätsglauben zu stützen und an die Stelle derselben nach und nach beliebige Traditionen zu unterschieben, läßt sich natürlich nicht mit Gewißheit nachweisen; doch wurde etwas Aehnliches ohne Zweifel beabsichtigt, wenigstens knüpften sich an diese scheinbar blos wissenschaftlichen Untersuchungen ganz andere als wissenschaftliche Zwecke. —

Hardouin war aus der Bretagne gebürtig, dem Lande, das Frankreich schon so viele ausgezeichnete, aber in der Regel auch harte Köpfe gab. Der Orden hatte ihn mit

---

*) Eine der bedeutendsten dieser Fälschungen, die an das erinnert, was in unseren Tagen mit der Geschichte des Sanchuniathon vorging, unternahm der spanische Jesuit de la Higuera. Um dem Uebelstande abzuhelfen, daß sich viele Gebräuche und Lehren der römischen Kirche im Alterthume nicht nachweisen ließen, brachte er die von Hieronymus allein erwähnte und verlorengegangene „**Historia omnimoda**“, oder das Chronicon des Dexter zum Vorschein, dessen Inhalt die albernsten, vorzüglich von den Jesuiten in Spanien und Italien in Umlauf gebrachten und ausgebeuteten frommen Mährchen beglaubigen sollte. Ausführliches über diesen Betrug, dem man lange nicht auf die Spur kam, ist in des Nicolaus Antonius „**Bibliotheca Hispanica**“, Th. 2, S. 1, Cap. 8, zu lesen.

der wegen des verdorbenen Textes sehr schwierigen Herausgabe des Plinius in usum **Delphini** beauftragt; die Geschicklichkeit, mit welcher er sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit seiner Aufgabe entledigte, erwarb ihm ausgebreiteten Ruf und großes Ansehen in der gelehrten Welt. Dieser schnelle Erfolg hatte die nachtheilige Wirkung, ihm eine übertrieben gute Meinung von sich selbst und so ungemessene Eitelkeit einzuflößen, daß er von nun an mit Geringschätzung auf alle andern Philologen und Alterthumsforscher herabschaute, seine Meinungen blos deswegen für wahr hielt, weil er sie hegte, und viele nur aussprach, um etwas Anderes zu sagen, als seine Vorgänger. Ungewöhnlicher Scharfsinn, ausgebreitete Belesenheit und ein Fleiß, dessen Geheimniß wir nicht mehr besitzen, halfen ihm einen Charakter behaupten, der unter andern Umständen leicht lächerlich oder verächtlich geworden wäre; überdieß hütete er sich wohl, mit seinen Ansichten plötzlich hervorzutreten oder sie dem Publikum in einem Systeme vorzulegen, dessen Widerlegung keine große Mühe verursacht haben würde. Er streute sie vielmehr in seine Schriften numismatischen, philologischen und chronologischen Inhalts ein, als Anhängsel unbestrittener Thatsachen und wahrscheinlicher Combinationen, in deren Gefolge sie sich in die Welt einschleichen sollten. Blieben sie da unbekämpft, weil unbemerkt, so konnten sie gar wohl nach einiger Zeit für unwiderlegt und unwiderlegbar ausgegeben und darauf weiter fortgebaut werden. Er tastete die Glaubwürdigkeit des ganzen Alterthums an, sowohl des heidnischen, als des christlichen*), und nahm von dem

---

*) Darin hatte er, freilich in anderem Sinne, einen Zeitgenossen zum Vorgänger, dessen Kritik die seinige an

Verdammungsurtheile nur Cicero, Plinius, Virgils „Georgica", die Satiren und Briefe des Horaz, sowie, wahrscheinlich ungern, die Bibel, und einige Kirchenväter aus, welche der Jesuitendogmatik am wenigsten entgegenstanden. Was außer diesen vorgeblich aus jener Zeit auf uns gekommen, erklärte er für Machwerk einer Fälscherbande, die im 13. Jahrhundert, und, wie er nicht undeutlich zu verstehen gab, unter der Anführung Kaiser Friedrichs II. ihr Wesen getrieben habe. Von diesen mit allen möglichen Kenntnissen ausgerüsteten Spitzbuben und Atheisten stammten seiner Meinung nach in gerader Linie die Jansenisten und Philosophen, seine Zeitgenossen, ab, die er mit Erbitterung bekämpfte, ja es scheint fast, als hätte er seine Hypothesen nur ausgeheckt, um seinem Hasse gegen Jansenius, Quesnel und Pascal, gegen Malebranche und Cartesius neue Waffen an die Hand zu geben. Schade, daß er nicht mehr lebt, um seiner Liste der „Athei detecti" (s. „Opera varia", Amsterdam 1733, S. 1 ff.) Herrn Cousin anzureihen.

Die Beweise für seine Paradoxen nahm Hardouin hauptsächlich von Münzen her, in deren Kunde er seine Meisterschaft suchte. Auf diesem Felde war es, wo ihm Leibnitz entgegentrat („Dissertatio de nummis Gratiani", im Anhang zu „Auszug verschiedener, die neue Preußische Krone angehender Schriften", Hanover 1701), der ihm übrigens das Prädikat eines „viri de re literaria meri-

---

Kühnheit weit übertraf. Ein gelehrter Augsburger, Namens Johann Peter Spenth, der mehrmals die Religion wechselte und im Anfang des 18. Jahrhunderts in Amsterdam als Jude starb, führte den Beweis, das Christenthum sei eine Erfindung Kaiser Konstantins.

tissimi“ ertheilte. Was aber Leibnitz, der die Jesuiten, die ihm bei allen Gelegenheiten den Hof machten, zu schonen verschiedene Ursachen haben mochte, nur behutsam andeutete, nämlich den Hardouins Behauptungen zum Grunde liegenden verderblichen Plan — dies zog ein anderer Gegner des Jesuiten, der vollkommen würdig war, an der Seite von Leibnitz zu kämpfen, ans Tageslicht, indem er dem schwankenden Hypothesengebäude die mühsam zusammengesuchten Stützen zerbrach und zugleich andere nicht weniger gefährliche Ränke des Ordens aufdeckte. Mathurin Veyssière de Lacroze, dessen Andenken wir hier erneuern, war, nachdem er 14 Jahre in der Congregation St. Maure gelebt hatte, mit dem ihm aufgedrungenen Stande unzufrieden nach Basel entflohen. Hier trat er zur reformirten Religion über und lebte einige Zeit mit Studien und schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, bis er durch Vermittlung seiner Freunde nach Berlin gerufen wurde, wo er 1702 die Stelle eines Bibliothekars erhielt. Die mit dieser Stelle verbundenen Einkünfte waren jedoch so gering, daß sie ihm kaum seinen Lebensunterhalt gewährten; er übernahm also, um seine Lage zu verbessern, allerlei Nebenbeschäftigungen, leitete bis 1714 die Erziehung des Markgrafen von Schwedt und erhielt 1717 von der Königin, die ihm überhaupt gewogen gewesen zu sein scheint, den Auftrag ihrer ältesten Tochter, der nachmaligen Markgräfin von Baireuth, Unterricht in der Geographie und Geschichte zu ertheilen. Diese Prinzessin erwähnt seiner auch in ihren Denkwürdigkeiten; er nennt sie in einem Briefe an P. E. Jablonsky „admirandae indolis virginem“ (s. „Thesauri epistolici Laceroziani“, III. 157). Die Gunst der königlichen Frauen gewährte ihm manche nicht unwesentliche Erleichterung, doch blieb seine Lage immer beengt, denn von den Taba-

gien Friedrich Wilhelms I. gingen keine den Musen günstigen Einflüsse aus. 1723 schreibt Lacroze an Bayer: „Tot ejusmodi litterae (Anfragen, Gesuche um Excerpte u. s. w.) ex tota fere Europa accipio, non sine damno temporis et marsupii mei, ut fere mihi videam cogitandum de alio senectutis meae nido prevestigando. Scis, procul dubio, totum mihi rêgiae bibliothecae stipendium ablatum, in militares usus concessisse, qua etiam de causa operae pretium est, ut rebus meis consulam.“ Die Verdienste, welche er sich um die orientalischen Literaturen erwarb, sind bekannt und werden noch immer gewürdigt; sein von J. L. Uhle herausgegebener Briefwechsel mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit enthält einen reichen Schatz brauchbarer Notizen zur Literatur- und Sprachkunde (z. B. viele Einzelnheiten über Giordano Bruno, dessen Leben und Schriften). Gegen Hardouin aufzutreten, dazu bewog ihn vielleicht neben dem nicht selten aus der Landsmannschaft entstehenden Gegensatze (Hardouin war aus Quimper, Lacroze aus Nantes, also Beide Bretonen) auch ein Rest von Ordensgeist, der ihm noch innewohnte, die Abneigung des Benedictiners gegen den Jesuiten, des ehemaligen Mitgliedes der Congregation St. Maure, des Mitbruders der Mabillon und Montfaucon gegen den Mann, der die kaum gegründete Lieblingswissenschaft der Diplomatik zu vernichten, die ehrwürdigen Manuscripte, Codices und Urkunden um ihr Ansehen zu bringen, sich erkühnte, die Abneigung des Humanisten gegen den Scholastiker. Außer mehrern kleinern Abhandlungen richtete er gegen den Jesuiten, die dem gelehrten und geschäftserfahrnen, niederländischen Staatsmann Gisbert Cuper, Bürgermeister und Kämmerer von Deventer, gewidmeten „Vindiciae veterum Scriptorum contra J. Harduinum S. J. S.“ (Rotterdam 1708),

ein noch heutzutage sehr lesenswerthes, aber selten gewordenes Buch, aus dem man unter Anderem auch lernen kann, auf welche Weise ein jetzt wieder vieler Gunst sich erfreuender Orden „die Wissenschaft zur Dienerin der Religion machte". Die „Vindiciae" setzten Hardouins und seiner Genossen Umtrieben auf diesem Gebiete unübersteigliche Schranken, und die gesammte, so übel angewendete und mit so vielem Hochmuth zur Schau getragene Gelehrsamkeit des Jesuiten hat wenig dazu beigetragen, seinen und seines Ordens Ruf zu verbessern.

In unserer Zeit, wo die religiösen Fragen wieder in den Vordergrund treten, ist es vielleicht nicht ohne Interesse, zu betrachten, wie sich in Bezug auf solche zwei Männer verhielten, die von ihren reichen geistigen Gaben zu so verschiedenen Zwecken mit so verschiedenem Erfolge Gebrauch machten. Beide standen innerhalb der Grenzen streng geschiedener positiver Glaubenssysteme; allein ihre festen religiösen Ueberzeugungen krystallisirten sich bei dem Einen zu starrer Intoleranz, dem andern waren sie eine Quelle milder Frömmigkeit. Hardouin wies den ihn besuchenden würtembergischen Gelehrten und Geistlichen Pfaff, der sich auf Befragen als Lutheraner bekannt hatte, mit Schmähungen zur Thür hinaus, und sagte dem Engländer Hobbhan ins Gesicht: **„Monsieur, il est impossible d'être un savant homme, sans être Catholique"** (siehe **„Thes. ep. Lacroz." II. 194**). Lacroze wird am besten durch die Antwort charakterisirt, die er dem berühmten Bernhard Pez von Mölk schrieb, als dieser im Namen des Abts von Göttweih eine Einladung, seinen Lebensabend in diesem Stifte zuzubringen, an ihn hatte gelangen lassen. Wir lassen hier beide in mehrfacher Rücksicht anziehende Briefe in Uebersetzungen folgen, insbesondere als Beitrag zur Würdigung eines um Oesterreichs gei-

stige Cultur hochverdienten Mannes und seiner Zeit die der unserigen manche Lehre geben könnte. Zum besseren Verständniß möge noch bemerkt werden, daß Lacroze von dem Verluste einer geliebten Gattin, von Alter und Krankheit, der Folge seiner mühsamen gelehrten Forschungen, gebeugt war, als ihm das Anerbieten des Abts von Göttweih zukam.

Bernhard Pez von Mölk an Lacroze.

„Der ausgebreitete Ruf deines berühmten Namens, welcher schon seit geraumer Zeit die gelehrte Welt erfüllt, hat mich dir, hochverehrter Mann, so enge verbündet, daß ich jeden Tag für übel angewendet halte, an dem ich deiner nicht gedenke. Als ich vor drei Jahren mit dem erlauchten Kanzler und Gesandten zum Congreß von Soissons, Grafen von Sinzendorf*), nach Paris gekommen war und dort in Gesellschaft der Väter von St. Germain einige sehr angenehme Tage zubrachte, sprach ich viel und gern von dir. Dies allein betrübte mich tief, daß deine Angelegenheiten bei jenen Vätern noch nicht auf den Punkt gediehen sind, um dir die Rückkehr in ihre

*) Kaiser Karls VI. Günstling und einflußreichster Minister.

Mitte zu gestatten. Weil nun davon der beste Theil deines Lebensglückes abhängt, so läßt mich meine Zuneigung zu dir nicht ruhen, bis diese Sache geschlichtet ist, besonders da die göttliche Vorsehung in ihrer Güte dir gerade jetzt einen neuen Weg eröffnet hat, auf dem du, wenn du ihn schnell betrittst, dein Heil wirken und dir für dieses und für jenes Leben Glück und Seligkeit sichern kannst. Die Sache verhält sich so. Der hochwürdigste und hochgelehrte Herr Abt des Benedictinerstifts Göttweih *) (das von Mölk etwa vier Stunden entfernt liegt), welcher eine reich ausgestattete Bibliothek errichtet und talentvolle Jünglinge um sich versammelt hat, die ich auf sein Geheiß in den historischen Hülfswissenschaften unterrichte, sucht einen Mann, der dort seinen beständigen Aufenthalt nehmen und das so schön Angefangene zum erwünschten Ziele führen könnte. Indem mir aber zu keinen Zeiten Jemand vorgekommen ist, der tauglicher wäre, diesen Wirkungskreis erfolgreich und würdevoll auszufüllen, als du, hochansehnlicher Mann, so bin ich lebhaft in den oben genannten Herrn gedrungen, daß er dich so bald als möglich zu sich berufen und einladen möge, welchen Rath er um so freundlicher und willfähriger aufnahm, als ihm deine auserlesene Gelehrsamkeit schon lange bekannt war. Auf sein Ansinnen und seinen Befehl schreibe ich dir also diesen Brief, und bitte dich, du möchtest, was zu deinem Glücke dient, nicht von dir weisen. Du kannst, wenn du willst, alle deine übrigen Lebenstage in dieser rühmlich bekannten Abtei zubringen und im Dienste Gottes und deines Ordens in ungestörter Ruhe für dein Seelenheil

---

*) Gottfried von Bessel, Herausgeber des „Chronicon Gottwicense“.

sorgen. Sollten die Bande, welche dich an deine Congregation knüpfen, im Wege stehen, so habe deßwegen keinen Kummer. Der hochwürdigste Abt wird sie mittelst der Gunst, deren er in Rom genießt, mit leichter Mühe lösen und dich in jeder Beziehung sicher stellen. Zu Göttweih aber wirst du mit allem Nothwendigen reichlich versorgt werden, und dich, von dem Besuche des Chors und Allem, was dich sonst am Studiren hindern könnte, befreit, ganz dir selbst, deinen Mitbrüdern und den Musen deren ernstes Antlitz du liebst, widmen können. Daß ich mehr sage, um dich zu locken, ist, wie ich glaube, wohl nicht nothwendig. Ich habe es mit einem Manne zu thun, der Tag und Nacht die Worte des Herrn überdenken soll: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet? Sei immer des Felsens eingedenk, von dem du dich losgerissen hast, und verschiebe nicht das Gute zu thun, so lange dir Zeit und Gelegenheit bleibt. Wir werden dich hier mit offenen Armen empfangen und ans Herz drücken, und in dir den Herrn loben, welcher Keinen verläßt, der auf ihn hofft, und Alles zum Besten lenkt. Ueberlege nun und thue mir bald zu wissen, was du zu meinem Vorschlage meinst. Sollte dir das Geld zur Reise nach Oesterreich fehlen, so wird der hochwürdigste Abt dir gern und schnell damit dienen, als derjenige, welcher dich, wenn du Gott und unserem heiligen Orden dienen willst, stets wie einen Lieblingssohn halten wird. Lebe wohl, hochverehrter Mann, verlasse jenes Aegypten und komme so bald als möglich in unser Land, das von Milch und Honig fließt."

Lacroze an Bernhard Pez.

„Dein Brief war mir sehr angenehm, nicht sowohl wegen der Lobsprüche, die du mir unverdient spendest, als wegen der Anzeichen deines Wohlwollens, welche mir deutlich die Frömmigkeit deines Gemüths und deine Zuneigung zu mir zu beweisen scheinen. Schon lange haben mich dein Ruf und deine gelehrten Arbeiter zur Bewunderung deines Namens hingerissen, und ich werde um so mehr angefeuert, dich zu lieben und hochzuschätzen, als du dich zuerst herbeiließest, dich an mich, der ich so weit von dir entfernt bin, zu wenden und damit alle meine Hoffnungen zu übertreffen; denn von dir, hochansehnlicher Mann, erwartete ich nichts Aehnliches, da ich mich kaum von dir gekannt glaubte. Allein indem ich sehe, daß du nicht blos eine Begrüßung im Sinne hast, kann ich dir nur mit jener Zurückhaltung antworten, von der ich wünschte, daß du ihr deine Billigung nicht versagen möchtest. Sollte mir etwas entschlüpfen, was du nicht gut heißen kannst, so verzeihe: ich konnte aber dasjenige nicht vorbringen, was ich sagen zu müssen glaubte, ohne für meine abweichende Meinung einige Gründe anzuführen. Vor Allem aber sage ich dem hochwürdigsten Abte des Stiftes Göttweih Dank für die Wohlthaten und Vortheile, die er mir gütig anbietet, von denen mich aber mein Gewissen nicht Gebrauch machen läßt, welches um so ängstlicher wird, als ich sehe, daß ich bald sterben muß; denn ein kränklicher, siebzigjähriger Greis kann nicht mehr lange zu leben hoffen. Daher überdenke ich bei mir selbst oft jene Worte, die ich in deinem Briefe lese: Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet? Wenn

ich nun, was nie geschehen soll, etwas gegen mein Gewissen thue, so füge ich, was Gott verhüte, meiner Seele Schaden zu. Du willst vielleicht wissen, inwiefern ich mein Gewissen verletze, wenn ich euren Rathschlägen folge? Es wäre vieler Worte nöthig, um dies alles zu erklären, auch käme es euch nicht gelegen, da ich wohl weiß wie mächtig die Ansichten sind, die wir von Jugend auf eingesogen haben. Ich werde also hier nur das berühren, was ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann. „Muthest du mir zu, mich dem neulich erlassenen päpstlichen Beschlusse zu fügen, der den christlichen Glauben in seinen Grundvesten erschüttert?" Diese Worte eines dir bekannten Mannes, der ein frommes und seliges Andenken hinterließ, sind dir nicht fremd. Aber, sagst du vielleicht, niemand wird mich zwingen, diesen Beschluß*) zu unterschreiben, in dem die Aussprüche unsers Herrn Jesu Christi mit ausdrücklichen Worten verdammt werden? S. die 2. und 45. propos., wo dies mit den Worten des Apostels Johannes, qui non diligit, manet in morte, der Fall ist. Würde man mich auch nicht zwingen, diese Verdammungen zu unterschreiben, so müßte ich doch mit jenen Gemeinschaft haben, die Alle unter die Ketzer rechnen, welche diese Beschlüsse verwerfen. Anderes von größerer Wichtigkeit verschweige ich, um euch nicht Anstoß zu geben. Ich pflege mit dem heiligen Petrus, dem ersten der Apostel, den Herrn Jesum anzusprechen: Herr, zu wem sollen wir gehen? Du allein hast Worte des ewigen Lebens. Fern sei von mir, daß ich meinen Herrn verlassen und Menschen und ihren Satzungen anhängen soll. Potes, sagt der Verf. des goldenen Buches von der Nachahmung Christi,

---

*) Die Constitutio Unigenitus.

cito fugere Jesum, et gratiam ejus perdere, si volueris ad exteriora declinare. Et si illum effugaveris et perdideris, ad quem tunc fugies? et quem tunc quaeres amicum? Auch glaube ich nicht ohne Grund, Christus den Herrn gefunden zu haben, denn ich verfuhr nach der Vorschrift, die er selbst gab Matth. 24, 23: Wenn euch dann Jemand sagen wird: Siehe! hier ist Christus, oder da ist er! so glaubet es nicht — und 26: Wenn man euch also sagen wird: Siehe! in der Wüste ist er, so gehet nicht hinaus; siehe! in geheimen Zimmern (in penetralibus) ist er, so glaubet es nicht – wobei ich wünsche, daß du das griechische Wort nachsähest, welches der Verf. der „Vulgata" mit penetralia übersetzt hat. Der heilige Lucas fügt in der Parallelstelle 17, 21 hinzu: Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch. Ich habe also den Herrn gesucht, wo er selbst befahl, daß wir ihn suchen sollen, und habe meine Mühe nicht verloren, denn ich kann mit der Braut des hohen Liedes ausrufen: Ich habe gefunden, den meine Seele liebt, ich halte ihn und lasse ihn nicht mehr. Glaube übrigens nicht, daß ich mich Luther oder Calvin ergeben habe: ich hänge allein Christo an, ihn liebe ich jetzt, ihm allein glaube ich, zu ihm sage ich jeden Tag: Herr, sei der Sünder und Irrthümer meiner Jugend nicht eingedenk. Dies, hochgelehrter Mann, meinte ich sagen zu müssen. Nimm es nicht übel auf. Ich weiß und weiß es mit Gewißheit, daß ich deßhalb in deiner Gunst verlieren werde, allein ich kann die Ueberzeugungen nicht verläugnen, welche ich mir unter Anrufung des göttlichen Beistandes durch langjährige Studien erwarb. Seit dreißig Jahren und darüber widme ich mich der Erforschung der christlichen Religion und beschäftige mich mit dem Lesen der heiligen Bücher, der alten Väter, der Concilien und der Kirchengeschichte der ersten Jahrhunderte, in welchem Fache ich viele nicht genug beachtete

Wahrheiten aufgefunden zu haben glaube. Gebe Gott, daß ich mich ihrer zuvörderst zu seinem Ruhme und dann zur Erlangung des ewigen Heils bediene. Andere mögen nach Anderem trachten: mir frommt es, Gott anzuhängen und auf den Herrn meine Hoffnung zu setzen. Doch genug davon; die Verschiedenheit der Ansichten hindert mich nicht, euch und eure Frömmigkeit hoch zu halten und mich eurem Wohlwollen zu empfehlen. Dem hochansehnlichen Abte von Göttweih Gruß und innigen Dank. Das Nämliche dir, hochwürdiger und gelehrter Mann. Wollet nicht, ich bitte euch, mich verachten und hassen: denn ich würde euch den Ausspruch Augustins entgegenhalten: Du hast deinen Bruder gehaßt und weißt es nicht. Lebet wohl und seid meiner eingedenk im Herrn.

Berlin, 21. Juli 1731."

Lacroze starb 1739, zehn Jahre nach Hardouin. Ein Menschenalter später kämpfte wieder von derselben Stätte aus sein Nachfolger Biester gegen die Nachfolger Hardouins.

Schweizerische Geschichtschreibung.

1. Geschichte des Schweizerlandes von David Nüscheler. Hamburg, 1842.
2. Die Feldzüge Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund und seiner Erben. Mit besonderem Bezug auf die Theilnahme der Schweizer an denselben. Von Emanuel von Rodt. Erster Band. Mit Karten und Plänen. Schaffhausen, 1842.
3. Geschichte der helvetischen Republik. Von Anton von Tillier. Drei Bände. Bern, 1843.

In dem rühmlichen Eifer, mit welchem die Schweizer das Studium ihrer Landesgeschichte betreiben, könnte man fast eine Verwahrung gegen die Anfechtungen sehen, denen ihre Nationalität, besonders seit einigen Jahren, von Deutschland her ausgesetzt ist. Wenigstens wäre dies die angemessenste Art, dieselben, sofern sie ungerecht sind, abzuweisen, da ein Volk sein Recht auf Selbstständigkeit nicht besser darthun und dessen Anerkennung erzwingen kann, als wenn es auf eine reiche Geschichte zeigt, die es erlebt hat, und keinen Zweifel darüber aufkommen läßt, daß es im Bewußtsein dieser Geschichte kräftig fortlebt. Läge es uns, ob hier das Letztere zu untersuchen, so würden wir vielleicht zu Ergebnissen gelangen, mit welchen wir uns bei dem ausschließlichen schweizerischen Particularpatriotismus, wie er gegenwärtig im Schwange geht, wenig Dank verdienten; allein wir haben es blos mit der Vergan-

genheit zu thun, deren unbefangene Würdigung, je weiter die Zeit fortrückt, desto weniger von der Parteisucht erschwert wird.

Den Mittelpunkt der Bestrebungen, die sich in der Schweiz der Erforschung und Darstellung der Landesgeschichte zuwenden, bildet die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft, an welche sich ähnliche Vereine in den einzelnen Cantonen anschließen, z. B. einer der thätigsten, die **Société d'histoire de la Suisse romande** für die französische Schweiz, die überhaupt für geistige Interessen regere Empfänglichkeit zu besitzen scheint als die deutsche. Ihr gehört der durch seine kritischen Untersuchungen über die Tellsage bekannte Hisely an, der gelehrte Freiherr Gingins La Sarraz aus einer der ältesten Familien der Waadt, Monnard und Vulliemin, die J. v. Müller übertragen und fortsetzen, Anderer nicht zu gedenken. In der deutschen vertreten Hottinger, Kopp, Tillier, Meyer von Knonau, Pupikofer, neben denen noch mehrere genannt werden könnten, die historische Bildung in der würdigsten Weise. Wir können nicht verhehlen, daß wir erstaunt waren, keinen dieser Namen an einem Werke betheiligt zu sehen, das in der von Perthes veranstalteten, von Heeren und Uckert herausgegebenen Sammlung einen Platz einnehmen soll; aus der Vorrede zur „Geschichte des Schweizerlandes" erfahren wir aber, daß der Verf. selbst so bescheiden ist zu erklären, seine Arbeit diene nur als Surrogat, bis ein besser Berufener die Lücke ausfülle. Diese Bescheidenheit ist um so lobenswerther, als Hr. Oberstlieutenant Nüscheler durch seinen Stand, seine Erfahrungen und Kenntnisse wohl befähigt erscheint, die Geschichte seines Vaterlandes zu schreiben; wäre er es auch durch klaren, von politischen und religiösen Vorurtheilen ungetrübten Blick, durch die Gabe,

sich auf den Standpunkt der Gegenwart stellen zu können — möchte er ihn gleich nicht überall einnehmen —, so müßten wir sie eine ganz überflüssige heißen. — Die eben angedeuteten Mängel machen sich in dem vorliegenden ersten Bande, der bis 1316 geht, der Natur der Sache nach weniger bemerkbar; wir besorgen indessen, daß sie bei jeder folgenden Periode ihren ungünstigen Einfluß in immer steigendem Maße äußern werden. Wir wollen ein paar Stellen herausheben, welche uns für die Anschauungsweise des Verf. bezeichnend vorkommen. S. 228 heißt es:

„Wenn auch das fortgesetzte gründliche Studium der griechischen und römischen Literatur des vorchristlichen Alterthums wesentlich dazu beitrug, die in den früheren Jahrhunderten herrschende, dem germanischen Heidenthum entstammende Rohheit allmälig zu mildern und über viele menschliche Verhältnisse eine wohlthätige Aufklärung zu verbreiten, so konnte dieses Studium damals schon (zur Zeit Arnolds von Brescia) von dem menschlichen Vorwitz zum Stützpunkte gemißbraucht werden, wenn derselbe jene Schranken zu überschreiten sich erkühnte, welche die göttliche Weisheit dem unerleuchteten, menschlichen Erkenntnißvermögen gesetzt hat.“

S. 257.

„Das wichtigste Ereigniß aber in dem ereignißvollen Jahre 1218 bleibt die Geburt Rudolf's, als des großen Stammvaters des mächtigsten deutschen Kaiserhauses, dessen edlen Stamm die göttliche Vorsehung als Stütze des Glaubens und des Rechts bis auf unsere Zeit erhalten hat.“

Beiläufig möge bemerkt werden, daß unsers Wissens die göttliche Vorsehung den habsburg'schen Stamm hat erlöschen lassen, denn die Herrscher Oesterreichs sind seit

Franz I. so gut Lothringer als Hr. Nüscheler seines Vaters Sohn ist und dessen Familie, nicht die seiner Mutter fortpflanzt*). Eigenthümlich ist ferner, daß ein reformirter Schweizer, ein Mitbürger Zwinglis, diesen Stamm für die Stütze des Glaubens und des Rechts erklärt — da, wenn es nach dem Willen desselben gegangen wäre, Herr Nüscheler selbst sich wohl schwerlich seines Glaubens und seines Rechtes zu erfreuen hätte und, statt ein reformirter Republikaner zu sein, ein katholischer Unterthan wäre.

Uebrigens hat Hr. Nüscheler bei Abfassung dieses ersten Bandes die vorhandenen Hülfsmittel fleißig benutzt und wenn auch nichts Neues an den Tag gefördert, doch ein ungeachtet des einigermaßen veralteten Stils brauchbares Handbuch geliefert. Daß er die einem solchem vorgezeichneten Grenzen in den folgenden Bänden, deren noch zwei zu erwarten sind, nicht überschreite, ist um so mehr zu wünschen, als er dort, wo er es versucht und den Thatsachen ihre höhere Bedeutung abgewinnen will, nicht glücklich ist. Zum Belege, bevor wir auf einen andern Gegenstand übergehen, noch ein Beispiel. S. 257 wird erzählt, Berchthold, Bischof von Lausanne, habe 1219, mit Genehmigung des Erzbischofs von Besançon, das Capitel und die Bürger zu Lausanne in den Chor der dortigen Kirche von Notredame berufen und ihnen erklärt, daß er die kaiserliche Oberherrlichkeit nicht mehr anerkenne. Dazu bemerkt Hr. Nüscheler in einer

*) Diejenigen, welche wissen, wie wichtig es für Oesterreich ist, ob sich seine Regenten als Habsburger oder als Lothringer fühlen, werden obige Bemerkung nicht für überflüssige Silbenstecherei halten.

Note: „Die Berufung auf den Erzbischof von Besançon ist deswegen beachtenswerth, weil solches eine Tendenz anzudeuten scheint, von dem römisch-deutschen Reiche sich abzusondern und der alt-römischen sequanischen Provinz sich anzuschließen." Diese Berufung deutete keineswegs etwas an, was sich erst 430 Jahre später, weder der Schweiz noch Deutschland zu besonderem Vortheil, erfüllte; sie ging ganz natürlich aus dem Metropolitanverbande hervor, in welchem sich das Bisthum Lausanne seit den frühesten Zeiten mit Besançon befand.

Hr. v. Rodt, „vormals des souverainen Raths und des Appellationsgerichts der Stadt und Republik Bern", und, wenn wir nicht irren, Verfasser einer „Geschichte des bernerischen Kriegswesens", benutzt seine ehrenvolle Muße, um den Untergang des Reichs zu beschreiben, welches im Westen Deutschlands hätte werden sollen, was Polen im Osten — des Reichs, auf dessen Trümmern die Schweiz groß wurde. Seine Schilderungen gruppiren sich um eine der am meisten poetischen und populären Gestalten des sinkenden Mittelalters, um die Person Karls des Kühnen, dessen Schicksalsgang so reich ist an Lehren, dessen Fall die alte Warnung einprägt, daß die Kraft, wenn der Geist sie nicht beherrscht und lenkt, zum Verderben führt.

Eine sehr gangbare Ansicht über das Verhältniß des Burgunderherzogs zu den Schweizern läßt diese, durch den ritterlichen Uebermuth Karls wiederholt gereizt, endlich zu ihren Morgensternen und Keulen greifen und in gerechter Nothwehr den stolzen Fürsten, andern zum abschreckenden Beispiele, um Krone und Leben bringen. In der Wirklichkeit jedoch verhielt es sich gerade umgekehrt. Da erscheint Karl nicht als der Angreifer, sondern als der Angegriffene; die Schweizer treibt ihre Beute- und

Ländersucht ihm entgegen und der schlaue Ludwig **XI.**, der sie als Katzenpfote benutzt. Dieser ist eigentlich die einzige handelnde Person des Dramas, insofern er nämlich allein weiß was er will und es unbekümmert um die Verwerflichkeit der Mittel durchsetzt. Er haßt Karl, weil ihm dieser im Wege ist; noch mehr vielleicht, weil er in ihm den vollständigen Gegensatz seines eigenen Charakters erblickt. Daß er den Feind vernichten will, kann man ihm ebenso wenig übelnehmen, als mit ihm über seine Moral rechten; er zwingt uns sogar als eine in ihrer Art große, in sich abgeschlossene Persönlichkeit Bewunderung ab. Mit seinen Werkzeugen, und als solche dienten ihm selbst seine Gegner, manövrirte er sicher berechnend wie mit den Figuren eines Schachbrets, und als er die Schweizer auf Karl den Kühnen hetzte, konnte ihm, der Intelligenz über rohen Kräften, der Sieg nicht fehlen. Karl flößt uns Mitleiden ein, weil in seinem Wesen bei aller Schroffheit die edlen Züge überwiegen; an den Schweizern aber bleibt bei der ganzen Geschichte nicht viel zu rühmen übrig als ihre bullenähnliche Tapferkeit. Der so weit es seine Bequemlichkeit zuläßt doppelzüngige und auf die Vergrößerung seiner Hausmacht bedachte Kaiser Friedrich **IV.** und der verschwenderische, rathlose, sich bald da bald dort andrängende Sigmund von Oesterreich kommen dabei als untergeordnete Intriganten weniger in Betracht.

Wenn wir auch durch die Thatsachen, die selbst das Werk des Hr. von Rodt, eines Schweizers und berner Patriciers, bestätigt, gezwungen werden, den Schweizern im Allgemeinen bei diesen Verwickelungen eine wenig ehrenvolle Rolle zuzutheilen, so müssen wir doch dieses Urtheil zu Gunsten der Berner etwas beschränken. Sie übersehen ihre Eidgenossen so weit als Ludwig sie alle;

und einige ihrer Staatsmänner handelten in des Königs Sinn, nicht blos weil sie von dessen Gold und glatten Worten verblendet waren, sondern weil sie die politische Bedeutung ihres Vaterlandes erhöhen wollten und diesen Weg als den tauglichsten dazu ansahen. Insbesondere gebührt dieses Verdienst dem Schultheiß Nikolaus von Diesbach der vor Blamont fiel; ihm am meisten hat die Schweiz zu verdanken, daß sie sich zum Range einer europäischen Macht erhob. Er war der Haupturheber des Bündnisses mit Frankreich, das bald an der Abneigung eines Theils seiner Landsleute, sich in fremde Händel zu mischen, gescheitert wäre; die Politik des gewandten, am französischen Hofe erzogenen Staatsmannes siegte über die deutsche Geradheit des edlen Bubenberg, und dieser mußte die Demüthigung erfahren, daß man ihn, bis Alles entschieden war, den Rath meiden hieß. Die Patricier von Bern waren des ritterlichen Karl würdige Gegner; in ihren Adern fließt Heldenblut und mit Stolz kann der Deutsche auf diese Sprößlinge des gemeinsamen Stammes blicken.

Der erste Band der „Feldzüge Karl's des Kühnen" enthält erst das Vorspiel des Kampfes. Er ist durchgehends aus den Quellen geschöpft, darunter zahlreiche handschriftliche, und verdient um der anschaulichen Genauigkeit willen, mit der die wichtigsten Partien behandelt sind, alles Lob. Vorzüglich machen wir auf den Abschnitt aufmerksam, der Karls Hof- und Heerwesen zur Darstellung bringt; mit vielem Interesse wird man auch den Proceß des burgundischen Landvogts Peter von Hagenbach lesen an dem die Schweizer mit allen Feierlichkeiten des öffentlichen und mündlichen Rechtsverfahrens einen Justizmord begingen. Einige Härten im Stile stören, bis man sich an sie gewöhnt hat. Beigegeben ist ein

Plan der Schlacht von Héricourt, zwei Karten: Die Mächte der burgundischen Kriege, und: Schauplatz der Feldzüge im Ober-Elsaß, der Franche Comté, der Waadt, Savoyen und an den Grenzen der Schweiz in den J. 1475—79 und 1492—93, die für ihren Zweck genügen, und drei Stammtafeln zur Erläuterung der genealogischen Verhältnisse des burgundischen Stammes.

Der letzte Abkömmling eines schon in den Burgunderkriegen mit Ehre genannten bernischen Patriciergeschlechts (Hans Tillier war Zeugmeister bei der Belagerung von Grandson), der Landamman Anton v. Tillier, Geschichtschreiber seines Vaterlandes *), entwirft in dem unter Nr. 3 angezeigten Werke das Bild einer Epoche, in welche sich, so kurz sie auch dauerte, viele für die Entwickelung der Schweiz bedeutsame Ereignisse zusammendrängten. Seine Kindheit verlebte er unter den Stürmen, die den Untergang der alten Schweiz herbeiführten; als zehnjähriger Knabe sah er den schmählichen Einsturz des Gebäudes mit an, das man an deren Stelle errichtet hatte. Berichte der Zeitgenossen ergänzten diese Jugendeindrücke und die für diesen Zeitraum besonders reichhaltig fließenden Quellen boten alle wünschenswerthen Aufschlüsse dar. So entstand die „Geschichte der helvetischen Republik", ein auch für deutsche Leser anziehendes Werk, weil es die unmittelbaren Wirkungen der Revolution auf einen ihnen so nahe verwandten Stamm schildert.

Daß die alte Schweiz nicht mehr haltbar war, bewies am deutlichsten die Art, wie sie zusammenstürzte. Die

---

*) Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern. Von A. von Tillier.

Widerstandskräfte, welche sie dem Anstoße von außen entgegensetzte, waren so gering, daß es sich kaum bezweifeln läßt, ihre Lebenskräfte seien erschöpft und ihre Auflösung auch im natürlichen Laufe der Dinge nahe gewesen. So locker wie das Band war, welches die dreizehn Cantone untereinander zusammenhielt, so unsicher waren auch die Zustände im Innern der einzelnen Landschaften selbst. Die Cantone, wo sich die ursprüngliche demokratische Verfassung erhalten hatte — der eigentliche Kern der Schweiz —, befanden sich ungefähr noch auf der nämlichen Bildungsstufe, die sie zu Tells Zeiten eingenommen hatten; in den andern beherrschten die Städte mit mehr oder weniger Willkür das Land, dessen Bewohner zu ihnen im Unterthanenverhältnisse standen. In den Städten übten entweder die gesammte Bürgerschaft oder einige bevorechtete Geschlechter die Gewalt; und diese regierungsfähigen Genossenschaften — Demokratien, zünftige Stadtgemeinden, Aristokratien — theilten sich wieder in die Oberherrlichkeit und den Ertrag der ihnen unterworfenen gemeinen Herrschaften, Vogteien und Aemter, was Alles, die zugewandten Orte mitgerechnet, das vielgestaltige Conglomerat der schweizerischen Eidgenossenschaft ausmachte. Durch die zuletzt erwähnten Verfassungen — also mit Ausnahme der kleinen katholischen Demokratien, Uri, Schwyz, Unterwalden, Glarus, Zug, Appenzell die aller übrigen Cantone — wurden eine Menge Monopole, Privilegien und gehässige Beschränkungen aller Art sanctionirt, die auf den unterdrückten Klassen desto schwerer lasteten, je weniger diese das Bewußtsein anfänglicher Gleichheit verloren hatten. Versuche diese Fesseln abzuschütteln, die sich von Zeit zu Zeit wiederholten, wurden stets vereitelt und mit Strenge geahndet. Ueberschritten wir damit nicht die diesem Aufsatze zugemessenen Grenzen, so wäre es uns ein Leichtes, diese Behauptungen mit schla-

genden Beispielen zu belegen. Welches die Durchschnittscivilisation der kleinen schweizerischen Demokratien im philosophischen Jahrhundert war, läßt sich daraus abnehmen, daß im Jahr 1782 in Glarus eine Hexe hingerichtet und auf die Einbringung eines (ausländischen) Zeitungsschreibers, der sich erkühnt hatte, Meine Gnädigen Herren und Obern durch Bekrittelung des Urtheils zu erzürnen, ein Preis von 100 Thalern gesetzt wurde. Die berner Patrizier regierten zwar, verglichen mit den Junkern, Rathsherren und oligarchischen Duodezdespoten anderer Cantone, in großartigem Stile, und ihre vom Regiment ausgeschlossenen Mitbürger und Unterthanen genossen einen ziemlich hohen Grad materieller Behaglichkeit, daneben hatten jedoch die gröbsten Mißbräuche ihren ungestörten Fortgang; die nicht regierungsfähige Bürgerschaft ertrug grollend ihre Zurücksetzung und in der Waadt bezeigte man zuweilen Lust, den Bären in den See zu werfen. Die „Herren und Burger" der Stadt Zürich ließen noch im Jahr 1795 über einige volkreiche und wohlhabende Landgemeinden ein unbarmherziges Strafgericht ergehen, weil dieselben auf alte Freiheitsbriefe sich stützend die Aufhebung verschiedener unbilliger und drückender Beschränkungen verlangt hatten. Geist war überall kein Element, das in Betrachtung kam. Dem Privilegirten war es überflüssig, dem Nichtprivilegirten unnütz, beiden eher hinderlich als förderlich. In den Aristokratien galt er für gefährlich, in den Demokratien fürchtete man ihn nicht, weil man ihn nicht kannte. Wenn er sich ja manchmal zeigte, so schlug er dort in gelehrte Liebhabereien um und machte sich hier in Demagogenkniffen geltend.

„So trugen denn" — äußert sich der wohlwollende und scharfblickende Rengger, zur Zeit der helvetischen

Republik Minister des Innern — „unsere Verfassungen in ihren beiden Extremen das Meiste dazu bei, daß wir, umgeben von den gebildetsten Nationen, auf einer sehr mittelmäßigen Stufe von Cultur stehen blieben, und es mit den so herabgewürdigten Fürstenknechten, wie wir sie im Taumel der Selbsttäuschung nannten, lange nicht aufzunehmen vermochten. Nie aber ist unsere Blöße so aufgedeckt worden, als in der Revolutionszeit, wo sich die ausgezeichnetsten Männer von allen Parteien wechselsweise auf dem Schauplatze der öffentlichen Angelegenheiten versucht haben, ohne daß ein Talent zum Vorschein gekommen wäre, das, ich will nicht sagen, sich der Umstände hätte bemächtigen, sondern nur mit denselben Schritt halten können. Man hatte in unseren ehemaligen Einrichtungen so Manches der Combination und einer klugen Berechnung zugeschrieben, was einzig das Werk der Zeit war, die ihre eigene Weisheit hat, und bemerkte den Irrthum erst, als neue Lagen und Verhältnisse auch ungewohnte Mittel und Wege erheischten, und es, um das Schiff zu leiten, nicht mehr genügte, dasselbe dem Laufe eines regelmäßigen Stroms zu überlassen." (Rengger's „Kleine Schriften", herausgegeben von Kortüm, S. 24 ff.)

Bei allen diesen grell hervortretenden Schattenseiten fühlte sich jedoch das Volk in der alten Schweiz im Ganzen glücklich. Die Regenten waren sparsam, die Steuern niedrig; man brauchte keine Höflinge, wenig Beamte und keine Soldaten zu füttern, die Justiz war, wenn auch nicht musterhaft, wenigstens volksthümlich und in den meisten Fällen summarisch, und die Advokaten- und Schreiberwirthschaft hatte nicht wie in Deutschland alle Adern des öffentlichen Lebens unterbunden. Der Ueberschuß der Bevölkerung und die Taugenichtse fanden in fremde Militärdienste Abfluß; wer zu Hause blieb,

hatte Brod, und wenn er sich mit den Herren gut zu stellen wußte, wurde ihm selbst ein Aemtchen zu Theil, das ihm in seinem Dorfe Ansehen verschaffte.

So geschah es, daß, als die Franzosen auf der Spitze ihrer Bayonnete Freiheit und Gleichheit brachten, nur Wenige sich dieses Geschenks freuten, Viele es verabscheuten, die Meisten es als aufgedrungen nur mit Widerwillen sich gefallen ließen. Bezeichnend für die Art und Weise, in welcher die helvetische Republik — eine unreife Zwangsgeburt — ins Leben trat, sind die Worte, mit denen Bodmer, einer der von der alten Regierung von Zürich verfolgten Patrioten, die Versammlung der in Aarau eingetroffenen Deputirten der zehn Cantone Aargau, Basel, Bern, Freiburg, Leman (Waadt), Luzern, Oberland, Schaffhausen, Solothurn und Zürich (wie man sieht, waren von den 13 alten Cantonen nur sieben vertreten und Bern schon in vier Theile aus einander gefallen) am 12. April 1798 eröffnete. Er trat als der Aelteste der Abgesandten auf dem Rathhause daselbst an einen erhabenen Ort und sagte:

„Die Verwirrung der gegenwärtigen Versammlung ist ein echtes Sinnbild der allgemeinen Auflösung, in der unser helvetisches Vaterland sich befindet; mein Alter scheint mir einiges Recht zu geben, an euch, theuerste Mitbürger! den Antrag zu thun, euch, nach dem Auftrage, den wir vom helvetischen Volk erhalten haben, zu constituiren. Zu dem Ende fordere ich euch auf, einen Präsidenten und fünf Schreiber zu erwählen, und durch diese unsere Vollmachten untersuchen zu lassen."

Diese Verwirrung war ebenfalls ein echtes Sinnbild derjenigen, welche während der ganzen Dauer der helvetischen Republik herrschen sollte. Ihr Gang war ein fortwährendes Schwanken, ein fruchtloses Ringen nach

Selbstständigkeit, wobei sie sich bald auf diese, bald auf jene Partei stützte und, wie ungeberdig sie auch manchmal den französischen Arm zurückwies, doch keinen andern Halt hatte, als diesen, und von ihm jede ihrer wichtigern Bewegungen vorgeschrieben bekam. In den fünf Jahren ihres Daseins zog sie mit ihrem Apparate von Directoren, Senatoren, Repräsentanten, Ausschüssen, Räthen, Commissionen, Schreibern und Phrasenmachern aller Art einer Heimatlosen gleich von einem Orte zum andern; zuerst nach Aarau, von dort nach Luzern, dann nach Bern, von hier nach Lausanne, endlich von da wieder nach Bern zurück und erschöpfte ihre Kräfte in nicht weniger als vier und, wenn man geringfügigere in Anschlag bringt, noch mehr Staatsveränderungen, die gewöhnlich den gleichzeitigen französischen nachgebildet waren. Das Zerstören war ihr mit Hülfe der Franzosen vortrefflich gelungen; zum Aufbauen blieb sie unfähig, ihrer Organisation, selbst einem Produkte fremder Gewalt, fehlte das Zeugungsvermögen. Bei der überwiegenden Mehrheit des Volks wurde sie niemals beliebt; theils um ihrer eignen Schwäche willen, theils weil man ihr Vieles zum Vorwurf machte, wofür sie im Grunde nichts konnte. Ihr ausländischer Ursprung, die Raubsucht ihrer Beschützer, die neuen Benennungen, die hohen Gehalte, welche die Väter des Vaterlandes sich selbst freigebig spendeten, das viele Reden, Schreiben, Dekretiren, die Kriegsdrangsale zogen ihr Haß, Spott und Verachtung zu, die nur vor den französischen Bayonneten verstummten. Der Heldenglorie der schweizerischen Vendée hatte man keinen helvetisch-republikanischen Waffenruhm entgegenzusetzen, der Anhänglichkeit an die alten Namen, Gewohnheiten, Vorurtheile blos Ideen, die meistens erborgt waren, Patriotismus, der einen Rock nach fran-

zösischer Mode trug, Begeisterung, die im Verdacht unreiner Beweggründe stand. Es half nichts, daß man Dichter und Componisten aufforderte, die neue Freiheit zu verherrlichen — das Volk sang lieber Spottlieder, die zwar sehr unpoetisch, aber der derbe Ausdruck seiner Ueberzeugung waren. Die Franzosen hatten ihren Chenier, ihren Rouget de l'Isle, ihr Ça ira, ihre Marseillaise; die Aufgabe, es ihnen auch darin nachzuthun, übernahm für die Patrioten der helvetischen Republik der Bürgerrepräsentant Suter *). Das von den Mitgliedern der gesetzgebenden Räthe Escher und Usteri während der ganzen Dauer der Republik unter verschiedenen Titeln herausgegebene Journal (eine Hauptquelle für die Geschichte derselben) brachte die ersten begeisterten Ergüsse seiner Freiheitsliebe, aus denen wir zur Probe, wie es damals mit der politischen Poesie in der Schweiz stand, ein paar Strophen hier einschalten:

Die Hyder der Tyrannei im Gefolge des österreichischen Heeres.

(„Neues helvetisches Tagblatt", Bd. 1, Nr. 3, 26. Juli 1798 oder 8. Thermidor VII.

Auf! Schweizer! auf! zerdrückt mit Heldenkraft die Hyder!
erwürgt die Tyrannie, die schäumend euch bedroht —
Sonst trauert die Natur, die Zeit, die Freiheit — Brüder,
erwacht! steht auf! und schlagt den Höllendrachen todt.

---

*) Der nämliche Suter widersetzte sich in der Sitzung des helvetischen großen Raths vom 2. Mai 1798 dem Antrage, den Röcken der Senatoren blausammetne Kragen zu geben, weil Sammet „bischöflich, aristokratisch" sei („Tagebuch der helvetischen Republik", Bd. 1, S. 79).

Hymne an die Freiheit.

(A. a. O., Bd. 2, Nr. 7, 28. Sept. 1799. Der Dichter bemerkt am Schlusse „zur Beurtheilung für Kenner", die 1., 3. und 8. Strophe seien über Schillers „Freude" parodirt.)

Dritte Strophe.

Freiheit heißt die starke Feder
In der ewigen Natur;
Freiheit, Freiheit treibt die Räder
In der großen Seelenuhr.
Götter lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Feuer aus des Geistes Räumen,
An dem Tyrannie verbrennt.

Chor.

Sterne, schwimmet froh im Aether!
Freue dich, du Weltenchor!
An der Geister Sonnenthor
Spannet sie allein die Feder. —

* *
*

Diesen Stämpel der Impotenz, mit welchem beinahe die gesammte Wirksamkeit der helvetischen Republik bezeichnet war, konnten die einzelnen selbst vorzüglichen Talente nicht verwischen, die durch die Umwälzung an die Spitze derselben gelangten. Mehrere unter ihnen hatten früher an Fürstenhöfen bedeutende Rollen gespielt, wie Laharpe in Petersburg, Glaire in Warschau, der Prinzenhofmeister Secretan in den Niederlanden; einige waren in der Handelswelt, in gelehrten Kreisen, als Volksmänner zu Ruf und Ansehen gekommen; andere

bewiesen später, in ruhigen Zeiten, Tauglichkeit zu Staatsgeschäften — allein an dem Sisyphussteine der helvetischen Republik mühten sie sich vergeblich ab, er rollte immer wieder in den Abgrund zurück.

Wir können hier dem Gange der öffentlichen Angelegenheiten in der Schweiz während der Dauer der helvetischen Republik (vom April 1798 bis März 1803) ins Einzelne nicht folgen, um so weniger, als sich derselbe ziemlich genau nach dem in Frankreich eingeschlagenen richtete. Wie überall in Revolutionen gab es drei Parteien: die Anhänger des Alten (hier Föderalisten, Aristokraten, auch alte Föderalisten genannt), die des Neuen (Patrioten, Centralisten, Einheitsmänner) und die Gemäßigten, welche das Alte mit dem Neuen zu vermitteln suchten (neue oder republikanische Föderalisten, Republikaner, von den Gegnern principiers genannt) — und diese drei theilten sich abwechselnd in die Gewalt, bis endlich die von den Franzosen angefachte und genährte Verwirrung so hoch stieg, daß nichts sie lösen zu können schien, als der Machtspruch eines Höhern. Den that der erste Consul, indem er der Schweiz die Mediationsacte gab. Aus den Verhandlungen, die derselben vorangingen und von Tillier noch in den Bereich seines Buchs gezogen werden, erhellt die genialische Beurtheilungskraft, mit der Napoleon die Zustände der Schweiz überblickte, aber auch die treulose Politik, mit der er sie zu seinem und Frankreichs Vortheil ausbeutete.*)

---

*) Da das Interesse an Oelsner durch die Herausgabe seiner „Briefe an Stägemann“ wieder neuerdings rege

Die alten und die neuen Jesuiten.

Das stromweise vergossene Blut des dreißigjährigen Kriegs, die Zerstückelung unsers Vaterlands, die Erniedrigung unsers Namens, die politische Erschlaffung, an der wir noch immer leiden — lauter Folgen, durch die

---

geworden ist, theilen wir hier eine auf denselben sich beziehende Notiz mit, die wir dem „Neuen helvetischen Tagblatt" (Bd. 1, Nr. 64, 24. Aug. 1799) entlehnen. Es ist ein Stück Polemik Usteris, der nachmals mit so vieler Auszeichnung dem Canton Zürich als Bürgermeister vorstand, gegen ein die Partei des gestürzten Directors Peter Ochs vertretendes Journal. „In Nr. 1449 des Pariserblattes" („L'ami des loix"), schreibt Usteri, „finde ich folgende Stelle:" „Die Partei der Föderalisten in Helvetien ist sehr thätig; man versichert, sie bediene sich als ihres Agenten eines gewissen Oelsner, eines Schlesiers und großen Freundes des Senators Usteri, welcher die Seele dieser Partei ist. Der Bürger Oelsner bildet sich ein, bei dem fränkischen Direktorium sehr wohl angeschrieben zu sein; allein dasselbe wird solchen kleinen Intriguen kein Gehör geben und unter seinen Gliedern wird die federative Verfassung der Schweiz, die wieder zur oligarchischen Tyrannei führen würde, keine Anhänger finden. Der Bürger Oelsner kann also seine Projecte nur aufgeben." „Ich meinerseits finde mich durch die Stelle, die der „Ami des loix" mir anzuweisen beliebt, ungemein geschmeichelt, und will ihm zum Dank eine kleine Geschichte erzählen. Die alte Züricher-Regierung hat vor vier Jahren schon meine Verhältnisse mit Oelsner gar

wir unsere religiösen Zerwürfnisse schwer büßten, hatten uns Deutschen wenigstens den einen Vortheil gebracht, daß wir uns gegenseitig zu dulden anfingen, uns nicht mehr über Dinge stritten, die Jeder mit seinem eigenen

---

sehr verdächtig gefunden. Dieser besuchte mich damals auf meinem kleinen Landhäuschen am Zürichsee und wir lebten einige der Freundschaft geweihte köstliche Herbstwochen zusammen. Mein Freund war nur wenige Tage bei mir, als wir eines Mittags vor einen der ehemaligen hochgeachteten Herrn Statthalter gerufen und von diesem unterrichtet wurden: es wäre diesen Morgen in der Sitzung des Geheimraths von uns die Rede gewesen, und man wünsche zu wissen, was eigentlich Herr Oelsner bei mir thue; man könne nicht bergen, daß seine Ankunft aus Paris, die gerade mit der Ankunft verschiedener Ochsenhändler aus Schwaben zusammentreffe, dem Geheimrathe sehr verdächtig vorkomme. Mein Freund, der von Contrebande und Ochsenhandel ungefähr so viel verstund, als ich (und wer mich kennt, der weiß, wie ganz entsetzlich wenig das ist), konnte sich, der gravitätischen Perücke, die vor uns über stund, ungeachtet, nicht enthalten, laut aufzulachen — und ich danke dem Himmel, daß unser damaliger Examinator einen der Grundsätze des helvetischen „Ami de loix" noch nicht kannte, in Kraft dessen, wer über eine absurde Zumuthung lacht, dadurch seine Schuld beweist; sonst würde ich es vergebens versucht haben, ihn zu überzeugen, daß mein Freund an der Ankunft der Ochsenhändler sehr unschuldig sei. Es gelang mir für eine Weile, aber am Ende war es den gnädigen Herren doch zu lang, Oelsner mußte Zürich verlassen; er hielt sich eine Weile in Bern auf, aber auch da war für den guten Mann kein langes Bleiben, und so vertrieben die ehemaligen Oligarchen ihren aufrichtigsten

Gewissen abzumachen hat, und endlich daran dachten, uns bequemer als bisher in unserm Haushalt, dem weiland heiligen römischen Reiche, einzurichten, als auf einmal wieder mitten in unsere friedfertigen Bestrebungen hinein der Apfel der Zwietracht fiel, welcher unsere Väter entzweit hatte. Da ertönten, dem 19. Jahrhundert zur Schande, die Ufer des Rheins vom Ursprung bis zur Mündung neuerdings von Geschrei über Religionsgefahr, und flogen auch nicht die Schwerter aus der Scheide, so tauchten sich doch hundert geschäftige Federn in Gift und Galle, und hundert verdächtige Zwischenträger säeten Unfrieden in den Familien, Verwirrung im Staate aus. Wem haben wir diesen Zustand der Dinge zu danken, der die mühsame Errungenschaft dreier Jahrhunderte in Frage stellt? Wem begegnen wir auf allen Wegen, die ins Mittelalter zurückführen? Welchen Namen die öffentliche Stimme in Deutschland und in der Schweiz wie in Frankreich und Belgien hier nennt, brauchen wir kaum zu wiederholen: sie nennt die Jesuiten.

Wenn die Polizei eines deutschen Staats – Polizei und deutsch paßt so gut zusammen! — einer geheimen Gesellschaft auf die Spur käme, die aus einigen tausend Mitgliedern bestände, sich zum unbedingten Gehorsam gegen ein aller Verantwortlichkeit lediges Oberhaupt verpflichtet hätte und zu unbekannten Zwecken über Millionen an Geld und Gut verfügte; in deren Papieren sich Abhandlungen über die Zuläßigkeit des Tyrannenmords, der falschen Eidschwüre

---

Freund und ließen sich nicht träumen, daß er vier Jahre später, wenn sie längst gefallen waren, als Agent des Senators Usteri für ihre Wiederherstellung beim fränkischen Directorium arbeiten würde."

u. s. w. fänden; einer geheimen Gesellschaft, welche die wirksamsten Mittel in Händen hätte, auf alle Stände Einfluß zu üben, ohne daß über diese Mittel und die Art ihrer Verwendung eine Controle möglich wäre — was würde wohl die betreffende Regierung, was der hohe Bundestag dazu sagen? Durch alle loyalen deutschen Zeitungen ginge ein Ausruf des Entsetzens, und in Frankfurt würde eine Centralcommission errichtet, wie Deutschland noch keine gesehen. Nun, diese geheime Gesellschaft ist vorhanden, sie ist schon hundertmal und zwar von Männern denuncirt worden, die wenigstens eben so viel Glauben verdienen, als die Angeber Jordans, man erblickt überall die Spuren ihrer verbrecherischen Thätigkeit — warum laßt ihr sie gewähren, ihr die ihr Recht und Gerechtigkeit zu handhaben geschworen habt? Warum laßt ihr die Jesuiten ihr Netz ungehindert wieder über die Welt spannen, die sie schon einmal beherrscht haben?

Weil wir in ihnen, so tönt es von den Thronen her, die festesten Stützen der uns von Gott verliehenen Gewalt erkannt haben und uns nicht zum Echo der Afterphilosophie, zu Werkzeugen radikaler Verleumdungen hergeben wollen.

Wir wollen uns nun diese Stützen der Throne, diese Steine des Anstoßes für die Afterphilosophie, diese bedauernswerthen Opfer radikaler Verleumdungen näher besehen.

Rom, die Hauptstadt der katholischen Welt, stand am Abgrund des Verderbens. In den Borgias, deren einer, Alexander **VI.**, Papst war, hatte es Herrscher erblickt, die an die Zeiten Neros erinnerten; am Hofe Leos **X.** läugnete man die Unsterblichkeit der Seele und spottete über die kirchlichen Lehrsätze, von deren Ertrag man in Schwelgerei lebte; die Päpste mißbrauchten ihre Stellung zu politischen Zwecken, dachten nur an die Bereicherung ihrer

Familien und legten, um die Kosten ihrer mit den Vorschriften der Christusreligion ganz und gar unverträglichen Unternehmungen zu bestreiten, den Gläubigen immer drückendere Lasten auf. Der Bogen wurde überspannt, die Sehne brach. Da trat dem deutschen Denker der die Herrschaft der Autorität, welche mit sich selbst so sehr in Widerspruch gerieth, abwarf und geistige Freiheit predigte, ein spanischer Schwärmer gegenüber, der in soldatischer Zucht aufgewachsen war und das Heil nirgends sah als im Gehorsam. Es ist, heißt es in einer Bulle Benedikts **XIV.**, die beständige, auch durch päpstlichen Ausspruch bestätigte Meinung Aller, daß der allmächtige Gott, gleichwie er zu andern Zeiten andere heilige Männer erweckt, so dem Luther und den Ketzern jener Zeit den heil. Ignaz und die von ihm gestiftete Gesellschaft entgegengestellt habe. Die Jesuiten sind also Krieger und haben, wie einst die Malteser die Ungläubigen, die Ketzer zu bekämpfen, wobei jedoch wohl zu bemerken ist, daß sie unter Ketzern Alle verstehen, die nicht dem Kleide oder der Gesinnung nach Jesuiten sind.

Als Zweck des Ordens gibt eine scheinbar unverfängliche Stelle der Regeln an: „Mit Gottes Gnade nicht allein auf das Heil und die Vervollkommnung der eigenen Seele bedacht sein, sondern auch sich eifrig dem Heile und der Vervollkommnung des Nächsten widmen." Man sollte glauben, diesen Zweck zu erreichen, genüge das Evangelium; dies ist aber nicht der Fall: die zwei auf Veranstaltung der 18. Generalcongregation der Gesellschaft Jesu 1757 in Prag gedruckten Foliobände mit Bullen, Constitutionen, Dekreten, Regeln, Erklärungen u. s. w. belehren uns eines Bessern. Das Himmelreich leidet Gewalt: darum finden wir hier den verwickeltsten Apparat, der je erdacht worden ist, um es zu stürmen.

Wenn man ihn untersucht hat, wundert man sich nicht mehr, daß die Jesuiten so viele — fruchtlose — Mühe auf die Geheimhaltung desselben verwendet haben; denn einige Theile desselben haben ein sehr zweideutiges Aussehen und könnten von Unkundigen leicht für das Handwerkszeug einer Gaunerbande gehalten werden. So folgert selbst der berühmte Geschichtschreiber Ranke von dem man doch voraussetzen muß, daß er Lateinisch versteht, aus einer Stelle des fünften Capitels des sechsten Theils der Constitutionen, daß die Vorgesetzten „im Namen Jesu und kraft des Gehorsams“ auch Sünden gebieten können; und obwohl diese Stelle, Dank einer Zweideutigkeit die der Sprachgebrauch schon längst mit dem Kunstwort jesuitisch bezeichnet hat, auch anders ausgelegt werden kann, so braucht man damit doch nur andere, klarer ausgedrückte Vorschriften zusammenzuhalten, um zur Ueberzeugung zu gelangen, daß damit Männern, denen der Zweck die Mittel heiligt, sehr gefährliche Waffen in die Hände gegeben werden. Nach dem Ausspruche des heil. Ignaz selbst soll ja der Jesuit willenlos sein wie ein Stock in der Hand seines Obern; Stöcke aber lassen sich bekanntlich so gut als Stützen wie als Mordwaffen gebrauchen. In einem Buche, das freilich keinen Jesuiten zum Verfasser hat — wenn wir nicht irren, ist es blos die heilige Schrift — heißt es irgendwo, daß, wer Uebles thut, das Licht scheue; auch verpflichtet die katholische Kirche ihre Priester nur zur Bewahrung des Beichtgeheimnisses; die Gesellschaft Jesu muß jedoch gute Gründe haben, ein anderes Verfahren zu beobachten, und sieht strenge darauf, daß die Ihrigen nicht aus der Schule schwatzen. „Die Verschwiegenheit“, so lautet die 31. Regel des Secretärs, der dem General beigegeben ist, „welche vorzüglich sein Amt erfordert, wird sich nicht

allein darauf erstrecken, daß er von den Angelegenheiten, die geheim zu halten sind, weder gegen seine Mitbrüder noch gegen Fremde etwas verlauten läßt, sondern sie verpflichtet ihn auch dazu, daß er alle Briefe und Schriften die etwas Geheimes enthalten, dermaßen verborgen und versteckt hält, daß sie von Niemandem gelesen werden können." Ueberhaupt könnte man leicht auf den Gedanken kommen, diese Constitutionen, Regeln u. s. w. seien blos da, um dem „Nächsten" auf dessen „Heil und Vervollkommnung" es angeblich dabei abgesehen ist, Sand in die Augen zu streuen, wenn man z. B. das 40. Dekret der zweiten Generalcongregation liest: „Die Congregation hält dafür, daß weder den Fürsten noch andern geistlichen oder weltlichen Herren einer aus unsern Religiosen zugesellt werden dürfte, der den Hofhaltungen derselben folgen und dort wohnen soll um das Amt eines Theologen, Beichtvaters oder sonst eine Stelle zu begleiten; außer etwa auf eine ganz kurze Zeit von einem oder zwei Monaten" — und dann die Thatsache damit vergleicht, daß 200 Jahre lang fast an allen Höfen und bei allen Großen Jesuiten die Beichtvaterstellen begleitet haben.

Daß sich das Christenthum 1500 Jahre lang ohne Jesuiten beholfen hat, ist eine Wahrheit, die ihnen so unbequem ist, daß sie schon Versuche gemacht haben, sie wegzuläugnen. Sie führten nämlich den Ursprung ihres Ordens nicht blos auf Jesus zurück, sondern behaupteten sogar, die Stiftung desselben sei von David, Jesaias und von Johannes in der Apokalypse vorhergesagt worden. Darüber wollen wir nicht mit ihnen streiten, noch uns dabei aufhalten, daß ein Orden, den Jesus gestiftet hat, nicht wohl von Johannes in der Apokalypse vorhergesagt werden konnte; es wäre besser für sie, wenn

sie uns den Gewinn, den das Christenthum davon gehabt hat, daß sie sich diese 300 Jahre her desselben so uneigennützig angenommen haben, klar aufzeigen und die Vortheile nachweisen könnten, welche den Ländern, wo man ihnen Einfluß gestattete, aus ihrem Bestehen erwuchsen. Was nun das Christenthum betrifft, so haben sie demselben jedenfalls den Dienst geleistet, daß sie Voltaire erzogen, dessen sie sich jetzt in ihren Predigten als warnenden Beispiels so gut zu bedienen wissen; und für die Wohlfahrt der Staaten, die sie aufgenommen haben, waren sie so eifrig besorgt, daß alle Regierungen ohne Ausnahme sich genöthigt sahen, sich ihrer zu entledigen — von Karl V. angefangen, der den ersten Jesuiten, welcher nach Oesterreich kam, Bobadilla, fortjagte, weil er sich in Sachen mischte, die ihn nichts angingen, bis zum kleinen Canton Schwyz, der bei schwerer Strafe verbot, je wieder auf Einführung dieses Ordens anzutragen.

Es ist bei den neuesten Lobrednern der Gesellschaft Jesu Mode geworden, sich auf protestantische Gewährsmänner zu berufen, wobei sie allerlei unschuldige Kunstgriffe anwenden, falsch citiren, Sätze aus dem Zusammenhange reißen, bedingte Aussprüche unbedingt hinstellen u. s. w. Auf diese Weise haben sie ein stattliches Heer von Autoritäten zusammengebracht, welche sie gegen diejenigen, die sich durch päpstliche Bullen nicht in die Enge treiben lassen, als Reserve ins Gefecht führen. Schlözer sagt z. B. irgendwo: „Unter den Jesuiten hat es von jeher sehr gelehrte Männer gegeben, die um gewisse Wissenschaften sich ausnehmende Verdienste erwarben“ — diese Stelle wird triumphirend herausgehoben und hinzugesetzt: Sogar Schlözer also, dieser nüchterne Protestant, der bei euch so viel gilt, hat der Wahrheit die Ehre geben und die Verdienste des Jesuitenordens anerkennen müssen.

Der Nachsatz jedoch wird übergangen, er heißt: „Die Jesuiten thaten Alles vorsätzlich, und mußten es ihrem Plane getreu thun, um die Volksaufklärung zu hindern, den großen Haufen im Stupor zu erhalten (damit er, fein einträglich, an die Casa di Loretto, an Lucas-Zettelchen u. s. w. glaube), und folglich gewisse Wissenschaften, die unmittelbar Licht unter Viele verbreiten, auf alle Weise niederzudrücken." So machen sie es mit J. v. Müller, Ranke, Schlosser u. A., die in einigen, besonders französischen, auf halbgebildete und unschlüssige Leser berechneten Flugschriften, wahrscheinlich sehr wider Wissen und Willen, unter der Fahne des kein Mittel verschmähenden Ordens kämpfen, während sie eigentlich in ihren Schriften ein mehr oder weniger entschiedenes Verdammungsurtheil über denselben abgegeben haben. Da nun jene Lobredner auf einmal so warme Verehrer protestantischer Gelehrsamkeit geworden sind, so können wir uns nicht enthalten, ihnen ein Pröbchen davon aufzutischen: es rührt von Wachler her, dem sie die Ebenbürtigkeit mit den von ihnen citirten Berühmtheiten wohl kaum werden streitig machen können. Er äußert sich über ihre Lieblinge in folgender Weise:

„Vielgestaltiger Kampf gegen selbstständigen Vernunftgebrauch oder rationalen Eigenwillen war in allen Ländern Europas an der Tagesordnung; aber der gewaltsame Obscurantismus scholastischer Paläologen und ihrer vornehmen Schergen in der neuen Kirche, und alle tückische Grausamkeit der Inquisitionsgerichte, und alle blutigen Frevelthaten der mit dem Racheschwert bewaffneten Uebermacht in der alten, wenn sie auch stürmische Uebertreibungen erzeugten, das Gleichgewicht in der sittlichen Welt störten, ganzen Geschlechtern Knechtssinn, Muthlosigkei und Erschlaffung aufzwangen, richteten nicht so großes

und auf die Dauer verwüstendes Unheil an, als die schlaue Betriebsamkeit des von Ignaz von Loyola gestifteten, aber erst von Jakob Laynez und Alphons Salmeron, besonders von Claudius Aquaviva zum vollendetsten Täuschungssystem erhobenen Jesuitenordens. Diese dem in sich mächtigen Protestantismus entgegengesetzte zur Aufrechthaltung des päpstlichen Ansehens und zur Erweiterung des römischen Kirchengebiets oder zur Wiedereroberung des verlorenen bestimmte Anstalt, deren Geheimlehre und eigenthümliche Zwecke selbst vielen arglosen Mitgliedern unbekannt bleiben konnten, prunkte mit Gelehrsamkeit und einem Scheine von Aufklärung, welche darauf berechnet war, die Vernunft in einem Dämmerungszustande zu erhalten und nie zur Erstarkung durch sittliche Freiheit gelangen zu lassen, und suchte geistlichen und weltlichen Despotismus hinter einem Trugbilde der Freiheit zu bergen, schmeichelnd dem Eigennutze der Vornehmen und Weltklugen durch verheißene Verewigung geistiger Unterthänigkeit des größern Volkshaufens. Mit allerlei Künsten, bald mit schlüpfrig bequemer Sittenlehre, bald mit asketischer Strenge, bald mit gelehrter Vielwisserei und Gründlichkeit, bald mit frommer Verachtung des menschlichen Wissens, bald mit gewandter Theilnahme an den Angelegenheiten der Zeit, bald mit arglistiger Verdächtigmachung der Gefahren des Zeitgeistes, herrschte dieser Orden, ein schwer erreichbares Muster geheimer Polizei, über Gewissen und häusliches Leben, über Hof und Staat, Kirche und Literatur, Unterricht und Erziehung. Ebenso viele geheime sündhafte Gelüste als große öffentliche Verbrechen sind aus dem Schooße dieser Gesellschaft hervorgegangen und ihre Kopf und Herz vergiftenden Grundsätze und Ansichten sind in alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens eingedrungen. Darum konnte die wenn

schon in ihren letzten Ursachen nichts weniger als preiswürdige, doch, nach den Forderungen des Staatswohls gewürdigt, zeitgemäße Aufhebung zunächst nur das äußere Dasein derselben treffen und ihre unerfreuliche Wieder herstellung mag als offene Kriegserklärung einer durch Oeffentlichkeit weniger furchtbaren alten Partei betrachtet werden und bedroht die Menschheit mit geringeren Gefahren, als sie von vorhergegangenen und zum Theil noch jetzt im Finstern schleichenden Umtrieben zu besorgen hatte."

An einer andern Autorität, die in den Augen von Katholiken bei Fragen wie die vorliegende gewichtiger ist alle protestantischen Universitäten der Welt, läßt sich am deutlichsten nachweisen, wie weit es die neuen Jesuiten, sich auch darin als würdige Nacheiferer ihrer Vorgänger bewährend, in der Kunst gebracht haben, die Geschichte zu fälschen. In einem Buche, welches 1844 aus dem Laboratorium hervorgegangen ist, in dem die ehrwürdigen Väter und ihre Helfershelfer die Zaubertränke bereiten, die uns in einen religiösen Opiumrausch versetzen sollen — das Buch führt den bescheidenen Titel: „Die Wahrheit über die Jesuiten und ihre Lehre" — wird mit der unbefangensten Manier von der Welt behauptet, Papst Clemens **XIV.** habe dem Jesuitenorden, als er ihn aufhob, durchaus keinen Vorwurf gemacht, er habe die Weisheit, die Heiligkeit und das Lehrsystem der „Kinder Loyolas" gelobt und erklärt, er habe bei ihnen nichts gefunden, als lauter sehr heilige Dinge. Wäre an dem Institut der Jesuiten, wird hinzugefügt, irgend etwas Tadelnswerthes zu finden gewesen, hätte wohl der Papst ermangelt dessen Erwähnung zu thun, in einem Breve das er erließ um sie zu vertreiben? Die Sicherheit, mit der hier im Namen der Wahrheit gelo-

gen wird, hat etwas Imponirendes. Was läßt sich nicht mit Leuten ausrichten, die alle „weltlichen" Rücksichten so gänzlich abgestreift haben, daß sie „zur größern Ehre Gottes" Thatsachen von deren Richtigkeit sich Jedermann in der nächsten Minute überzeugen kann, kaltblütig verneinen? Man muß nämlich wissen, daß dieses Aufhebungsbreve unter andern folgende Stellen enthält:

„Dessenungeachtet ersieht man aus dem Inhalte und den Ausdrücken dieser apostolischen Verordnungen offenbar, daß in dieser Gesellschaft gleich bei ihrem Entstehen mannigfaltige Samen von Zwietracht und Eifersucht, nicht nur allein in der Gesellschaft selbst, sondern auch gegen andere Regularorden, gegen die Weltpriesterschaft, gegen Akademien, Universitäten, öffentliche Schulen, ja sogar selbst gegen Fürsten aufgekeimt sind, in deren Staaten sie aufgenommen worden; und daß diese Streitigkeiten bald über die Beschaffenheit und Natur der Gelübde, über die Zeit der Zulassung zu denselben, über die Gewalt, Glieder auszustoßen, über die Zulassung eben dieser Glieder zu den heiligen Verrichtungen, ohne die gehörige Form und die feierlichen Gelübde nach den Anordnungen des tridentinischen Kirchenraths und des Papstes Pius V. zu beobachten; bald aber auch über die unumschränkte Gewalt, die sich der vorgesetzte General dieser Gesellschaft anmaßte, über andere, die innere Regierungsverfassung betreffende Gegenstände, und bald über Lehrmeinungen, Schulen, Freiheiten und Privilegien entstanden seien, welche die ordentlichen Bischöfe und andere in geistlichen und weltlichen Würden stehende Personen ihrer Gerichtsbarkeit und Gerechtsame zuwider zu sein erachteten. Endlich fehlte es nie an den wichtigsten Beschuldigungen, die man den Gliedern dieser Gesellschaft machte, und welche den Frieden und die Ruhe in der Christenheit

nicht wenig störten. Hieraus entstanden viele Klagen wider die Gesellschaft, welche durch das Ansehen verschiedener Fürsten bekräftigt, und wovon Berichte an die Päpste Paul IV., Pius V. und Sixtus V., unsere Vorgänger verehrlichen Andenkens, eingegangen sind. Unter diesen Fürsten war Philipp II., katholischer König von Spanien berühmten Andenkens, der die wichtigen Ursachen, wodurch er hierzu angetrieben wurde, die ernstlichen Vorstellungen, die ihm von der spanischen Inquisition wider die ausschweifenden Privilegien der Gesellschaft und wider ihre Regierungsverfassung gemacht wurden, und endlich die Hauptstreitpunkte, die auch durch einige gelehrte und fromme Männer aus der Gesellschaft bestätigt worden, unserem Vorgänger Sixtus V. vorlegen ließ, und es bei ihm dahin brachte, daß er eine apostolische Visitation der Gesellschaft beschloß und veranstaltete."

„Diesem eigenen Ansuchen des Königs Philipp II., das sich auf die höchste Billigkeit gründete, gab Sixtus V. Gehör, und wählte zu dem Amte eines apostolischen Visitators einen Bischof, der wegen seiner Klugheit, Tugend und Gelehrsamkeit allgemein beliebt war. Er setzte auch noch eine Congregation von einigen Cardinälen nieder, welche auf die Vollendung dieses Geschäfts allen Fleiß verwendet haben würden. Allein da erwähnter Sixtus V. allzufrüh durch den Tod hinweggerafft wurde, so wurde dieses heilsame Unternehmen vereitelt und blieb ohne allen Erfolg."

„— — — Alle diese Anstalten reichten aber so wenig hin, das Geschrei und Klagen wider die Gesellschaft zu stillen, daß vielmehr von Tag zu Tag die beschwerlichsten Streitigkeiten über die Lehre der Gesellschaft, welche sehr Viele für Rechtgläubigkeit und Sitten anstößig hielten, sich fast über die ganze Erde ausbreiteten. Es ent-

standen dabei auch innerliche und äußerliche Uneinigkeiten, und es liefen häufige Klagen über ihre unersättliche Begierde nach irdischen Gütern ein. Aus alle dem sind sowohl die weltbekannten Unruhen, welche den apostolischen Stuhl in den tiefsten Kummer und Verdruß stürzten, als auch die wider die Gesellschaft von einigen Fürsten gefaßten Entschließungen entstanden. Als sie daher eine neue Bestätigung ihres Instituts und ihrer Privilegien von unserem Vorfahren Papst Pius V. suchte, sah sie sich genöthigt zu bitten, daß er einige Dekrete, welche in der fünften General-Congregation erlassen und von Wort zu Wort in sein Breve vom 4. Herbstmonat 1606 eingerückt wurden, erneuern und durch sein Ansehen bestätigen möchte. In diesem Dekrete liest man nun sehr ausführlich, daß sowohl die innerlichen Unruhen und Zwistigkeiten in der Gesellschaft als die Klagen und Streitigkeiten mit Auswärtigen die Generalcongregation veranlaßt haben, folgendes Gesetz zu machen."

Hier wird das Verbot angeführt, sich in weltliche Dinge, in Politik und Staatsangelegenheiten zu mischen, welches schon die fünfte, im Jahr 1593 abgehaltene Generalcongregation zu erlassen für gut fand, weil der Orden „vielleicht durch die Schuld, den Ehrgeiz oder unzeitigen Eifer Einiger in üblen Ruf gekommen sei":

„Wir haben aber zu unserer tiefsten Kränkung bemerkt, daß vorbedachte und noch viele andere heimlich angewandte Mittel fast gänzlich kraftlos und ohne Wirkung waren, um so viele und so wichtige Unruhen, Beschuldigungen und Anklagen gegen oft genannte Gesellschaft zu zerstreuen oder zu vertilgen, und daß sich deswegen unsere übrigen Vorgänger, die Päpste Urban VIII., Clemens IX., X., XI., XII., Alexander VII., VIII., Innocenz X., XI., XII., XII., und Benedikt XIV., vergebliche Mühe

gaben, die erwünschte Ruhe in der Kirche wieder herzustellen. Sie erließen zu diesem Ende sehr viele heilsame Verordnungen, theils hierüber, daß die Jesuiten sich in ihren heiligen Missionen in keine weltlichen Geschäfte mengen sollten, theils in Rücksicht der verdrießlichen Zwistigkeiten und Unruhen, die von der Gesellschaft wider die ordentlichen Bischöfe, wider die Regularorden, wider milde Stiftungen und Gemeinden von allerlei Gattungen in Europa, Asien und Amerika nicht ohne großen Nachtheil der Seelen und zum Erstaunen der Völkerschaften mit solcher Heftigkeit erregt wurden; ferner betrafen die Verordnungen unserer Vorgänger auch die Erklärung und Ausübung gewisser heidnischer Gebräuche, die an verschiedenen Orten angenommen, und dagegen andere, obgleich von der allgemeinen Kirche gebilligt, verworfen wurden; sie betrafen den Gebrauch und die Erklärung solcher Lehrsätze, welche der apostolische Stuhl als ärgerlich und gegen gute Zucht und Sitten offenbar anstoßend mit Recht verdammt hat, sie betrafen endlich noch andere höchst wichtige Dinge, welche zur Erhaltung der Reinigkeit des christlichen Begriffs unumgänglich nöthig waren, und aus welchen nicht weniger zu unsern als schon in vorigen Zeiten Schaden und Unheil erwachsen ist; nämlich Zerrüttungen und Empörungen in einigen katholischen Provinzen, und Verfolgungen der Kirche in etlichen Reichen Europas und Asiens. Unsere Vorgänger haben darüber vielen Kummer erfahren müssen, und unter denselben ging Papst Innocenz **XI.** frommen Andenkens, aus Noth gedrungen, so weit, daß er der Gesellschaft verbot Novizen anzunehmen und einzukleiden. Innocenz **XIII.** sah sich genöthigt, ihr mit gleicher Strafe zu drohen, und Benedikt **XIV.** beschloß die Visitation der Häuser und Collegien in den Reichen unsers liebsten Sohnes in Christo,

des allergetreuesten Königs von Portugal und Algarbien. Endlich ist dem apostolischen Stuhle kein Trost, der Gesellschaft keine Hülfe und der Christenheit kein Vortheil aus dem apostolischen Briefe zugeflossen, der von unserem unmittelbaren Vorfahrer Clemens **XIII.** seligen Andenkens mehr erpreßt als erbeten wurde, und worin das Institut der Gesellschaft sehr empfohlen und von neuem bestätigt wird."

„Nach so vielen und heftigen Stürmen haben alle Rechtschaffenen gehofft, einmal den höchst erwünschten Tag anbrechen zu sehen, der reichen Frieden und Ruhe brächte. Es entstanden aber, so lange eben dieser Clemens **XIII.** auf dem Stuhle saß, nur noch gefährlichere und heftigere Stürme. Denn je mehr sich das Geschrei und die Klagen wider die gedachte Gesellschaft erhoben, und sogar hin und wider die gefährlichsten Empörungen, Tumulte und Aergernisse ausbrachen, um so mehr wurde das Band der christlichen Liebe zerrissen, die Herzen der Gläubigen zu Parteilichkeit, Haß und Feindschaft entzündet, und es endlich so weit gebracht, daß selbst diejenigen, deren von ihren Voreltern angeerbte Frömmigkeit und Großmuth gegen die Gesellschaft allgemein gerühmt wurde, nämlich unsere in Christo geliebtesten Söhne, die Könige von Frankreich, Spanien, Portugal und von beiden Sicilien, sich genöthigt sahen, die Jesuiten aus ihren Staaten zu verbannen und auszustoßen, weil sie dies für das einzige nothwendige Mittel ansahen, um zu verhindern, daß nicht Christen im Schooße der heiligen Mutter Kirche einander selbst reizten, angriffen und verwundeten."

„— — — Nach Anwendung so vieler und nothwendiger Mittel also, im Vertrauen auf die Eingebung und den Beistand des göttlichen Geistes, wie auch aus Amtspflicht gedrungen, die Ruhe und den Frieden der Christenheit zu

erhalten, zu nähren und zu befestigen, und nach unsern Kräften alles dasjenige hinwegzuräumen, was ihr auch im geringsten nachtheilig sein könnte; und nachdem wir außerdem noch bemerkt haben, daß erwähnte Gesellschaft die reichen Früchte nicht mehr bringen und den Nutzen nicht mehr schaffen könne, wozu sie gestiftet, von so vielen unserer Vorgänger gebilligt und mit so zahlreichen Privilegien versehen wurde, ja daß es kaum oder gar nicht möglich sei, daß, so lange sie bestehe, der wahre und dauerhafte Friede der Kirche wieder hergestellt werden könne: — so heben wir — — — erwähnte Gesellschaft auf, unterdrücken sie, löschen sie aus, schaffen sie ab'' u. s. w.

Berücksichtigt man nun noch, daß Clemens XIV. diesen Schritt ungern that, daß er einem Institute gegenüber, welches in der katholischen Kirche so lange bestanden hatte, immer die Interessen des päpstlichen Stuhles verfochten zu haben vorgab und noch viele Gönner zählte, Schonung beobachten mußte und die schlimmsten Seiten desselben gar nicht herauskehren durfte, so wird man den im Aufhebungsbreve ausgesprochenen Tadel, dem gewiß die umfassendste Sachkenntniß zum Grunde lag, als das mildeste Urtheil betrachten müssen, welches überhaupt über den Orden gefällt werden konnte.

Dreiundzwanzig Jahre vor der Aufhebung, als die Gesellschaft Jesu in der üppigsten Blüthe stand, die freilich schon den Wurm des Verderbens in sich barg, zählte sie in 39 Provinzen 24 Profeßhäuser, 669 Collegien, 61 Prüfungshäuser, 176 Seminarien und Convicte, 335 Residenzen und 273 Missionen — in Allem 22,589 Mitglieder, darunter 11,293 Priester. Rechnet man dazu die sogenannten Tertiarier, die durch einfache Gelübde an den Orden gebunden waren, die Anhänger, die er in allen Ständen hatte, den Einfluß, den ihm die Beichtvater-

stellen an allen Höfen, die ihm beinahe ausschließlich übertragene Erziehung der Jugend, die Schriftstellerei, deren er sich damals eifrig befliß u. s. w., verschafften, die ungeheuren Geldmittel, über die er verfügen konnte; bedenkt man, daß er über die ganze Erde verbreitet war und doch auf das engste zusammenhing, daß alle Fäden dieses ungeheuren Netzes in einem Mittelpunkte zusammenliefen, so wird man, von allem Andern abgesehen, wenigstens zugeben müssen, daß sich hier eine riesenhafte, aller Ueberwachung spottende Macht gebildet hatte, deren Mißbrauch sehr leicht war, und daß sich kein Staat der einen Schatten von Selbstständigkeit bewahren wollte, der Möglichkeit eines solchen Mißbrauches aussetzen durfte. Unwillkürlich könnte man sich versucht fühlen, auf diesen Bettelorden, wie sich die Gesellschaft in ihrer hochmüthigen Demuth zuweilen nannte, die bekannte Stelle in Goethes „Faust“ anzuwenden und zu sagen:

> Die Jesuiten haben einen guten Magen,
> Haben ganze Länder aufgefressen,
> Und doch noch nie sich übergessen —

wenn sie sich nicht wirklich einmal „übergessen“ hätten und zwar gerade an einem Bissen, den man ihnen am ehesten hätte gönnen können, an Paraguay nämlich und ihren südamerikanischen Missionen, wo sie in der That am wohlthätigsten wirkten, wenn auch mit Uebertretung ihrer Gelübde, die ihnen Armuth, Keuschheit und Gehorsam vorschrieben, während sie dort Reichthümer sammelten, Kinder erzeugten und herrschten.

Das Aufhebungsbreve wurde bekanntlich in mehreren Ländern gar nicht berücksichtigt, in den meisten umgangen; die Jesuiten nahmen es eben, wo es sich um den Vortheil oder gar um das Dasein ihres Ordens handelte, mit dem

Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen den päpstlichen Stuhl nicht so genau, und überdies lebte Clemens **XIV.** nicht lange genug, um die Vollziehung seines Breve überwachen zu können. Die sogenannten Exjesuiten hingen fortwährend unter einander zusammen und wirkten überall im Geiste ihres Instituts fort. So schreibt z. B. Georg Forster im Jahr 1786 aus Wilna, wo die Universität noch immer in den Händen des dem Namen nach aufgehobenen Ordens war, an Lichtenberg in Göttingen:

„Was bei Exjesuiten, und wenn es die besten sind, und bei denen die in ihr Horn blasen, zu holen sei, werden Sie sich leicht selbst sagen — es ist keine Silbe eines wissenschaftlichen Gesprächs mit diesen Menschen möglich, sie sind trotz ihrer unaufhörlichen Verbeugungen, Höflichkeiten und Freundschaftsbetheurungen immerfort auf ihrer Hut, immer mißtrauisch, immer heimlich und hinterrücks wirksam, äußerst bemüht, unter dem Schein von Geschäftigkeit ja keinen Fortschritt zur wirklichen Aufklärung machen zu lassen, viel weniger ihn selbst zu machen, wohl aber durch ewige Klage, ihnen seien die Hände gebunden, schnappend nach mehr Gewalt und Einfluß, und um sich greifend, unter welchem Vorwand es immer sei."

Am sächsischen Hofe waren im Jahr 1787, dem Hof- und Staatskalender zufolge, nicht weniger als 25 Exjesuiten angestellt, als Beichtväter, Kapläne u. s. w., je mit 1000 bis 3000 Thaler Gehalt. In Lüttich, ihrem berühmtesten niederländischen Collegium, behielten sie ihre Ordenskleidung und fuhren fort, Novizen aufzunehmen. In Luzern und Freiburg legten sie jene zwar ab, lebten aber beisammen wie früher und blieben im Besitze ihrer Lehrstellen und Einkünfte. Katharina **II.** und Friedrich **II.** ließen sie bei sich fortbestehen, weil sie sich stark genug fühlten, sie in den ihnen angewiesenen Grenzen zu halten.

Kurz, die Maßregel der Aufhebung war rein illusorisch und hat dadurch, daß sie in Spanien und Portugal mit übertriebener Härte durchgeführt wurde, nur dazu beigetragen, den Orden mit einer Art Märterglorie zu umgeben, die derselbe heutzutage trefflich auszubeuten versteht. Daher hörten auch die Kämpfe gegen denselben nicht auf, man forschte seinen Umtrieben nach, spürte seine Verzweigungen mit den damals besonders Deutschland unterwühlenden geheimen Gesellschaften auf, in die sich der vom öffentlichen Leben abgestoßene Thätigkeitstrieb geflüchtet hatte, und wohlmeinende Männer ließen es an eindringlichen, leider wenig beachteten, ja sogar verspotteten Warnungsrufen nicht fehlen. Gerüchte von der bevorstehenden Wiederherstellung des Ordens, die man richtiger eine Legitimirung des zwar gestörten, aber nie und nirgends ganz unterbrochenen Bestehens hätte nennen sollen, tauchten bald hier, bald dort auf: zur Zeit des Ausbruches der französischen Revolution nahmen sie eine immer festere Gestalt an. Da schrieb der weltkluge Heyne an seinen Schwiegersohn Forster (unterm 22. Juni 1792): „Halten Sie es mit den Jesuiten immer auf einem erträglichen Fuß, wir erleben es sicher, daß der Orden wieder hergestellt wird", und im pariser „Moniteur" vom 27. Juni des nämlichen Jahrs wird aus Wien gemeldet: „Man spricht hier ernstlich davon, an der Wiederherstellung der Jesuiten zu arbeiten. Dies ist, sagt man, die beste Art, Deutschland vor den verderblichen Grundsätzen des französischen Uebels und der volksthümlichen Freiheit zu bewahren, mit der sich die deutsche Freiheit schlecht vertragen würde." Das Zusammentreffen dieser Muthmaßungen, die in Göttingen, in Wien und in Paris mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen wurden, deutet offenbar darauf hin, daß ein Plan bestand, die Verbreitung der Lehren,

auf welche sich die Franzosen bei ihrer politischen Wiedergeburt stützten, durch den Jesuitismus zu hemmen, und daß man diesem eine mit der religiösen Hand in Hand gehende politische Wirksamkeit zudachte — eine Wirksamkeit, die er in der That allen Abläugnungen, Beschönigungen und Verboten zum Trotz immer geübt hat und welche die wahre Ursache wie seiner Macht und seines Sturzes, so auch des Widerwillens ist, den er stets allen Freunden des Fortschrittes eingeflößt hat. Diese Wirksamkeit ist schon mit dem priesterlichen Charakter, wie ihn das Christenthum ausgebildet hat, unvereinbar; ganz und gar entgegen ist sie aber der Bestimmung eines Regularordens, den seine Gelübde auf den Himmel anweisen.

Das Oberhaupt der schismatischen griechischen Kirche, der russische Zar Paul **I.**, welcher als Großmeister von Malta im Bunde mit den Türken und Engländern dem Papst in Rom, der katholischen Geistlichkeit in Frankreich und dem Islam in Aegypten wieder zur Herrschaft verhelfen wollte — dieser Zar, den der hohe Adel mit dem er es so gut meinte, in seinem Bett erwürgte, war es, auf dessen Bitte Papst Pius **VII.** im Jahr 1801 den Jesuiten erlaubte, sich im Umfange des russischen Reichs wieder als Orden zu constituiren. Im J. 1804 wurde diese Erlaubniß auf Ansuchen des Königs Ferdinand, der einst einen Schornsteinfeger vom Dache geschossen hatte, um zu sehen, ob sein Gewehr so weit trage, auf das Königreich beider Sicilien ausgedehnt, und am 4. August 1814 wurde endlich die Bulle erlassen, durch welche Pius **VII.** auf „dringende Begehren von Erzbischöfen, Bischöfen und von einer Reihe und Menge lauter vornehmer Personen" den Orden für alle Staaten wieder herstellte. Mit den nämlichen Formeln, mit welchen Clemens **XIV.** die Aufhebung für alle Zeiten

bekräftigte, sicherte Pius **VII.** den Fortbestand durch sein „ewig gültig sein sollendes Gesetz."

In Rußland dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Kaiser Alexander, dieser „glückliche Zufall" unter den russischen Selbstherrschern, verwies die Jesuiten 1820 aus seinen Staaten und sah sich veranlaßt, diese Maßregel welche seinen an der Restauration des Mittelalters arbeitenden gekrönten Collegen gewiß unerwartet kam, durch ein Cirkular zu rechtfertigen, das seine Gesandten den Höfen mittheilten. Wie Sir William A'Court, damals englischer Gesandter in Neapel, an den preußischen Geschäftsträger Bartholdy in Rom schreibt, wurde als Grund der Ausweisung der Jesuiten blos ihr Bestreben angegeben Proselyten zu machen, und kein politisches Motiv damit in Verbindung gebracht. Sir William, der jetzt unter dem Namen Lord Heytesbury Irland als Vicekönig verwaltet, wird in seinem neuen Wirkungskreise Gelegenheit genug finden sich über die Thätigkeit der Jesuiten zu belehren. Hat doch O'Connell seine vier Söhne von ihnen erziehen lassen und sich geäußert (in einer am 11. Oct. 1843 in der Kornbörse gehaltenen Rede), „er würde, wenn ihm der Himmel 24 Söhne geschenkt hätte, sie alle haben von den Jesuiten erziehen lassen."

Im Königreiche beider Sicilien dagegen gehören die Jesuiten, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, bereits zu den größten Grundbesitzern; im J. 1843 vermachten ihnen zwei reiche Neapolitaner, der Marchese Mascara und der Generaldirektor der indirekten Steuern, mit Hintansetzung armer Verwandten, ihr großes Vermögen — wodurch sie sich sonst noch um das Land verdient gemacht haben, ist uns nicht bekannt, es müßte denn das jährlich sich wiederholende Wunder der Flüssigwerdung des Blutes

des heiligen Januarius ihrer Vermittelung zuzuschreiben sein.

Die Wittwe Napoleons und des Grafen Neipperg hat den Jesuitenorden durch ein Dekret vom 20. März 1844 in ihre glücklicherweise nicht sehr umfangreichen „Staaten" eingeführt und ihm den Secundärunterricht und die philosophischen Vorbereitungsanstalten übergeben.

Nach Spanien kamen die Jesuiten im Gefolge Ferdinands **VII.** zurück, dessen Tyrannei, so stumpfsinnig sie sonst war, in ihnen ein taugliches Regierungsmittel erkannte. Die nach dem Tode dieses ihres würdigen Gönners eingetretenen Veränderungen haben ihnen einigen Abbruch gethan, doch geht aus den Berichten des englischen Missionärs George Barrow hervor, daß z. B. die Seminare, in denen ein Theil der für Großbritanien und Irland bestimmten katholischen Priester gebildet wird, fortwährend unter ihrer Leitung standen, und die im Namen ihrer Tochter herrschende Marie Christine ist wahrlich nicht Schuld daran, wenn ihr Einfluß in diesem Lande wo sie wie in Portugal einst allmächtig waren, noch hinter ihren Wünschen zurückbleibt.

Karl **X.**, der eine in Ausschweifungen verlebte Jugend durch den Schutz zu sühnen suchte, den er in seinem Alter frommen Gaukeleien aller Art angediehen ließ, hat im Juli 1830 erfahren, wie fest die Jesuiten Thron und Altar zu schützen verstehen. Nach seinem Sturz fanden es die ehrwürdigen Väter passend, sich für einige Zeit unsichtbar zu machen; man hörte lange nichts mehr von ihnen und glaubte schon, sie hätten das Vaterland Pascals und Voltaires als unverbesserlich seinem Schicksale überlassen, obgleich die hier und da an den Tag tretenden Spuren ihrer unterirdischen Thätigkeit wohl auf eine andere Vermuthung hätten führen können, als sie auf

einmal wieder wie eine drohende Gewitterwolke am Horizont erschienen. Sie hatten den Punkt erspäht, auf den sie ihre im Stillen vorbereiteten Angriffsmittel mit der größten Wahrscheinlichkeit des Erfolgs richten konnten, riefen schlauerweise eine Zeitidee zu Hülfe und begannen im Namen der Freiheit des Unterrichts den Kampf der ihnen die Erziehung der Jugend, mit andern Worten die Herrschaft über das künftige Geschlecht in die Hände spielen und ihnen in Frankreich zu dem verhelfen sollte was sie in Belgien, wo sie sich nun mit den Liberalen, die ihnen den holländischen Protestantismus aus dem Felde schlagen geholfen hatten, um die Siegesbeute zanken, schon errungen hatten. Um die Art ihres Auftretens zu charakterisiren, genüge folgende Thatsache. In Lyon, das von jeher einer der Centralpunkte jesuitischer Umtriebe war, wie man dies unter Anderem in Wolfs „Geschichte der römisch-katholischen Kirche unter der Regierung Pius VI." (II, 117.) nachgewiesen lesen kann, erschien vor Kurzem bei einem der blos mit dieser Gattung Literatur Geschäfte machenden Verleger ein sogenanntes Erbauungsbuch, das nichts anderes ist als ein Roman, in dem die heilige Jungfrau ihre eigene Lebensgeschichte erzählt und zwar mit einer Menge Einzelheiten wie sie nur die alles Sinnes für das Schickliche bare Abgeschmacktheit der Mutter Christi in den Mund legen kann. Im Laufe der „Unterhaltung mit ihren Kindern" kommt Maria, wie billig, auch auf die Jesuiten zu sprechen und äußert sich über sie wörtlich in folgender Weise: „Man kann all das Gute was die Congregationen bewirkt haben, gar nicht aufzählen: ihnen, der Inbrunst, dem guten Geiste, dem heiligen Wetteifer der Frömmigkeit, den sie unter den Schülern verbreiten und unterhalten, haben die Jesuiten die Ueberlegenheit zu verdanken,

welche ihre Collegien in allen Ländern über alle der Erziehung der Jugend gewidmeten Anstalten erlangt haben und die ihnen so viele Feinde und Neider erweckt hat." Dies sind die eigenen Worte der Jungfrau Maria, welche ohne Zweifel die Unterrichtsfrage in letzter Instanz erledigen.

Ein Sieg der Jesuitenpartei gehört in Frankreich zu den unmöglichen Dingen. Der legitimistische hohe Adel mag fortfahren, seine Kinder in das freiburger Pensionat zu schicken; die Bischöfe mögen sich wie bisher in Hirtenbriefen mit der liberalen Journalistik herumzanken oder gar selbst zu Journalisten werden; der Graf Montalembert mag sich, so viel er Lust hat, in der Pairskammer als Kämpe des Mittelalters und Vertreter des Katholizismus Gregors **VII.** geberden; der Absatz der Wundermedaille mag sich gleich bleiben oder steigen — die frommen Gemüther werden sich in Frankreich stets lieber an Fénélon, als an den geistlichen Uebungen des heiligen Ignaz erbauen, man wird in der Polemik immer Pascal dem Pater Garasse vorziehen, der Pater Loriquet wird nie Thierry oder Guizot, nicht einmal Mignet oder Thiers verdrängen, die Denker werden wie bisher eher nach Descartes als nach dem Pater Hardouin, selbst eher nach Cousin, als nach den philosophischen Institutionen des Herrn Bouvier, Bischofs von Mans, greifen, die Dichter werden nie nach dem Pater Bouhours fragen, und in den Staatswissenschaften wird nie mehr die Theorie zu Ehren kommen, nach welcher Pater Letellier, Beichtvater Ludwigs **XIV.**, als der König in großer Verlegenheit war und sich Bedenken machte, seinen ausgesogenen Unterthanen eine neue Abgabe aufzulegen, denselben mit der aus den Casuisten geschöpften Belehrung beruhigte: der Fürst sei der wahre Eigenthümer, der Herr aller Güter des

Königreichs. Dessenungeachtet ist es nicht überflüssig, die Streitkräfte zu mustern, über welche jene Partei verfügen kann, und wir geben hier eine Uebersicht derselben, so weit sie sich nach völlig glaubwürdigen Quellen abschätzen lassen.

Nach dem Geständnisse eines Ministers gab es in Frankreich 1843 etwa 250 Jesuiten, die sich mit Seelsorge beschäftigten und auf Lehrstellen vorbereiteten. Man darf dabei nicht vergessen, daß ihr Dasein in Frankreich, welches ausdrücklichen gesetzlichen Bestimmungen entgegen ist, jetzt mit der nämlichen Frechheit verkündet wird, mit der es früher geläugnet wurde. Nach einer Angabe in P. Ravignans Schrift „Von dem Bestande und der Verfassung der Jesuiten" belauft sich die Anzahl derselben auf 206 Priester (das Jesuitenjournal „L'Univers" bemerkt dazu, es seien vielleicht wohl mehr), die in 20 Diöcesen vertheilt sind; doch sind die Novizen und Laienbrüder in dieser Zahl nicht begriffen. Außerdem werden 315 französische Jesuiten auswärts für den Unterricht und die Missionen verwendet. Einer Notiz in der „Allgemeinen Preußischen Zeitung" zufolge, die auch in die „Allgemeine Zeitung" übergegangen ist, zerfällt Frankreich in zwei jesuitische Provinzen mit den Hauptorten Paris und Lyon. Jene, die minder bedeutende, zählt 14 Häuser mit 122 Mitgliedern und 70 Novizen. Grundeigenthum besitzt sie im Werth von zwei Millionen, dazu kommen 200,000 Francs Zinsen von Capitalien (die aber größtentheils der lyoner Provinz gehören), 300,000 Francs Ertrag von Predigten und Almosen für gute Werke, die den ehrwürdigen Vätern anvertraut werden, 40—50,000 Francs Zuschuß von der lyoner Gesellschaft für Verbreitung des Glaubens, und ein nicht unbeträchtlicher Gewinn, den sie aus dem Verschleiß von Büchern und aus

ihren Lehranstalten ziehen. Auf die Verwendung der Fonds jener Gesellschaft üben die Jesuiten, wenn sie nicht ganz in ihren Händen ist, wenigstens den größten Einfluß, und man muß zugeben, daß dies alles zusammengenommen für einen Bettelorden immerhin als ein schöner Anfang betrachtet werden kann.

In Belgien blüht den Jesuiten ihr eigentliches Paradies. Dort zählten sie schon 100 Jahre nach der Stiftung des Ordens in zwei Provinzen 47 Häuser und 1574 Mitglieder. Jetzt werden von Belgien aus vorzüglich die Rheinlande bearbeitet, in die man jesuitische Priester einzuschmuggeln sucht. Nebenbei versieht man sie von daher mit Produkten der literarischen Thätigkeit des Ordens, unter dessen 12,000 Schriftstellern die löwener Theologen von jeher nicht die dunkelste, sondern vielmehr eine der verdunkelndsten Rollen gespielt haben.

Auf England hielten die Jesuiten von den Zeiten der Königin Elisabeth her unverwandt ihr Augenmerk gerichtet. Strenge Strafgesetze, die Folgen hochverrätherischer Anschläge, auf denen sie ertappt wurden, erschwerten ihnen dort den Eintritt und Aufenthalt; dagegen besetzten sie alle der ketzerischen Insel gegenüberliegenden Küsten mit Collegien, in denen die Kinder der englischen Katholiken erzogen, Priester und Missionare für ihren Bedarf gebildet und aus denen die Stuarte mit Beichtvätern und später mit Agenten und Spionen versorgt wurden. Solche Collegien gab es zu Lüttich, St. Omer, Watigny, Gent; eins war in Rom und drei in Spanien. Auch ein irländisches und ein schottisches Collegium befanden sich in Rom; vier irländische ferner in Spanien, ein schottisches in Douai. Auch hatten sie, allen Verboten zum Trotz, in beiden Inseln einige „Residenzen" inne und standen somit dem englischen in sich uneinigen und in

der hochkirchlichen Form ganz erstarrten Protestantismus immer so kampffertig gegenüber, daß man sich nicht darüber wundern darf, daß sie demselben in der neuesten Zeit so viel Boden abgewonnen haben. Stonyhurst in Lancashire ist jetzt ihr Hauptsitz.

Unmittelbar nach ihrer Vertreibung aus Rußland wurden die Jesuiten durch Entschließung des Kaisers Franz vom 20. August 1820 in die österreichischen Staaten eingeführt, und zwar „zuvörderst der Uebernahme" (diese etwas undeutsche Wortfügung findet sich in der „Denkschrift Sr. Excellenz Fürst Metternich an den Schultheiß des Standes Luzern", die abgedruckt ist in „Kurzer Beitrag zur Würdigung der Gesellschaft Jesu", Luzern 1844) des Gymnasiums zu Tarnopol in Galizien. Wenn man sich erinnert, daß die Jesuiten „wegen Proselytenmacherei" aus Rußland entfernt worden sind, und weiß, daß Oesterreich-Polen und das nahe Ungarn von der Proselytenmacherei der griechischen Kirche, die mit dem russischen Staate Eins ist, bedroht werden, so wird man nicht umhin können, in dieser Aufnahme der Jesuiten, unter denen sich eine nicht unbeträchtliche Anzahl Russen befindet, einen jener Streiche zu erblicken, die unter dem Deckmantel des „herzlichen Einverständnisses" die österreichische und die russische Politik zuweilen einander spielen. Bis 1827 blieben die Jesuiten auf Galizien beschränkt, wo sie eine philosophische Lehranstalt und zwei Gymnasien versehen und zwei Convicte leiten, ein kleineres in Tarnopol und das neuerrichtete adelige in Lemberg. Für diese Leistungen beziehen sie vom Staate einen jährlichen Dotationsbeitrag von 20,000 Gulden aus dem galizischen Studienfonds. Seither sind ihnen noch in andern Provinzen Häuser und Lehranstalten eingeräumt worden, und zwar versehen sie in Tirol das Gymnasium zu Innsbruck

und die dortige theresianische Ritterakademie, im lombardisch-venetianischen Königreiche theilweise den Unterricht am Communal-Gymnasium zu Verona (auch haben sie neulich in Brescia ein Convict eröffnet), in Grätz ist ihr Noviziat für die deutsch-österreichische Ordensprovinz (für welches der Staat jährlich 7000 Gulden aus dem steiermärkischen Studienfonds beiträgt) und in Innsbruck und Linz wird für die Kleriker des Ordens Philosophie und Theologie gelehrt. Ihre Anzahl belief sich 1839 im Ganzen auf 269, von denen 34 auf Pfarreien ausgesetzt waren, die übrigen aber sich theils der Jugenderziehung, theils vor der Hand dem beschaulichen Leben widmeten.

Der Benedictiner P. Albert Jäger hat neulich nachgewiesen (und alle wahren Freunde seines schönen Vaterlandes sind ihm dankbar dafür), welche Dienste die Jesuiten vor Zeiten der Grafschaft Tirol geleistet haben, die sie unter Anderem im spanischen Erbfolgekrieg an die Franzosen und Baiern verriethen. Vielleicht hing der verunglückte Urkundendiebstahl im Archive, den sich neulich zum großen Aergerniß der ganzen Stadt Innsbruck ein Jesuit zu Schulden kommen ließ, mit diesen „unliebsamen" Erinnerungen zusammen. Gegenwärtig sind in Innsbruck 18 Priester (darunter 4 Russen), 18 Kleriker (darunter ein Pilat, Sohn des Redacteurs des „Oesterreichischen Beobachter") und 14 Laienbrüder beschäftigt, und besondere Erwähnung verdient, daß dort P. Xaver Weninger, Doctor der Theologie, die Stelle eines Professors des Bibelstudiums und der Kirchengeschichte begleitet. Dieser Jesuit ist nämlich der einzige, welcher seit Wiederherstellung des Ordens eine theologische Schrift in deutscher Sprache herausgegeben hat. Sie ist betitelt: „Apostolische Vollmacht des Papstes in Glaubensentscheidungen", hat aber vor den Augen der deutschen katholi-

schen Theologie keine Gnade gefunden; es ist ihr sogar von zwei Zeitschriften, deren Rechtgläubigkeit über allen Zweifel erhoben ist, von dem „Archiv für theologische Literatur", das die münchner Facultät herausgibt und vom „Katholik" aller wissenschaftliche Werth abgesprochen worden.

Die Jesuiten erfreuen sich in Oesterreich vor andern klösterlichen Gemeinschaften mehrerer Begünstigungen. Die bedeutendsten derselben sind, daß sie mit dem Ordensgeneral in „ungestörter Verbindung" stehen dürfen und daß sie von dem allgemeinen Amortisationsgesetze befreit sind, d. h. jedesmal, wenn ihnen bewegliche oder unbewegliche Güter durch Schenkungen oder Vermächtnisse, oder „auf irgend eine andere Art" zufallen, blos die Anzeige an die betreffende Behörde zu machen haben. Welch weiten Spielraum die letztere Bestimmung ihrer in dem Breve Clemens XIV. erwähnten „unersättlichen Begierde nach irdischen Gütern" gewährt, liegt am Tage. In Oesterreich dürfte man sich davor um so mehr in Acht zu nehmen haben, als die Jesuiten dort an ihre Erwerbungen leicht den Maßstab der Zeiten Leopolds I. legen könnten, von dem Hormayr (im „Oesterreichischen Plutarch", IX. 142) erzählt: „Seine Begierde, die Jesuiten zu bereichern, ging sehr weit und es war andem, daß Steiermarks Hauptstadt Grätz und die Grafschaft Glatz ihnen verpfändet, oder was in der Folge das Nämliche war, geschenkt werden sollten. Zu der einzigen raschen That seines ganzen Regentenlaufes haben ihn die Jesuiten gebracht, daß er nämlich den Fürsten Wenzel Euseb von Lobkowitz (17. October 1673) plötzlich, und da er eben zu einer Unterredung mit dem Kaiser fahren wollte, aller Aemter und Würden entsetzt, auf die Herrschaft Raudnitz in Böhmen verwies, und ihm bei schwerster Strafe unter-

sagte, sich jemals nach der Ursache dieses strengen Benehmens zu erkundigen. Lobkowitz, ein Mann von umfassendem Geist, ausgebreiteter Erfahrung und Weltkenntniß, und von der umgreifendsten Thätigkeit, war nämlich der Jesuiten geschworener Feind, und verfolgte sie ebenso sehr durch die siegende Kraft seiner Beredsamkeit und Geschäftskenntniß, als durch den Stachel des scalpirendsten Witzes und durch getäuschte Hoffnungen."

Als die Regierung von Wallis 1844 den römischen Stuhl wieder um Jesuiten bat, wurde ihr geantwortet, sie habe dieselben schon seit vier Jahren in den „Vätern des Glaubens" im Lande. Seitdem haben sie in der Schweiz ihre festeste Zwingburg aufgeführt und beherrschen den katholischen Theil derselben fast unumschränkt. In die reformirte aber strecken sie mannigfaltige Fühlfaden aus, wie unter Anderem auch daraus hervorgeht, daß in der Rechnung des bereits erwähnten lyoner Vereins über die in der Schweiz verwendeten Gelder neben einer Summe von 68,460 Francs für den Bischof von Lausanne und Genf auch eine Ausgabe von 4620 Francs für eine Glaubensmission im Kanton Zürich erscheint. Die öffentlichen Mitglieder der Gesellschaft Jesu sind in der Schweiz folgendermaßen vertheilt: der Provinzial mit zwei Assistenten in Freiburg, 83 im dortigen Collegium, 45 im Pensionate daselbst, 29 in Estavayer, 63 in Brieg, 18 in Sion, 12 in Schwyz. Vier, die zur Provinz gehören, werden als Missionäre in China verwendet, 1 lebt in Dresden und 7 befinden sich sonst außerhalb der Provinz. Dagegen halten sich in derselben noch 13 ihr nicht angehörige Jesuiten auf. Im Ganzen sind es also 278, die in den Cantonen Wallis, Freiburg, Schwyz nisten, um einen Ausdruck des Geschichtschreibers Sleidanus zu gebrauchen. Luzern steht ihre Einführung noch bevor, und zwar

wird es sie vorzüglich der Consequenz eines Staatskünstlers, des Schultheißen, ehemaligen Redacteurs der „Bundeszeitung“ und nunmehrigen Gesandten an der Tagsatzung, Siegwart-Müller, zu danken haben, der sich vom „knabenhaftesten Radikalen“ zum „männlichsten Conservativen“ emporgearbeitet hat und wie sein College, Staatsschreiber Meyer, heute das hochpreist, was er noch vor Kurzem verdammt hat. Wenn einmal die theologische Lehranstalt und das Seminarium den ehrwürdigen Vätern übergeben sein wird — welch glückliche Zeiten werden dann für Luzern anbrechen! Seine jungen Priester werden aus der „Kurzgefaßten Moraltheologie“ des Prof. Moullet, aus den von Prof. Rousselot aufgefrischten Vorlesungen des Prof. Sättler über das sechste Gebot, aus des Herrn Bouvier Abhandlung über eben dasselbe, lauter Bücher, die an scharfsinnigen Combinationen des unsterblichen Pater Sanchez Untersuchungen über das Ehesakrament noch übertreffen, ihre fromme Begeisterung schöpfen und das vollenden, was die Jesuiten-Missionäre, die sich an die Spitze der Mädchen-Vereine gestellt haben, so schön begannen.

Zum Beschlusse sei noch erwähnt, daß nach einem in Rom erschienenen Verzeichnisse die Gesellschaft Jesu 1841 in 16 Provinzen und 211 Häusern 3565 Mitglieder zählte. Es darf jedoch nicht übersehen werden, daß die gewöhnlich Liguorianer geheißenen Ordensgeistlichen, die sich selbst Redemptoristen oder Priester von der Versammlung des allerheiligsten Erlösers nennen und fast ebenso zahlreich verbreitet sind, wie die Jesuiten, blos eine Spielart dieser Letztern sind und ihnen überall den Weg bereiten und zur Seite stehen; daß ferner eine Menge geistlicher und halbgeistlicher Congregationen und Brüderschaften von ihnen geleitet werden, und

daß endlich insbesondere die Ursulinerinnen, deren höchstes Ordensfest, das der heiligen Ursula, die den Heiligen anderer Orden sonst nicht mit besonderer Andacht zugethanen Jesuiten ebenfalls feierlich begehen, bei ihnen die Stelle eines solchen Schwesterordens vertreten, wie ihn die meisten Mönchsgenossenschaften sich zugesellt haben.

Oesterreichische Geschichten.

1. Maria Theresia und ihre Zeit. Von Eduard Duller. Wiesbaden 1843—44.
2. Kaiser Joseph II. und seine Zeit. Von Karl Ramshorn. Leipzig 1844.
3. Erzherzog Karl von Oesterreich. Geschildert von Eduard Duller. Wien 1844—45.
4. Böhmen. Geschichte des Landes und seines Volkes von der frühesten bis auf die neueste Zeit, von J. P. Jordan. Leipzig 1844—45.
5. Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten. Von Gottlieb Freiherrn von Ankershofen und Heinrich Hermann. Klagenfurt 1842—44.
6. Geschichte des österreichischen Kaiserstaates. Nach Quellen nnd den besten vaterländischen Hülfswerken. Zunächst zum Gebrauche bei seinen Vorlesungen dargestellt, von Leopold Haßler. Wien 1842.

7. Uebersicht der Geschichte des österreichischen Kaiserthums, von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Von Ignaz Beidtel. Leipzig 1844.
8. Geschichte des Entstehens, des Wachsthums und der Größe der österreichischen Monarchie. Von Johann Sporschil. Leipzig 1843—45.

Die „Annalen der österreichischen Literatur", eine Zeitschrift, welche sich vor etwa 40 Jahren die undankbare Mühe gab, das auf dem vaterländischen Parnaß emporwuchernde Unkraut auszureißen und es nebenbei übernahm, „alle literarische Produkte, die seit dem Anfange des neuen Jahrhunderts in den österreichischen Staaten in allen Wissenschaften und Sprachen erschienen sind, nicht nur anzuzeigen, sondern auch zu prüfen und das Resultat ihrer Prüfungen dem Publikum vorzulegen", sahen sich genöthigt zu gestehen, daß man über die älteste Geschichte Oesterreichs, in deutscher Sprache und für das große Publikum leider kein lesbareres und besseres Werk habe, als „Antons Edlen von Geusaus, des heil. römischen Reichs Ritters, Wienerischen Magistrats-Beamten, Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten" (Wien 1800—1), und fügten bei:

„Daß Oesterreich eine so ausführliche, richtige und lehrreiche Landesgeschichte, als viele deutsche Staaten bereits haben, jemals bekomme, ist mehr zu wünschen, als zu hoffen. Ein guter Anfang dazu ward zwar durch die berühmten Aebte von Göttweih, Gottfried Bessel und Magnus Klein, gemacht, aber diese Männer starben zu früh. Nicht einmal das, was Magnus Klein bereits ausgearbeitet hatte, ward vollständig gedruckt. Das hinter-

lassene Manuscript soll verschwunden sein, ohne daß man weiß wohin, und ohne daß man sich Mühe gegeben zu haben scheint, es wieder ausfindig zu machen und zum Drucke zu befördern. Seitdem zeigt sich keine Aussicht, daß ein so wichtiges und nützliches Unternehmen fortgesetzt werden würde. Ein Privatgelehrter ist einzeln der Arbeit nicht gewachsen, und auch nicht im Stande, sich alle nöthigen Quellen anzuschaffen; eine Gesellschaft der Wissenschaften aber zur Bearbeitung der vaterländischen Geschichte ist bisher in Oesterreich nicht zu Stande gekommen, und wenige Vorsteher der öffentlichen Bibliotheken haben Sinn für die Sammlung der Quellen der österreichischen Geschichte. Man wird in allen wienerischen Bibliotheken zusammengenommen schwerlich zwei Drittheile der Schriften finden, deren Benutzung bei Verfassung einer gründlichen und lehrreichen Landesgeschichte nothwendig ist. Möchte doch einer der reichen österreichischen Cavaliers, die Geld genug zu den kostbarsten Sammlungen von Steinen, Gemälden, Münzen u. s. w. verwenden, den Einfall haben, eine Sammlung aller zur vaterländischen Geschichte gehörigen Schriften zu veranstalten und zum öffentlichen Gebrauche zu bestimmen. Das schöne Beispiel, das die Grafen Ossolinski und Szecseny (Szechenyi?) mit ihren Sammlungen, jener für die polnische, dieser für die ungarische Geschichte geben, möge für die österreichische nicht unnachgeahmt bleiben .... Bei einer fortwährenden Gleichgültigkeit gegen die Quellen der österreichischen Geschichte wird und muß diese immer dunkel, zweifelhaft, mit Unrichtigkeiten überladen, unvollständig, kurz in ihrer Kindheit bleiben."

Gensaus elende, von Plagiaten wimmelnde Compilation ist seitdem verschollen, aber die Klagen, welche an die Anzeige seines Buches geknüpft wurden, könnten in

der Hauptsache noch immer ausgesprochen werden, ohne daß man dadurch den Vorwurf der Uebertreibung auf sich lüde. Eine Gesellschaft der Wissenschaften, die, so zweifelhaft auch der Nutzen sein mag, den solche Körperschaften in andern Ländern jetzt noch stiften, bei zweckmäßiger Einrichtung in Oesterreich gewiß nur wohlthätig wirken würde, wenn sie nicht etwa mißbraucht wird, um die Wissenschaft zünftig zu machen oder polizeilich zu fesseln, oder gar blos dazu dienen soll, der richtenden Nachwelt Sand in die Augen zu streuen, ist dort noch immer nicht zu Stande gekommen, ungeachtet sie von Leibnitz bis Hammer manchen gewichtigen Fürsprecher fand; von einem Unternehmen, wie es Pertz für das gesammte Deutschland ausführt, ist im Kaiserstaate noch immer nicht die Rede, und von einem „Cavalier", der mehr Sinn für die Geschichtsquellen, als für die „noblen Passionen" hätte, ist im Vaterlande Khevenhüllers auch noch nichts bekannt. Ja, es hat sich zu diesen Uebelständen noch manches Schlimmere gesellt, und das Ergebniß ist, daß von allen deutschen Staaten von einiger Bedeutung Oesterreich allein noch einer den Forderungen der Zeit entsprechenden Geschichte entbehrt. Wer sollte sie schreiben, wo sollte sie geschrieben werden? Sprechen wir es aus, daß dies in Oesterreich selbst geradezu unausführbar ist. Nicht weil es an den Talenten fehlt, ohne welche die Lösung einer solchen Aufgabe nicht gelingen kann -- die Namen Kurz, Chmel, Muchar, Hormayr, Palacky, Mailath, Lichnowski, denen sich manche von nicht minder gutem Klange anreihen ließen, leisten dafür Bürgschaft — sondern weil man noch nicht gelernt hat, der Vergangenheit kühn ins Angesicht zu schauen. Man gefällt sich in Täuschungen, die das Licht der Forschung nicht vertragen würden; insbesondere glaubt man dyna-

stische Interessen zu fördern, indem man zwischen dem habsburgischen und lothringischen Herrscherstamme einen bis zur Identität gesteigerten Zusammenhang annimmt, der in der Wirklichkeit nie bestand, und das Thun der Sprößlinge Franz' I. mit jenem der Nachkommen Rudolfs I. durch eine Art solidarischer Verantwortlichkeit verkettet. Dies führt zu jener historischen Schönfärberei, die alle Schwächen an den sogenannten Ahnen des regierenden Hauses mit geschäftiger Loyalität überpinselt, dadurch aber die Geschichte, statt zu einer Lehrerin der Wahrheit für die kommenden Geschlechter, zur Fabel macht, die zu nichts weiter taugt, als in den Schulen auswendig gelernt und im Leben vergessen zu werden. Es ist unmöglich, ein einziges in Oesterreich selbst erschienenes Werk zu nennen, auf welches dieser übelverstandene Patriotismus nicht seinen verderblichen Einfluß geübt hätte. Wir sprechen hier noch gar nicht von der Censur; denn die Censur kann wohl Wahrheiten unterdrücken, sie kann jedoch, selbst wie sie in Oesterreich gehandhabt wird, nicht zwingen, Lügen zu verbreiten.

Wie soll ferner österreichische Geschichte geschrieben werden? Es gibt eine deutsche, französische, russische Geschichte, weil es ein deutsches, französisches und russisches Volk gibt: in diesem Sinne also kann von einer österreichischen Geschichte nicht die Rede sein. Und da wir die Aufzählung einer Reihe von Regenten und dessen was ihnen zu thun und zu verordnen beliebt hat, nicht Geschichte nennen, so kann eine österreichische Geschichte nur die Aufgabe haben, eine Darstellung der Entwicklung des deutschen, slawischen, magyarischen und italienischen Volksstamms auf dem Gebiete zu geben, das im Laufe der Zeiten in den österreichischen Kaiserstaat zusammen geschmolzen ist. Andere Schilderungen mögen auf den Titel

von Geschichten der Familien Habsburg und Lothringen Anspruch machen, einen höhern Werth aber können wir ihnen nicht zugestehen.

Ein Muster jener offiziellen Geschichtschreiberei, die Alles vortrefflich findet, was und weil es ein Habsburger gethan hat, ist das Werk Nr. 6. Hier beginnen die Entstellungen schon bei Thatsachen, von denen man glauben sollte, daß sie doch wohl längst festgestellt und der Willkür orakelnder Sophistik entrückt seien. S. 112 z. B. heißt es:

„Inzwischen hatten sich in der Schweiz große Gefahren zusammengezogen, und der Hauptkampf begann, dessen Ausgang das unbefangene Gemüth erschüttert und mit Trauer erfüllt. Ohne Rücksicht auf althergebrachtes und auf geschriebenes Recht, auf Gesetze und Friedensschlüsse, strebten die Eidgenossen ganz offen danach, in den helvetischen Landen jede, auch die billigste Abhängigkeit zu vertilgen. Die Herren ergrimmten über den steigenden Trotz und den fortschreitenden Abfall ihrer Unterthanen, welche der stets bereite Schutz der Schweizer ermuthigte. Oesterreich zumal konnte mit Recht die Eidgenossen wiederholten Friedensbruches zeihen. Mehrere seiner Landschaften und Städte waren zur Abtrünnigkeit verleitet, ja mit offener Gewalt genommen, viele Burgen der Edlen oder der Amtleute gebrochen, verschiedene Zollstätten zerstört, besonders von Luzern großer Frevel begangen worden. Als dessen kein Ende war, griff Herzog Leopold zu den Waffen.“

Die Ermordung Geßlers durch Wilhelm Tell und dessen Pfeilschuß werden ohne Weiteres für Sagen erklärt, „die eines jeden historischen Grundes entbehren“, und der Verf. zergliedert den Mythus mit einer Sicherheit, wie wenn er bei der Genesis desselben in eigener Person zugegen gewesen wäre. Er sagt:

„Diese Erzählung entstand offenbar aus der Sage von einem gewissen Wilhelm Tell und einem Grafen von Seedorf, der Herr eines Theiles von Uri war und im 12. Jahrhundert lebte, aus der Fabel vom Könige Harald und dem Schützen Tholko, und endlich aus dem Streben, die Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft, gleich dem Entstehen Roms, in ein romanenhaftes Gewand zu hüllen. Die Sage gab den Namen, die Fabel, den Stoff und die Eitelkeit verbunden mit Neigung zum Seltsamen brachte die Sache in Umlauf."

S. 80 läßt Hr. Haßler die Güter der „Laufenburg-Kyburg'schen Linie" nach dem Erlöschen (1415) „wieder an die habsburgische Hauptlinie" zurückfallen. Der letzte Sprößling jener Linie aber, Graf Ego von Kyburg, hatte schon Alles, was er in den helvetischen Landen besaß, an die Berner abgetreten, als er auf die Güter seiner Gemahlin nach Frankreich zog, wo er spurlos verschollen ist. Wir hätten diese Verwechslung ungerügt gelassen, und würden auch nicht erwähnt haben, daß Hr. Haßler den Großvater Rudolfs von Habsburg, den Grafen Ulrich von Kyburg, der Schwager des letzten Herzogs von Zähringen war, irrthümlich einen Abkömmling dieser Herzoge nennt, wenn solche Verstöße die nicht die einzigen ihrer Art sind, nicht in einem Werke vorkämen, dessen Verfasser im Staate nur das Patrimonialgut einer Dynastie sieht, deren Genealogie also in ihren geringsten Einzelnheiten für ihn nothwendigerweise von besonderer Wichtigkeit sein muß. Naiv klingt:

„Diese Verbindung (mit der Tochter Galeazzo Maria's Sforza von Mailand) gab dem Kaiser (Maximilian I.) Gelegenheit, kräftig in die Angelegenheiten Italiens einzugreifen, wo unter harten Kämpfen der Grund zu dem System des politischen Gleichgewichtes gelegt

ward, das auf der anerkannten Rechtmäßigkeit des Besitzes und auf der Gültigkeit der abgeschlossenen Verträge beruhte, und, freilich unter manchen wesentlichen Veränderungen, fortdauerte bis zur Zeit der französischen Revolution" —
und den Geist dieses Geschichtschreibers bezeichnet, was er S. 482 sagt:

„Eigene Frömmigkeit und eigenes Nachdenken überzeugte den Kaiser (Franz), daß die strenge Aufrechthaltung der Religion in seinen Staaten das vorzüglichste Bedürfniß sei. Daher war es sein Wille, daß alle Heiligthümer der Religion, und daß selbst ihr fernster Schein von der profanen Berührung weltlicher Gewalt unangetastet blieben. Er kannte die traurigen Folgen, welche in andern Staaten die dem Glauben feindlich entgegentretende Modephilosophie hervorbrachte, und verabscheute dieselbe als das gefährlichste Uebel."

Vielleicht ist auch die Furcht vor dieser Modephilosophie Ursache, daß im vorliegenden Buche Cultur- und Literaturgeschichte gar nicht berührt sind. Hr. Haßler ist Nachfolger Schneller's. Dies kann man in der That gemäßigten Fortschritt nennen!

Obwohl das Werk Nr. 7, welches ein Mitglied des höhern Beamtenstandes zum Verfasser hat, vor der Katherderweisheit des Hrn. Professors der grätzer Universität in jeder Beziehung den Vorzug verdient, so müssen wir uns doch begnügen, es im Allgemeinen als eine gut gelungene übersichtliche Darstellung der politischen Geschichte des österreichischen Kaiserstaates zu empfehlen, um zur „Geschichte des Entstehens, des Wachsthums und der Größe der österreichischen Monarchie" von Johann Sporschil überzugehen, deren Titel uns unwillkürlich an Gibbon und an Aemilian Janitsch „Geschichte der Entstehung

und des Wachsthums der österreichischen Monarchie von den ältesten bis auf diese Zeiten" (Wien 1805) erinnert hat. Inwiefern sich die Aehnlichkeit zwischen dem letztgenannten Buche und dem des Herrn Sporschil auf mehr als den bloßen Titel erstreckt, vermögen wir, da uns jenes nicht zur Hand ist, nicht anzugeben; von Gibbons Geist jedoch, dafür können wir bürgen, ist in diesem keine Spur zu entdecken. Der Verf. hat es passender gefunden, aus dem Arsenale des Restaurators der Staatswissenschaften, Karl Ludwig von Hallers, einige halbverrostete Waffen zu borgen, um damit den contrat social und was daran hängt zu bekämpfen, und belehrt uns in der Einleitung über den Vorzug des „historisch gewordenen und sich fortbildenden Staates", wir wissen nicht, vor welchem andern, da wir keinen kennen der fix und fertig aus den Wolken heruntergefallen wäre, und selbst Frankreich und den vereinigten Staaten, diesen warnenden Beispielen von der Verderblichkeit der Theorie des Urvertrags, ein „historisches Werden und Sichfortbilden" kaum abzusprechen ist. Redensarten wie: „Auch nur mit einem einzigen Verbrechen würde die wünschenswertheste Umwandlung viel zu theuer erkauft" (Hr. Sporschil versuche einmal, dieses Axiom auf die Einführung des Christenthums anzuwenden) — „Jene Lehre unserer Tage, welche der Staatsgewalt zuruft, dem Volke einen immer größern Antheil an ihr zu gewähren, weil sie selbst dadurch festeren Bestand gewinnen würde, bildet das zersetzende Element der Staaten" (in diesem Satze scheint der Eifer gegen das „zersetzende Element der Staaten" Hrn. Sporschils Stil irregeleitet zu haben) — „Es wurde das Geschlecht der Habsburger, Zucht und Ehre stets heilig haltend, eine providentia divina für Deutschland, für Europa, für die Welt" (wir verweisen hier auf das

was wir oben von historischer Schönfärberei und übelverstandenem Pariotismus sagten) — diese und ähnliche Redensarten werden, wir fürchten es, nicht im Stande sein, die Welt von den alleinseligmachenden Eigenschaften jenes Systems zu überzeugen, dessen Verkörperung Hr. Sporschil in der österreichischen Monarchie aufzufinden so glücklich gewesen ist.

Maria Theresia, Joseph und Erzherzog Karl — die drei populärsten Gestalten des österreichischen Herrscherhauses — in ihrem Leben und Wirken zu schildern, diese Aufgabe haben sich die Verf. der unter 1—3 angezeigten Schriften gesetzt. Ueber die fromme Kaiserin und ihren Enkel, den Helden von Aspern, sind die Meinungen wohl einig, und bei Ersterer kann es sich nur darum handeln, den vorhandenen reichen Stoff zu sichten und in ein die Volksüberlieferungen möglichst treu bewahrendes Charakterbild abzurunden; bei Letzterem aber, den Antheil welchen er an den großen Begebenheiten der Zeit genommen, in das angemessene Licht zu stellen. Bei weitem schwieriger ist es dagegen den rechten Standpunkt zu gewinnen, von dem Joseph **II.** betrachtet werden muß; denn an ihm haben sich schon die verschiedensten Geister versucht, ohne daß es ihnen gelang, den Schlüssel zu seinem Wesen zu finden. Wir erinnern nur an die Auffassung Broughams, der in Joseph blos einen brutal zufahrenden Despoten, einen talentlosen Nachäffer Friedrichs **II.** sieht, während Paganel *) sein Urtheil über des

*) „Geschichte Josephs **II.**, Kaisers von Deutschland, von Camille Paganel. Aus dem Französischen von Friedrich Köhler" (Leipzig 1844).

Kaisers Streben in folgenden, freilich was die Gegenwart betrifft zu optimistischen Worten zusammenfaßt:

„In unsern Tagen lebt Oesterreich von denselben Ideen, welche es von sich stieß; ganz von Josephs Geiste durchdrungen, genießt es ein glückliches Gedeihen im Schatten seiner Reformen. Ein Staatsmann, dem Niemand lange Erfahrung und hohes Ansehen abstreiten kann, hat gesagt, daß Joseph, indem er diesen heilsamen Keim dem Körper der Monarchie eingeimpft, ihn auf lange Zeit vor allen Revolutionen bewahrt hat.“

In Oesterreich selbst hat die öffentliche Meinung ihren Ausdruck in den schönen Strophen gefunden, mit denen der „Wiener Poet“ „Sein Bild“ begrüßt:

Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher wie der Tag,
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
Der zu dunkeln Diebesschlüften die verhaßte Leuchte trägt,
Und mit goldner Hand ans Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Ein Despot bist du gewesen! Doch fürwahr ein solcher blos
Wie der Lenz, der Schnee und Kälte treibt zur Flucht erbarmungslos;
Der den ärgsten Griesgram lustig mit dem hellsten Thau besprengt,
Und mit Festeskränzen selbst den ärmsten Strauch behängt.

Das dankbare Volk hat ihm seine Fehler und Schwächen längst verziehen und erinnert sich blos daß er es von seinen Drängern befreien wollte.

Hr. Dr. Ramshorn hat nun, wenn gleich er seinem Gegenstande keine neue Seite abgewonnen, was er vielleicht auch nicht beabsichtigte, die vorhandenen gedruckten Quellen fleißig benutzt und das Ergebniß in fließender Rede dargestellt. Das Nämliche läßt sich von Dullers Arbeiten sagen, und wir können hier nur den Wunsch beifügen, unsere Landsleute möchten, statt sich durch die in inländischen Uebersetzungsfabriken mundgerecht gemach-

ten Erzeugnisse ausländischer Romanfabriken den Geschmack zu verderben, Büchern wie den vorliegenden rege Theilnahme schenken, und dadurch zu neuen Strebungen auf diesem in Oesterreich verständigen Anbaues noch so sehr bedürftigen Gebiete ermuntern.

Von den beiden, sich mit der Geschichte einzelner österreichischer Provinzen beschäftigenden Werken, die wir unter Nr. 4 und 5 zusammengestellt haben, wendet sich das eine, Jordans „Geschichte Böhmens", an ein Publikum, das dem Eindringen in die Tiefen gelehrter Forschungen, selbst wenn ihm dabei ein Palacky als Führer zu Gebote steht, die weniger mühsame Aneignung ihrer Ausbeute vorzieht, zu der es auf den Wegen, die es täglich zu betreten pflegt, gelangen kann. Das „Handbuch der Geschichte Kärntens" hingegen ist mit allen Zuthaten geschmückt, ja überladen — wir bedauern, bei einer so wahrhaft verdienstvollen Arbeit dieses Beiwort brauchen zu müssen —, auf denen das Auge des Kenners wohlgefällig ruht, während sie der Menge entweder ehrerbietige Scheu einflößen, oder zu spöttischem Lächeln Veranlassung geben. Es zerfällt in zwei Abtheilungen, von denen die eine, die „Geschichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern" enthaltend, den Freiherrn von Ankershofen zum Verf. hat, die andere aber, welche die Geschichte des Landes bis auf unsere Tage fortfährt, vom Consistorialkanzler des Bisthums Gurk, Heinrich Hermann, bearbeitet ist. Günstig für das ganze Werk stimmt schon die Pietät, mit der Ankershofen in der Widmung und Vorrede seiner verewigten Lehrer und Gönner, der nach St. Paul in Kärnten übersiedelten vormaligen Mitglieder der berühmten Benedictiner-Congregation von St. Blasien im Schwarzwalde, Trudpert, Neugart und Ambros Eich-

horn, zweier um die Geschichte ihrer neuen Heimat hochverdienten Männer, gedenkt, und die Bescheidenheit, mit welcher er seine eigenen Leistungen der Nachsicht seiner Landsleute empfiehlt. Die Vorrede selbst liefert einen sehr beachtenswerthen Beitrag zur Culturgeschichte Oesterreichs, indem sie über die literarische Thätigkeit dieser eingewanderten Benedictiner und ihrer Mitbrüder ausführische Nachrichten gibt, und es ist erfreulich aus ihr zu ersehen, was das dem Werke beigefügte Subscribentenverzeichniß bestätigt, daß in einer vom Mittelpunkte so weit entlegenen Provinz wissenschaftlichen Bestrebungen so wirksame Förderung zu Theil wird. Das Unternehmen der Herren von Ankershofen und Hermann ist nach jahrelangen Vorarbeiten begonnen worden und auf die würdigste Weise ins Leben getreten. Jede Seite des Buches legt von der Emsigkeit Zeugniß ab, mit der Alles gesammelt ward, was auf den Gegenstand desselben auch nur den entferntesten Bezug hatte, und wir glauben nicht, daß den Verfassern in der Geschichte ihrer Heimat irgend etwas von Belang entgangen ist. Diese Emsigkeit hat jedoch zu einem Uebelstande geführt, der sich in der ersten Abtheilung auf störende Weise geltend macht, und bei einem Handbuche doppelt auffällt. Wir meinen die Ueberladung mit Anmerkungen aller Art, Quellenstellen, Erläuterungen u. s. w., die so weit getrieben ist, daß in den zwei ersten Heften die am Schlusse beigefügten Noten, zu denen noch unter dem Texte fortlaufende kommen, nicht weniger als 152 Seiten einnehmen, während der Texte selbst nur 143 umfaßt. Geschichtforscher, die zum ersten Male vor das größere Publikum treten, haben ohne Zweifel die Verpflichtung, ihre Sachkenntniß durch Berufung auf die Quellen zu beurkunden; dabei müssen sie jedoch, wenn sie sich nicht die Rüge zuziehen

wollen, daß sie den Stoff zu bewältigen unvermögend gewesen, das Neue vom Bekannten, das Wesentliche von den Nebendingen zu sondern und überall das rechte Maß zu treffen wissen. Sie dürfen das was in den Hintergrund gehört, nicht mit übertriebener Genauigkeit ausmalen, und brauchen das Geräth, dessen sie sich bei der Arbeit bedient, nicht vor aller Welt auszustellen, um zu beweisen, daß sie in ihrer Kunst Meister sind. Hätte Hr. von Ankershofen den Plan zu seinem Werke überhaupt weniger weitläufig angelegt — was soll z. B. in einem „Handbuche der Geschichte Kärntens" eine bis ins Einzelste gehende Beschreibung des byzantinischen Hofes und Verwaltungssystems auf 20 Seiten Text mit 24 Seiten Anmerkungen? —, so würde es ihm auch, davon sind wir überzeugt, nicht schwer gefallen sein, die Erzählung zu den Beweisstellen in ein richtiges Verhältniß zu bringen.

Zum Schlusse möge uns noch verstattet sein, hier auszusprechen, was uns und gewiß Viele, denen die Ehre ihres Vaterlandes am Herzen liegt, schon lange schwer gedrückt hat. Vor 27 Jahren äußerten sich die wiener „Jahrbücher der Literatur":

„Um wie viel werden wir nicht dem hohen Ziele einer pragmatischen Staatsgeschichte des österreichischen Kaiserthums näher gekommen sein, wenn die historische Kritik, in Herausgabe und Benutzung der Quellen, in Zusammenstellung der Materialien, einzelner ständischen, geistlichen und wissenschaftlichen Körper, Städte, Comitate, u. s. w. von 1818—33 in eben der Stufenfolge fortrückt, wie es (vorzüglich unter Begünstigung einer liberalern Censur und unter dem Vortritte der vaterländischen Journalistik) von 1803—18 unleugbar geschehen ist?"

Wie wenig wir nun diesem Ziele, über dem ein höheres ragt, näher gekommen sind, wurde im Laufe dieser

Besprechung anzudeuten versucht. Wer trägt die Schuld? Andere Regierungen verwenden jährlich beträchtliche Summen auf die Förderung würdiger Bestrebungen im Fache der Geschichte: die französische z. B. schickt Gelehrte auf Reisen, läßt Urkunden sammeln, bedeutende Werke veröffentlichen, unterhält eine **Ecole des chartes** u. s. w. Was thut die österreichische, die ganz eigentlich den Staat vertritt? Die Ernennung eines Ausländers, über den man das mildeste Urtheil fällt, wenn man sagt, daß er einem Extrem angehört, zum Hofhistoriographen zeigt klar genug, welchen Werth sie diesen Dingen beilegt. Sie gestattet auf dem Gebiete derselben nicht einmal den freien Spielraum, der sogar an der Newa zugestanden wird, und wir zweifeln, daß es einem österreichischen Geschichtschreiber erlaubt würde, Ferdinand einen Jesuitenknecht zu nennen, wie ein Russe Iwan einen Tyrannen nennen darf. Diesen hemmenden Einflüssen gegenüber hat der Einzelne, hat die Journalistik allerdings einen schweren Stand; aber dennoch bleibt ihnen Boden genug, auf dem sie sich behaupten und allmählig ihre Wirksamkeit ausdehnen können. Was hindert z. B. die an geistigen und materiellen Mitteln so reichen österreichischen Stifter, St. Florian, Melk, Kremsmünster, Göttweih u. s. w. an der Spitze, gemeinschaftlich eine Zeitschrift für Geschichtforschung zu gründen, großartige Quellensammlungen zu veranstalten u. s. w.? In ihrer Mitte sind alle Kräfte dazu vorhanden, und wenn die Nachfolger der Bessel und Klein, der Petz und Hanthaler mit uneigennütziger Hingebung in die Fußstapfen dieser ehrwürdigen Männer treten, dann werden, hoffen wir, vielleicht auch die Nachfolger der Sinzendorf, der Eugen und Kaunitz ihre Aufgabe besser begreifen.

Die jesuitische Reaktion und der ideale Katholizismus.

1. Das Innere der Gesellschaft Jesu. Leipzig 1845.
2. Der Jesuitenkrieg gegen Oesterreich und Deutschland. Von Franz Schuselka. Leipzig 1845.
3. Die Jesuiten in Tirol. Von einem Tiroler. Heidelberg 1845.
4. Geschichte der Auflösung der Jesuiten-Congregationen in Frankreich im Jahr 1845. Von Ludwig Hahn. Leipzig 1846.
5. **La Russie et les Jesuites de 1772 à 1820. Par Henri Lutteroth. Paris 1845.**
6. Geburt und Wiedergeburt. Von Friedrich Hurter. Schaffhausen 1845.
7. Chrysostomus. Ein Reformplan der katholischen Kanzelberedsamkeit. Von J. Adolph Rüdisser. Lindau 1845.

Als im Jahre 1837 die französische Kammer einen Gesetzentwurf für den Secundärunterricht berieth, worin durchaus keine Vorsichtsmaßregel gegen das Einschleichen der Jesuiten in die Schulen getroffen war, fragte bei der Erinnerung an dieselben ein Redner übermüthig und vorzeitig triumphirend: „Wo sind die Jesuiten? Zeigt mir doch einen Jesuiten?“ Die Antwort darauf geben die in der Schrift Nr. 1 mitgetheilten amtlichen Verzeichnisse der Gesellschaft Jesu, welche die Welt in vier-

zehn Provinzen und zwei Viceprovinzen theilen und am 1. Januar 1844 in 233 „Häusern" 4133 Mitglieder des Ordens nachweisen, die sich im mittleren Durchschnitte jährlich um 214 vermehren. Davon kamen 1626 auf Italien, 660 lebten in den „Provinzen" Lyon und Paris, 372 in Belgien und Holland, 215 in England und Irland, 310 endlich in Oesterreich und 273 in „Ober-Deutschland", welche Provinz die Schweiz und die nach Deutschland mit Ausschluß Oesterreichs vorgeschobenen Posten einschließt. Die übrigen waren in Spanien und den davon abhängigen Missionen und Provinzen Südamerikas „zerstreut", oder wirkten in andern außereuropäischen Ländern, besonders in den Vereinigten Staaten, wo sich ihre Zahl auf 231 belief. Dies war im Jahr 1844 der äußere Bestand jener Gesellschaft, gestiftet, um die religiöse, wiederhergestellt, angeblich um die politische Revolution zu bekämpfen, in der That aber um einer neuen Theokratie den Weg zu bahnen und die Menschheit an Leib und Seele gebunden der Willkür einer Priesterkaste zu überantworten. Ein Plan, den zu fassen thöricht, den durchzuführen unmöglich scheint, der aber das letzte Ziel eines Ordens ist, dem sich Alle anschließen, welche die Welt verdummen wollen, um sie zu bevormunden oder auszubeuten. Diese Verbindung zwischen Fanatikern und Obscuranten, zwischen Betrügern und Betrogenen ist es, was wir die jesuitische Partei nennen, und ihre Bestrebungen beabsichtigen wir, überall nur Thatsachen sprechen lassend, hier in Umrissen zu schildern.

Es ist ein sehr verbreiteter Irrthum, welcher zwischen der Wiederherstellung der Gesellschaft Jesu und der Aufrichtung der sogenannten heiligen Allianz, weil die Daten beider Begebenheiten (17. Aug. 1814 und 26. Sept. 1815) einander so nahe liegen, einen ursächlichen Zusammen-

hang annimmt. Man könnte aber diesen Bund vielmehr als eine Verehrung gegen jene Maßregel betrachten; denn ihn schloßen ein römisch-katholischer, ein russisch-rechtgläubiger und ein protestantischer Herrscher in der Absicht, dem Grundsatze, daß sie, sowie ihre Unterthanen „Mitglieder einer und derselben christlichen Völkergemeinde“ seien und sich „wechselseitige Liebe und Hülfeleistung“ schulden, Geltung zu verschaffen, indem sie zugleich erklärten, daß diese christliche Völkergemeinde „keinen andern Herrn habe, als Denjenigen, welchem allein die Macht zukommt“, nämlich „unsern göttlichen Erlöser Jesum Christum“ — während die Jesuiten keinen andern Herrn anerkennen, als den Papst, dem sie unbedingten Gehorsam schwören und der sich auch dem heiligen Bunde beizutreten weigerte. Von einer solchen Verehrung scheint wenigstens Alexander nicht weit entfernt gewesen zu sein, weil er etwa drei Monate nach der Unterzeichnung der heil. Allianz den Jesuiten den Aufenthalt in den beiden Hauptstädten Moskau und Petersburg untersagte und sie endlich im Jahr 1820 aus dem ganzen Reiche verbannte. Auch Franz I. war einen Augenblick auf dem Punkte, sich von der christlichen Philanthropie seines Verbündeten anstecken zu lassen, da er in grellem Widerspruche mit der Bulle Sollicitudo omnium den Plan zur Stiftung einer österreichischen Bibelgesellschaft, welchen ihm Fürst Metternich von Seite der londoner Bibelgesellschaft vorlegte, wohlwollend aufnahm und sogar gestattete, daß man in Preßburg den Druck einer Bibelausgabe in vier Landessprachen begann. Wie man sieht, sind also die politische und die religiöse Reaktion, deren Anfänge man gewöhnlich auf die erwähnten beiden Maßregeln zurück führt, nicht des nämlichen Ursprungs, ja die eine wuchs sogar aus einem Keime empor, der vielleicht Heilkraft gegen die andere

entwickeln sollte, aber später ausartete und jetzt in scheinbar inniger Umschlingung mit den giftigen Schößlingen derselben fortwuchert. Wir sagen scheinbar, weil der geistliche und der weltliche Absolutismus im Grunde unverträglich sind und sich nur verbinden, weil keiner mehr ohne den andern sich zu behaupten vermag. Am Tage des Sieges, der, wenn die Geschichte keine große Lüge ist, nie anbrechen wird, müßten sie sich nothwendig trennen und mit einander um die Weltherrschaft kämpfen: neben einander können ein Innocenz **III.** und ein Napoleon nicht bestehen.

Die Zwecke der jesuitischen Umtriebe haben wir oben bezeichnet: fassen wir jetzt die Mittel ins Auge. In Rom, wo die Fäden zusammenlaufen, standen 1845 dem General Johannes Roothan 273 Ordensglieder, darunter 116 Priester, zur Seite; ihrer Leitung ist neben einem adeligen Pensionate und dem Collegium der Propaganda des Glaubens das sogenannte deutsche Collegium anvertraut, welches auf Betrieb Ignaz' von Loyola von Papst Julius **III.** „zur Erhebung der streitenden Kirche und zur geistlichen Hülfe Deutschlands", sowie „zur Entdeckung des verborgenen Giftes der Ketzereien und Besiegung und Vernichtung der offenen Irrthümer, und endlich zur Vertheidigung des Glaubens selbst mit allen Kräften, und Förderung desselben mit Wort und That, und wo er ausgerottet ist, zur neuen Pflanzung desselben zum Heile der Seelen" gestiftet wurde.*) In dieses Collegium wurden von seiner Wiederherstellung im Jahre 1818 bis zum

*) Siehe die betreffende Bulle in „Das deutsche Collegium in Rom. Dargestellt von einem Katholiken. Leipzig 1843."

Schlusse des Jahres 1841 189 Zöglinge aufgenommen, darunter 28 Preußen, 26 Hannoveraner und 52 Schweizer. Aus ihm ging, um nur ein paar Namen zu nennen, derjenige Priester hervor, welcher zuerst seine Stimme gegen die gemischten Ehen erhob, und ein durch sein finsteres Treiben bekannter deutscher Bischof, der einst erklärte, Priester geworden zu sein, „um die Sünden seines Vaters abzubüßen." Den in der Anstalt herrschenden Geist hat unlängst aus eigener Erfahrung G. Köberle in den „Aufzeichnungen eines Jesuitenzöglings" so anschaulich geschildert, daß wir uns begnügen können, auf seine Schrift zu verweisen. Toskana, Lucca und St. Marino sind die einzigen italienischen Staaten, wo die Jesuiten keine Niederlassungen haben; im lombardisch-venezianischen Königreich besitzen sie solche in Brescia, Venedig und Verona.

Auf dem Wege nach Deutschland kommen wir zunächst ins Tirol. Wie die Jesuiten vor der Aufhebung dort wirkten, wie ihre Wiedereinführung betrieben und zu Stande gebracht wurde, erzählt die Schrift Nr. 3. „Die Prämonstratenser von Wilten", heißt es daselbst, „waren durch unangenehme Vorfälle der Leitung des Theresianums, einer Erziehungsanstalt adeliger Jünglinge in Innsbruck, überdrüssig geworden und suchten ihre Entlassung. Wie nun auch im damaligen Landesgouverneur Grafen von Wilczeck der Gedanke rege geworden sein mag, die Jesuiten mit diesem Institute zu betrauen, so viel ist gewiß, daß Niemand eifriger bemüht war, ihn darin zu bestärken und sogleich die Verhandlungen anzuknüpfen, als ihr wärmster Freund Joseph Freiherr von Giovannelli. Bekanntlich hält ihr Orden sehr eigensinnig an der von der Regel vorgeschriebenen Erziehungsweise, und da zunächst von Seiten der besser unterrichteten Lehrer des innsbrucker Gymna-

siums Einsprache dagegen zu erwarten stand, mußte auch dies in ihre Hände gelegt werden. Um den Einwürfen, denen man von den höhern Stellen entgegensah, zuvorzukommen, galt es nun, die Einführung der Jesuiten als den Wunsch des Volkes darzustellen; seine Vertreter, die Stände, sollten ihn aussprechen und dessen Gewährung vom Kaiser, bei der bevorstehenden Huldigung als Gnade erbitten. In der Uebersicht der auf dem Landtage des Jahres 1838 zu behandelnden Gegenstände war der Jesuiten mit keinem Worte erwähnt, jedenfalls war es besser, die ständischen Vertreter auf die Frage nicht vorbereitet zu finden, besser, durch wenige lenkbare Stimmen des Erfolges versichert zu sein . . . Ein Antrag zur Unterstützung der aus der theresianischen Ritterakademie austretenden Jünglinge gab in der Sitzung vom 7. Mai den Anstoß. Giovanelli bemächtigte sich des Wortes und trat mit dem Ansinnen hervor, sowohl das Institut als das Gymnasium zu Innsbruck dem Orden der Gesellschaft Jesu zu übergeben . . . . Die Angelegenheit der Jesuiten wurde während der Huldigungsfeier im August 1838 eifrigst betrieben . . . Am 17. Oktober erfolgte eine kaiserliche Entschließung, wodurch die Uebergabe der theresianischen Ritterakademie und die allmählige des Gymnasiums zu Innsbruck an die Gesellschaft Jesu ausgesprochen wurde." Dabei blieb es jedoch nicht, wie vorauszusehen war. „Schon vor dem Landtage des Jahres 1840 brachte der Ausschuß der Adelsvertreter unter Vortritt des Freiherrn Joseph von Giovanelli ein Gesuch um pachtweise Ueberlassung eines Theils des Universitätsgebäudes an die Jesuiten, dessen Einleitung an die Hofkanzlei aber die tirolische Landesstelle mit Note vom 23. Dezember 1840 ablehnte. Das Mißlingen dieses Planes führte indessen nur den Entwurf eines größern herbei.

In der Sitzung vom 17. Mai 1841 legte Freiherr von Giovanelli der ständischen Versammlung den Antrag zur Errichtung eines jesuitischen Convictes für die in Innsbruck studierenden Jünglinge vor, wozu das ganze Land mit einer förmlichen Steuer beitragen sollte. Die Stände zeigten sich diesmal minder bereitwillig, und glaubten derlei Geschenke dem Willen der Geber überlassen zu müssen. Im gleichen Sinne erfolgte die kaiserliche Entschließung vom 12. Februar 1842, welche zwar die Gründung des Convictes genehmigte, zugleich aber festsetzte, daß hiefür weder das Aerar noch sonst ein öffentlicher Fond in Anspruch genommen werden dürfe. Nun erschien im Mai 1842 eine Ankündigung, welche angeblich von einem Verein zur Errichtung dieses Convictes erlassen, aber von Niemandem unterzeichnet war und zu Beiträgen einlud." Diese in einer Beilage mitgetheilte Ankündigung ist ein merkwürdiges Aktenstück — das Convict „in welchem Jünglinge aus allen Ständen an der unschätzbaren Wohlthat einer christkatholisch-wissenschaftlichen Bildung Theil nehmen können," soll nicht blos die inländischen Ansprüche auf dasselbe, sondern auch jene aus den übrigen Ländern des österreichischen Kaiserreichs befriedigen." Der Gesellschaft Jesu rühmt man nach sie habe sich mit der „uneigennützigsten Bereitwilligkeit herbeigelassen, die Leitung der Anstalt gegen die Bedingung zu übernehmen, daß ihr das zu diesem Zwecke zu erbauende Haus und die erforderlichen Räume zur Verfügung gestellt und mit der nöthigen Einrichtung versehen, und dann die Erziehungsanstalt nach den Vorschriften des Ordens geleitet werde." Der Ausschuß des Vereins, „welcher unter dem Einflusse und dem Schutze der hochwürdigsten Fürstbischöfe von Trient und Brixen" das Unternehmen

verwirklichen will, besteht aus dem Abte des Prämonstratenserstiftes Wilten, dem k. k. geheimen Rathe und Kämmerer Grafen von Trapp, dem k. k. Kämmerer und Baudirektor Grafen von Reisach, dem Stadtpfarrer Duille, einem Advokaten und zwei Handelsleuten. Die „Katholischen Blätter aus Tirol", eine seit etlichen Jahren in Innsbruck erscheinende, von Geistlichen geleitete Zeitschrift übernahmen es, die innsbrucker Bürger welche in ihrer Mehrheit die Jesuiten ungern einziehn sahen, „eines Bessern zu belehren", und schon im Herbst 1844 „standen die weiten Räumlichkeiten für 300 Zöglinge, ja sogar um dem Orden keinen möglichen Gewinn entgehen zu lassen, die Wohnungen für alle Handwerker, deren sie bedurften, vollendet da." Auch mit diesem Erfolge begnügte man sich noch nicht. „Das Gebäude, das jetzt die philosophische Fakultät theilweise einnimmt, war einst das Collegium der Jesuiten, sie selbst war von ihnen gegründet und lange Zeit hindurch ausschließend mit ihren Lehrern besetzt; auch diesen verlorenen Erdstrich wieder in Besitz zu nehmen und das vorzutragen was einst für Philosophie galt, war ein zu nahe liegendes Ziel um nicht die Wünsche darnach anzuregen. Vorerst galt es nur einem Theil des Gebäudes, welchen das ferdinandische Museum inne hatte und nach Erstehung seiner neuen Hallen räumen sollte. Diesen nahm der Superior der deutsch-österreichischen Ordenshäuser durch eine dem Landtage überreichte Vorstellung in Anspruch, allein die k. k. Hofkanzlei wies sie im Einverständnisse mit der Studienhofkommission zurück." Eine Gegenwirkung gegen alle diese Anmaßungen konnte nicht ausbleiben. Die auf ruhige Forschungen gegründeten Vorträge des Benediktiners Albert Jäger der vielleicht der alten Stellung seines Ordens eingedenk dem Jesuitismus den Spiegel

der Geschichte vorhielt, wurden mit lautem Beifall begrüßt*): der Versuch eines Jesuiten, die Schränke des Ferdinandeums zu öffnen um des Manuscriptes dieser Vorträge habhaft zu werden, rief allerlei schlimme Nachreden hervor denen die Obern nur durch seine Entlassung begegnen zu können glaubten, und die Weigerung der Gesellschaft ihren Sakristan bei einer Diebstahlsuntersuchung vor Gericht zu stellen, veranlaßte endlich die Hofkanzlei zu dem Auftrage, dem weitern Umsichgreifen des Ordens Einhalt zu thun.

Außer Tirol und Italien sind die Jesuiten im Umfange des österreichischen Kaiserstaates noch in Linz, Grätz und Galizien ansäßig. An ersterem Orte aber „macht man es dem Gesinde bei der Aufnahme zur Bedingung, bei ihnen nicht zur Beichte zu gehen, und in der frohsinnigen Hauptstadt der Steyermark mißglückten ihnen alle Versuche, die Schulen und hiedurch die Jugend sammt ihrem Zubehör in die Hände zu bekommen.“

In Wien selbst sind die Jesuiten „mit langen Röcken“ bekanntlich noch nicht ansäßig. Dagegen befindet sich dort eine Niederlassung der ihnen „in Sinn und Regel“ verwandten Liguorianer oder Redemtoristen, welche ein k. k. Dekret vom 19. April 1820 in die kaiserlichen Staaten aufnahm. Dieser Congregation „die sich in unchristlichem Hochmuth die Versammlung des allerheiligsten Erlösers nennt“ widmet der wackere Schuselka in seiner oben angeführten Schrift einen besonderen Abschnitt. „Sie sind“ sagt er „als wahre Bettelmönche in Wien einge-

---

*) P. Albert Jäger ist vor Kurzem zum Lehrer der allgemeinen Welt- und österreichischen Staatengeschichte an der Universität Innsbruck ernannt worden.

zogen, und nun haben sie sich bereits zwei große Häuser gebaut, ihr Personal sehr vermehrt und sind dennoch im Stande, bedeutende Summen österreichischen Geldes nach Italien, Spanien, Portugal und Amerika zu senden. Ihr vornehmster Anhänger und Gönner, der Herr Erzherzog Maximilian von Este, schenkte ihnen ein in der Nähe Wiens gelegenes Landhaus mit großem Garten, wo sie nun in reizender Ländlichkeit ihr Noviziat und ihren Erholungsort haben.“ „Der Sache und dem Geiste nach“, fährt er fort, „unterscheiden sich die Liguorianer von den eigentlichen Jesuiten nur dadurch, daß sie noch verderblicher und gefährlicher wirken als diese. Sie verfolgen die schlimmsten jesuitischen Zwecke mit rücksichtslosester Entschiedenheit und durchaus ohne die mildernden vermittelnden Formen des eigentlichen Jesuitismus . . . . . Die Liguorianer predigen die barste, nackteste Dummheit und verkünden mit empörender gotteslästerlicher Dreistigkeit, daß eben nur in dieser Dummheit d. h. im völligen Aufgeben aller Vernunftthätigkeit, im blindesten Legendenglauben, im kindischesten Ceremonienspiel, d. h. also im gänzlichen Verzichten auf alle gottähnliche Menschlichkeit und Menschenwürde das dies- und jenseitige Heil der Menschheit liege. Die Liguorianer wollen im kirchlichen, häuslichen und öffentlichen Leben jenen zelotischen Cynismus wieder einführen, der im Mittelalter bis zu solcher Menschen- und Gottschändung versank, daß z. B. eine deutsche Fürstin Gott einen wohlthätigen Dienst zu leisten wähnte, wenn sie das Wasser trank, in welchem sich die Mönche die Füße gewaschen!“

„Der Zweck der Liguorianer ist Verfinsterung des geistigen Lebens, Trübung aller Verhältnisse, Schwächung der weltlichen Macht, um die geistliche, die päpstliche wiederherzustellen, Knechtung der Hohen und Niedrigen,

der Fürsten und Völker .... Sie sind zu gleicher Zeit Aristokratenknechte und Demagogen. Sie schmeicheln allen Lüsten der Hohen und regen zugleich die Niedern auf, indem sie auf der Kanzel und im Beichtstuhl alle Uebel der Zeit als die Folgen der gottlosen Ueppigkeit und herzlosen Ichsucht der Vornehmen darstellen. Wir tadeln dies Letztere natürlich nicht an sich, wir setzen es nur in Gegensatz zu der kriechenden Unterwürfigkeit, mit welcher diese Mönche den Hohen gegenüber jedes Laster beschönigen. Sie suchen Gunst und Geld der Reichen und Mächtigen zu gewinnen, indem sie ihnen versprechen, die alte Zeit wieder hereinzuführen, die für die Aristokraten eine so gute Zeit gewesen. Mit Hülfe der Aristokraten suchen sie Macht über das Volk zu gewinnen und diese benützen sie wieder, um die Aristokraten einzuschüchtern, d. h. sie wollen eben alle Stände beherrschen. Sie predigen ferner die feindseligste Unduldsamkeit, machen den Protestanten den christlichen Namen streitig und stellen sie als ein durchaus verworfenes und ewig verdammtes Geschlecht dar. Alles Unglück, welches Oesterreich nach Joseph **II.** getroffen, ist nach der Lehre der Liguorianer nur eine Strafe für das Toleranzpatent und die Aufhebung der Klöster gewesen. Sie machen überhaupt gegen das österreichische Kirchenrecht in öffentlichen Reden und Schriften und noch mehr in der Beichte auf eine Art Opposition, für die jeder weltliche Schriftsteller oder Redner ohne Weiteres ins Zuchthaus käme. Wohl wissend, wie bedenklich für Oesterreich der Kampf der Nationalitäten sei, suchen sie sich auf jede Weise des Slawismus zu bemächtigen, und beweisen dadurch am deutlichsten, wie sie gegen Oesterreich gesinnt sind. Sie nehmen besonders viele Slawen in ihre Versammlung auf, halten in Wien czechischen Gottesdienst und haben fast alle Slawen zu Beicht-

kindern. Ihr vorzüglichstes Augenmerk ist auf Böhmen gerichtet, wo sie einen mächtigen Wirkungskreis zu erringen hoffen könnten, und nur dem beharrlichen Widerstand der deutschen Stände Böhmens verdankt man es, daß Böhmen bisher von offenkundigen Liguorianen noch rein geblieben."

Anziehend ist es, was Schuselka über das Benehmen der Liguorianer gegen den aus ihrer Congregation ausgetretenen geistvollen Kanzelredner und Schriftsteller Dr. J. E. Veith, sowie gegen den nun zum Propst von Klosterneuburg gewählten würdigen Hofprediger Sedlaczek und gegen die ihren Ansichten nicht huldigende Welt- und Klostergeistlichkeit im Allgemeinen berichtet. Es geht daraus hervor, daß es in Oesterreich noch Leute gibt, welche glauben, eine „christkatholisch-wissenschaftliche" Bildung sei auch ohne die **Ratio studiorum** und ohne das aus Liguori geschöpfte **Compendium theologiae moralis** Moullets erreichbar — freilich in jenen Kreisen darf man sie nicht suchen, wo die Herrn Jarcke und Pilat den Ton angeben, wo man Hurter mit offenen Armen aufgenommen hat.

In der Schrift Nr. 2 ist ferner, und dafür fühlen sich gewiß alle, die an Oesterreichs Wohl Antheil nehmen, dem Verfasser zu Dank verpflichtet, der nachtheilige Einfluß berührt den „einige hochgebildete und edelmüthige Frauen der höchsten Gesellschaft" in kirchlichen Dingen üben. „Wir sind völlig überzeugt," heißt es, „daß diese durch hohe Tugenden ausgezeichneten Frauen es sehr gut und ehrlich meinen. Sie glauben durch Unterstützung des neuen Mönchthums wirklich etwas sehr Heilsames und Gottgefälliges zu thun; aber wollten sie sich doch vom Gegentheil überzeugen lassen und einsehen, daß sie in ihrem gutmüthigen Wahn den Samen blutiger Zwietracht streuen

und dadurch erst den Verfall der Sittlichkeit veranlassen.“ Durch die Gunst dieser Frauen wahrscheinlich ist es den Liguorianern auch gelungen, „einige ihrer weltlichen Creaturen als Lehrer in eine hohe Familie zu bringen, deren Geschick mit der Zukunft Oesterreichs, also Deutschlands eng und verhängnißvoll verknüpft ist. Schon die Gegenwart Oesterreichs bietet Schwierigkeiten und Gefahren, die nur durch geistigen Aufschwung beschworen werden können; aber die Zukunft Oesterreichs wird noch schwieriger sein und durchaus nur von einem freien Geiste gestaltet und geleitet werden können. Diesem freien Geist aber arbeiten die Liguorianer und ihre weltlichen Helfershelfer entgegen und lehren besonders die Geschichte durchaus noch immer im Geiste Philipps II. und Ferdinands II. Dadurch kann über Oesterreich und das Haus Oesterreich namenloses Unglück gebracht werden.“ Herr Schuselka weist nun gerade durch die Geschichte nach, daß Rom und die Jesuiten von Karl V. an stets feindselig gegen die Interessen Oesterreichs verfahren seien. Es ist dies Benehmen ganz natürlich und man könnte die Nothwendigkeit desselben sogar a piori begründen, denn zwei Gewalten, die sich als die höchsten setzen, müssen in ewige Grenz- und Competenzstreitigkeiten verwickelt sein; allein wir besorgen fast, des Verfassers treffliche Abhandlung werde gerade dort, wo man sich die Ergebnisse solcher Forschungen zu Herzen nehmen sollte, ohne Wirkung bleiben. Denn es ist leider nur zu wahr, was Hegel sagt (Philosophie der Geschichte): „Man verweist Regenten, Staatsmänner, Völker vornehmlich an die Belehrung durch die Erfahrung der Geschichte. Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, daß Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte ge-

lernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben."

Für die Rückschritte, welche man seit einem Vierteljahrhundert in Oesterreich wahrnimmt, macht die öffentliche Meinung das anerkannte Haupt der Staatsverwaltung verantwortlich, während sie zugleich einem andern hochgestellten Staatsmann das Verdienst zuschreibt, sich der Sache des Fortschrittes (Herr Hurter verzeihe uns dieses anrüchige Wort) anzunehmen. Die unparteiische Geschichte wird einst das Urtheil sprechen, und wie das aus Protokollen, Ränken und Bonmots zusammengeflickte Kartenhaus des talleyrandschen Ruhmes eingestürzt, wie, **si licet parva componere magnis**, der patriotische Heiligenschein um Gentzens Haupt erblichen ist und dem fahlen Schimmer Platz gemacht hat, der auf Fäulniß deutet, so wird, fürchten wir, der diplomatische Gegner Napoleons, welcher Oesterreich vom Corsen befreien half, aber hier dem Zaren, dort den Jesuiten überlieferte, der Nachwelt kaum in dem Lichte erscheinen, das den staatsmännischen Gegner Friedrichs II., den großgesinnten Gehülfen Maria Theresias und Josephs II. umglänzt. Vielleicht geschah in dieser Voraussicht die Ernennung eines neuen Reichshistoriographen — leider erfreuen sich diese in Europa nicht des nämlichen Monopols, wie in China, und pflegt man bei uns gerade das Gegentheil von dem zu glauben, was sie schreiben, selbst wenn sie eine gewandtere Feder führen, als Herr Hurter, an dessen „Geburt und Wiedergeburt" nichts bezeichnender ist, als der Titel, da der Verfasser im Laufe des Werkes wirklich oft kindisch wird.

Da Herrn Hurters künftiges Wirken Oesterreich gewidmet sein wird, so ist hier wohl der Ort sein bisheriges, nicht zu schildern — diese Mühe hat er selber über-

nommen — sondern blos kurz zu charakterisiren, und zu diesem Zwecke liefert uns sein unter Nr. 6 genanntes Werk überreichen Stoff, auf den wir uns auch ausschließend beschränken wollen.

Herr Hurter hat das Glück, nicht jener „Molluskenbildung" anzugehören, „welche vorwärts neue Ansätze fördert, rückwärts die Fäulniß walten läßt, momentan Menschen auf die Oberfläche der gesellschaftlichen Ordnung treibt, die keine Vorfahren haben, darum meist auch keine Nachkommen erwarten dürfen; Gebilde des Augenblicks, Blasen, die dem Boder entsteigen und platzen, um andern die Stelle einzuräumen" — sondern stammt von einer Reihe ehrsamer schaffhauser Bürger ab, ja vielleicht sogar aus einem römischen Geschlechte, da hortari und Hurter sinn- und lautverwandte Wörter sind. Von Beruf ist er ein „Erhalter und Vertheidiger der göttlichen Weltordnung", zu der, wie es scheint, auch ein schlechter deutscher Stil gehört, der, wenn sich in Zukunft zu den schweizerischen Idiotismen noch österreichische, zu Wortbildungen wie „angezappelt", „verrottete Unflathskinder" u. s. w. noch andere Bereicherungen gesellen, den Sprachforschern noch manche Ausbeute gewähren wird. Vielleicht hat sich jedoch Herr Hurter keines bessern bedient, um seine Geringschätzung gegen das „lutherische Deutsch" an den Tag zu legen, welches Lessing, Fichte, Goethe geschrieben haben. Wie Herr Hurter diese göttliche Weltordnung schirmte, indem er als reformirter Geistlicher eine Apologie der römisch-katholischen Hierarchie, Denkschriften für Klöster u. s. w. verfaßte, ist bekannt genug; auch hat er selbst sich so weitschweifig über das verbreitet, was er gedacht und geredet, gewollt und gethan, daß wir uns dabei füglich um so kürzer aufhalten können.

Beim Durchlesen der drei „Bändchen", in die Herr Hurter bescheidener Weise sein Werk eintheilt, obgleich es nicht weniger als 1306 Seiten umfaßt, fühlten wir uns oft versucht, auszurufen: **Tant de bruit pour une omelette!** Jeden Tag treten Priester und Laien aus einer Kirche in die andere über und Niemand bekümmert sich darum — auch um Herrn Hurters Uebertritt würde man sich nicht bekümmert haben, wenn derselbe nicht durch die ihm zu Theil gewordene Anstellung eine politische Bedeutung gewonnen hätte. Man kann in Oesterreich, in Deutschland nicht gleichgültig zusehen, wenn hohe Staatsämter der Preis für Leute werden, die den blutigen Samen der Zwietracht ausstreuen, die geistige Errungenschaft der Menschheit als verbrecherischen Abfall von Gott darstellen und die finstersten Zeiten, welche die Geschichte kennt, als das Ideal darstellen, das anzustreben sei. —

Herr Hurter ist überzeugt, „daß, wenn eine erfreulichere Aera für die Menschheit eintreten solle, dies dann nur möglich seye (auch „seye" scheint zur göttlichen Weltordnung zu gehören), wenn der Gesellschaft Jesu zunächst auf die Erziehung der höhern Stände und auf die Bildung künftiger Priester, dann allmählig auch anderer Classen der ehevorige Einfluß wieder eingeräumt werde"; er ist überzeugt, „daß, sofern es möglich seye, dem mit solcher verwüstenden Wirkung voranschreitenden innern Zerfall des Menschengeschlechtes noch vorzubeugen, dasselbe von dem Abgrund, in welchen die revolutionären Bestrebungen aller Art es hinabzutreiben sich bemühten, noch zurückzureißen, dieß einzig dadurch sich erzielen lasse, daß überall der Gesellschaft auf die Leitung und Erziehung der heranwachsenden Geschlechter der ehevorige Einfluß wieder eingeräumt werde." Welche Aera die Gesell-

schaft Jesu der Menschheit zu bereiten vermag, das hat sich überall gezeigt, wo sie herrschte, in Spanien und Portugal, wie in Frankreich und Italien, in Deutschland wie in Polen. Herrn Hurter und der alten Klugheitsregel Si fecisti, nega zufolge beruht freilich Alles, was man dem Orden zur Last legt, auf Verleumdungen und er bemüht sich, ihn gegen dieselben zu rechtfertigen. Um zu zeigen, wie er dabei zu Werke geht, heben wir eine dieser Verleumdungen sammt Hrn. Hurters Replik hervor. „Während ich mich in Paris befand (1843)", sagt er, „hatten die aufrichtigen Herrn Quinet, Libri und Consorten diesen Klang (von Schätzen der Jesuiten) vernehmen lassen, und flugs träumte und faselte Alles von Schätzen der Pères de la foi (ein nom de guerre des Ordens), indeß mehrere glaubwürdige Personen, und zwar unabhängig von einander mich versicherten, durch den Ankauf eines Hauses in der rue de la poste wären dieselben in solche Geldverlegenheit gerathen, daß sie, um ihren Verbindlichkeiten nur einigermaßen nachzukommen, auf bloßes Brod zu ihrer Nahrung sich beschränkt hätten. Darauf seye von einigen mitleidigen Frauen ein Sack mit Bohnen gekauft und dem Koch der Väter zugestellt worden. Mit Thränen in den Augen habe er denselben in Empfang genommen und Gott gedankt, daß es ihm endlich wieder einmal möglich werde, für die Gemeinschaft den Tisch zu decken." Wie rührend! Schade, daß andere glaubwürdige Personen Herrn Hurter nichts von dem Prozesse Affenäer erzählt haben. Im Beginne dieses Prozesses gab der Untersuchungsrichter folgenden Befehl: „In Betracht, daß der Angeklagte im Jesuitenhause, in der rue des Postes in Paris, als erster Schreiber und Buchhalter angestellt war . . . bestellen wir den Buchhaltungserfahrenen, Herrn Plave, um in den uns heute vom

P. Moirez, Geistlichen des pariser Jesuitenhauses, übergebenen Büchern die Berichte und Operationen u. s. w. zu verificiren." Die Untersuchung dieses Beauftragten stellte für das Jahr 1843, die Ausgaben abgerechnet, ein Activ von 742,121 Fr. heraus. Wo bleibt da der Sack mit Bohnen! Und von der lyoner Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens empfing laut deren Abrechnung im Jahre 1844 der Orden für Missionäre 336,092 Francs 32 Cent. (z. B. für 8 Priester in Syrien 51,000 Fr., für 5 Priester in den Rocky Mountains 40,000, für 11 in Algerien 50,000 u. s. f.). Dies sind nur zwei Einnahme-Posten: glaubt Herr Hurter, daß sie die einzigen seien?

Herr Hurter erfreut sich bekanntlich der Gunst der heil. Jungfrau in besonderem Grade, und wir beneiden ihn auch nicht darum, obschon ihre Gnade nicht blos römisch-katholisch machen, sondern auch zu Anstellungen verhelfen kann, wovon man in Wien unlängst Beispiele erlebt hat. Weniger bekannt dürfte es sein, daß ihm auch die Fürsprache des Stifters des Kapuzinerordens zugesagt ist. Damit verhält es sich so. Am 4. Oktober, dem Tage, an welchem die römisch-katholische Kirche das Andenken des h. Franziskus von Assisi feiert, betrat Herr Hurter zum letzten Mal die Kanzel der reformirten Kirche. Vier Jahre später bemerkte er dem Cardinal-Staatssekretär: wenn der heil. Franz wisse, mit welcher Vorliebe er in dem letzten Band seiner Geschichte Innocenzens ihn behandelt hätte, so könnte er auch zu ihm, wie Christus einst zu dem h. Thomas von Aquino, sagen: „Du hast gut von mir geschrieben." Der Cardinal erwiederte: „Seyen Sie versichert, der h. Franz wird sich auch mit Ihnen beschäftigen!" Nun begnügt sich aber Herr Hurter mit diesen Gönnern im Himmel noch nicht, sondern schreibt auch 40 Seiten zur Verherrlichung des Wunders,

vermittelst dessen das Blut des h. Januarius in Neapel zu gewissen Zeiten flüssig wird. Einer der „tiefsten Denker und ausgezeichnetsten Gelehrten" in Neapel, ein „Mathematiker ersten Ranges" hat, wie Herr Hurter berichtet, in der nach seinem im Jahr 1824 erfolgten Tode herausgegebenen „Theorie der Wunder ... sammt einer apologetischen Abhandlung über das Wunder des heil. Januarius", die Wunder Erscheinungen genannt, „von denen sich keine natürliche Erklärung geben läßt", mit welcher Begriffsbestimmung Herr Hurter einverstanden zu sein scheint. Wir kennen eine schärfere: Mirabeau gab sie im Alter von sieben Jahren. „Als man mir sagte", erzählt er in den „Briefen aus dem Thurme von Vincennes", „Gott könne keine Dinge machen, die sich widersprechen, z. B. einen Stock, der nur ein Ende hätte, fragte ich, ob ein Wunder nicht ein Stock mit einem Ende wäre? Meine Großmutter hat mir dies nie verziehen." Ob Herr Hurter je Fichte gelesen hat? Wir vermuthen fast: wenigstens befolgen er und seines Gleichen einen Rath, den ihnen der Philosoph schon vor fünfzig Jahren ertheilt hat. „Unseren heutigen Eiferern für die Aufrechthaltung ihres reinen, allein seligmachenden Glaubens", sagt dieser deutsche „Denker" (Beiträge zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution), „muß ich eine Lehre geben, die den Verdruß reichlich ersetzt, den ihnen die Durchlesung dieses Kapitels verursachen könnte. Wenn sie ihren Glauben dadurch zu behaupten suchen, daß sie etwa die abenteuerlichsten Sätze aufgeben und ihn der Vernunft näher zu bringen suchen, so ergreifen sie ein Mittel, das geradezu gegen ihren Zweck läuft. Sie erregen durch dieses Nachgeben den Gedanken, daß doch auch wohl im Beibehaltenen Dinge sein könnten, die mit der Zeit auch würden

aufgegeben werden. — Doch, das ist noch der geringste Schade; aber indem sie das System abkürzen, und es von einem Theile seines Wunderbaren entkleiden, erleichtern sie die Prüfung und Uebersicht desselben: kam das vorherige, dessen Prüfung schwerer war, in Gefahr, wie will sich dasjenige erhalten, das sie erleichtert? Geht den umgekehrten Weg: jede Ungereimtheit, die in Anspruch genommen wird, beweiset kühn durch eine andere, die etwas größer ist; es braucht einige Zeit, ehe der erschrockene menschliche Geist wieder zu sich selbst kommt, und mit dem neuen Phantome, das anfangs seine Augen blendete, sich bekannt genug macht, um es in der Nähe zu untersuchen: läuft es Gefahr, so spendet ihr aus dem unerschöpflichen Schatze eurer Ungereimtheiten ein neues; die vorige Geschichte wiederholt sich, und so geht es fort bis an das Ende der Tage. Nur laßt den Geist nicht zum kalten Besinnen kommen, nur laßt seinen Glauben nie ungeübt; und dann trotzt den Pforten der Hölle, daß sie eure Herrschaft überwältigen. — Laßt euch, o ihr Verfinsterer und Freunde der Nacht — laßt euch diesen Rath durch die Vermuthung, daß er von einem Feinde herkomme, ja nicht verdächtig werden. Auch sogar gegen euch ist Tücke unerlaubt, ob ihr sie gleich gegen uns braucht. Prüfet ihn aufmerksam und ihr werdet ihn völlig richtig finden." Die hohenlohe'schen Heilungen, die Wundermedaille, der trierer Rock, und endlich das Blut des h. Januarius scheinen beinahe eine solche Steigerung von „Ungereimtheiten" zu sein, wie Fichte sie angerathen hat — und es wird auch so fort gehen, so lange es Hurters gibt, und so lange Staatskanzleien die Stelle der frühern „Convertitenkassen" vertreten.

Den „letzten, seines Zweckes sich klar bewußten und alleinigen Grund der wider die Gesellschaft Jesu ange-

hobenen Verfolgungen und des, in verstärktem Maß auf unsere Zeit herabgeerbten Tobens gegen sie" findet Herr Hurter in dem Grimm der Bleiwage gegen das Kreuzeszeichen. Damit tritt er in die Fußstapfen der sogar von Gentz verspotteten Montjoye und Barruel, so wie vorzüglich in die seines Freundes und Musters Karl Ludwig v. Haller — Leute, die alles Uebel in der Welt vom Sündenfall bis zur französischen Revolution den Freimaurern in die Schuhe schieben, weil es, um Anklagen abzulehnen, kein wirksameres Mittel gibt als Gegenbeschuldigungen.

Seinen Beruf zum Reichshistoriographen beurkundet Herr Hurter auf glänzende Weise durch die Lobrede auf Ludwig **XIV.**, welche er an die Schilderung eines Besuchs in Versailles anknüpft. Hier fiel ihm besonders auf, die Capelle von allen Seiten, das Schloß überragen zu sehen. „Ist dieses Zufall" fragt er, „war es Absicht? Ließ es Ludwig geschehen, wollte er es so haben?" „Sehen wir", gibt er sich selber zur Antwort, „in ihm einen Fürsten, von welchem berichtet wird, er habe nur an einem einzigen Tage seines Lebens, bei Gelegenheit eines großen Marsches die Messe versäumet; er habe jedes Jahr vor Anfang der Fasten seinen Hofleuten in ernster Anrede erklärt, wie ungeziemend er es finde, wenn in dieser Zeit Jemandem Fleisch vorgesetzt würde; der während Advent und Fasten beinahe allen Predigten beiwohnte und an allen Feierlichkeiten Theil nahm; der ferner bei der Messe darauf sah, daß vom Sanctus bis zur Communion des Priesters Alles, wie er selbst auf den Knieen liege: so dürfen wir auch an der Vermuthung festhalten, jenes Verhältniß der Capelle zu seinem Schloß seye sein eigener klar bewußter Wille gewesen." Wie glücklich muß doch Frankreich unter einem solchen Fürsten gewesen sein! Wie verschwinden vor die-

sem „Verhältniß der Capelle zum Schloß" die Dragonnaden, der Widerruf des Edikts von Nantes und die zwei tausend Millionen Livres Schulden, welche Ludwig **XIV.** hinterließ. — Ueberhaupt sind Apologien Herrn Hurters stärkste Seite: für die gelungenste halten wir die der Bettelei im Kirchenstaat, wenn ihr nicht jene den Rang streitig macht, womit er die „Mißstimmung" welche den verstorbenen Herzog von Modena antrieb Dantes **Divina Comedia** unter die verbotenen Bücher zu reihen, „wenn nicht geradezu rechtfertigt, doch wesentlich entschuldigt."

In Neapel besuchte Herr Hurter auch das Collegium worin Chinesen zu Glaubesboten für ihr Land gebildet werden. Um ihm einen Begriff von ihrer Sprache zu geben, las ihm ein Zögling aus einem chinesischen Buche vor, ein anderer schrieb ihm auf chinesisches Papier und in chinesischen Schriftzügen seinen Namen. „Als ich" sagt er, „die Zeit die er dazu brauchte, und den Raum den die wenigen Worte einnahmen, überschaute, kam es mir zu Sinn, welches Glück bei unserer Preßfreiheit es wäre, wenn wir der chinesischen Schriftzüge uns bedienen müßten! darin läge ein wirksames Gegengift gegen diese Pestilenz. Welche Zeit würde nicht zum Schreiben, Setzen, Lesen erfordert; welcher Umfang für die großen französischen Blätter, und vollends für die englischen Zeitungsmonstra! (Und gar für Herrn Hurters 1,306 Seiten Selbstlob!) So lange China seine Schriftzüge beibehält, könnte der Kaiser seinem Volke unbedenklich Preßfreiheit gestatten, es bedürfte wenigstens langer Zeit, bis sie demselben die destructiven Lehren bis zur Uebersättigung eingeträufelt, die Wahrheit in Lüge, das Unrecht in Recht verkehrt und Alles wider einander gehetzt hätte." Schade, daß in Oesterreich das Amt eines Ministers der

Volksaufklärung nicht besteht! Wie trefflich würde sich Herr Hurter dazu eignen!

„Verhehlen wir es uns nicht", ruft Herr Hurter am Schlusse eines Abschnittes über die „Erneuerung und Zukunft der Kirche" aus, „verhehlen wir es uns nicht, verstärkt immerhin die Kirche, die Reihen ihrer Streiter — sie lassen sich zählen, die Massen wenden sich vorerst noch zu den wallenden Bannern des Andern." Diejenigen, welche nicht zu Herrn Hurters „streitender Kirche" gehören, dürfen sich durch sein Geständniß nicht einschläfern lassen. Denn mögen die Reihen dieser Streiter sich auch zählen lassen, so sind sie doch trefflich organisirt, verfügen über beträchtliche Mittel, wenngleich mehr materielle als geistige, bilden ein über den ganzen Erdenrund verbreitetes, zusammenhängendes Netz, und neben den Höfen werden gerade die Massen, welche in letzter Instanz alle Kämpfe entscheiden, von ihnen am thätigsten bearbeitet. Auch braucht man gar nicht in der Mehrheit zu sein, um zu herrschen.

Kehren wir nun zu unserer Umschau zurück. Die Vorkämpfer der Reaction in Baiern sind ziemlich bekannt. Jesuiten „in langen Röcken" gibt es seit dem Jahre 1841, wo sich laut den amtlichen Verzeichnissen zwei daselbst aufhielten, im Reiche König Ludwigs keine mehr, und Professor Döllinger fand es angemessen, in der dortigen Kammer zu erklären, „er habe als Prüfungscommissär Gelegenheit gehabt, aus dem Collegium zu Freiburg zurückgekehrte Zöglinge zu prüfen, und sei überzeugt, daß die Jesuitenanstalten außer Stande wären, mit den bairischen Lehranstalten Concurrenz zu halten." Dagegen treiben die Liguorianer ihr Wesen im Lande, und es fehlt auch sonst nicht an Leuten, die an Wiedereinführung der guten alten Zeit arbeiten, wo sich von 556 Jesuiten mit

denen das damalige Kurfürstenthum gesegnet war, nicht weniger als 87 in München aufhielten, während sich unter 91 lehrenden Jesuiten 9 Casuisten, 2 Mathematiker und ein Historicus befanden; wo man die Behörden anwies, den mit Literatur sich abgebenden Beamten „so viel Arbeit zuzumessen, daß sie zum Bücherschreiben keine Zeit übrig behielten“; wo endlich die Leibärzte, wenn sie keinen Rath mehr wußten, ihren kranken Landesfürsten „kleine Muttergottesbildlein“ zum Verschlucken gaben. Für diejenigen, welche der neuesten Geschichte der Schweiz mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, dürfte es nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, daß die durch ihre Abenteuer in Zürich u. s. w. berüchtigten Gebrüder Rohmer in München zu Geschäften verwendet werden, welche den dortigen Gesandten einer deutschen Großmacht veranlaßten, ihnen das Lob zu spenden, „daß sie der katholischen Kirche große Dienste leisten.“ Man darf dabei nicht vergessen, daß sie protestantisch getauft sind. — Erwähnung verdient schließlich noch, daß die Reaktion auf den Buchhandel und die periodische Presse in Baiern großen Einfluß übt.

Baden, Würtemberg, und den Rheinlanden wird hauptsächlich von der Schweiz und Belgien aus zugesetzt. Wie eifrig sich die hurtersche Buchhandlung in Schaffhausen der „guten Sache“ in Würtemberg annimmt, ist man in Stuttgart schon öfters inne geworden. Als ein Curiosum fügen wir noch bei, daß in der Kirche des petits pères in Paris, wo die Erzbruderschaft vom Rosenkranz alle ersten Sonntage des Monats ihre Andachten hält, unter den Bedrängten, für welche sich diese Brüderschaft zu beten verpflichtet, neben der „hartverfolgten Kirche in Rußland“ auch die „leidende Kirche in Würtemberg“ von der Kanzel herab genannt wird.

Für die „schwer bedrückten Klöster und Katholiken in der Schweiz" wird in der Kirche des petits pères und wahrscheinlich in allen Kirchen, welche diese, wenn wir nicht irren, auch in Deutschland verbreitete Erzbruderschaft zum Schauplatz ihrer „Andachten" macht, ebenfalls gebetet. St. Gallen, Solothurn und Tessin sind nun, nachdem Zürich die Scharte von 1839 vollständig ausgewetzt hat, die Kantone, welche in das ultramontane Lager hinübergebetet werden sollen. Ist dieses verstärkt und eine Mehrheit in der Tagsatzung errungen, so werden diejenigen, welche jetzt einem Mehrheitsbeschlusse die Anerkennung beharrlich verweigern, sich keinen Augenblick bedenken, für ihre Dekrete die bestrittene Gültigkeit in Anspruch zu nehmen. In Erwartung dieses Umschwunges ist die Nuntiatur mit einem Manne besetzt worden, der barscher auftritt als seine Vorgänger seit langer Zeit, und einen der ihm untergeordneten Bischöfe sogar aufgefordert haben soll, einen Theil seiner Diözese mit dem Interdikt zu belegen, was diesen veranlaßt habe, seine Entlassung einzugeben, worauf aber von Rom noch kein Bescheid erfolgt sei. Gewiß ist es, daß sich die Schweiz in einer ähnlichen Lage befindet und einem ähnlichen Entscheidungskampfe entgegensieht, wie am Vorabende der Schlachten von Kappel und Villmergen.

Von den Erfolgen der Gesellschaft Jesu in England, gleichwie in den Vereinigten Staaten, wurde in jüngster Zeit viel Aufhebens gemacht. Dort wo man glücklicher Weise weder Staats- noch Landeskirchen kennt, hier wo eine kräftige Regierung an der Spitze einer Bevölkerung steht, deren ungeheurer Mehrzahl der Protestantismus im Blute steckt, muß ein ganz anderer Maßstab angewendet werden als in unsern ängstlich bevormundeten Polizeistaaten. Es gilt da was Thiers denen sagte, die sich zu Gunsten der

Jesuiten auf die Freiheit beriefen: „Wenn ihr die Jesuiten zulaßt, müßt ihr auch die Klubbs gewähren lassen.“ Man kann dies so umschreiben: Wo die Kirchen in den Augen des Staates nur Klubbs sind, da kann es diesem gleichgültig sein, ob sich zwanzig Jesuiten, zwanzig Schachspieler oder zwanzig Theophilantropen zu einem solchen vereinigen; wo aber die Kirchen vom Staate beschützte und bezahlte Anstalten sind, da hat er das Recht, ihnen gewisse Grenzen vorzuzeichnen, und die Pflicht zu wachen, daß sie dieselben nicht überschreiten. Wir untersuchen hier noch nicht, welches dieser beiden Verhältnisse dem Begriffe des Staates besser, oder vielmehr allein entspricht; aber gewiß ist es, daß es außer ihnen nur noch ein drittes gibt: die Beherrschung des Staates durch die Kirche — das Ideal, welches eigentlich allen Kirchen vorschwebt, das jedoch nur die römisch-katholische mit Bewußtsein und beharrlich anstrebt.

Den vom Papste preisgegebenen Jesuiten öffnete Katharina **II.** eine Freistätte in ihren Staaten aus denen sie etwa fünfzig Jahre früher Peter **I** vertrieben hatte. Welche Ränke sie, besonders vom bekannten Grafen Joseph de Maistre unterstützt der von 1803 bis 1817 die Stelle eines sardinischen Gesandten in Petersburg begleitete, in Anwendung brachten um ihren Einfluß zu erweitern, wird in der Schrift Nr. 5 aus authentischen Aktenstücken nachgewiesen. Sie verfolgten in Rußland im Wesentlichen den nämlichen Weg, welchen wir sie in Frankreich nehmen gesehen haben. Um das Unterrichtswesen in die Hände zu bekommen, bekämpften und verleumdeten sie die ihnen im Wege stehende Universität Wilna, der damals noch kein Nowossilzow als Kurator vorstand, und als man ihnen größere Unabhängigkeit gestattet hatte, mißbrauchten sie dieselbe. Der General des nämlichen Ordens, unter dessen Regeln sich eine befindet, die lautet: „Vaterlandsliebe muß im Gefühl und Ge-

spräch wegfallen; daher ist es auch verboten über Kriege und Zwiste unter den christlichen Fürsten zu sprechen" — stellte dem russischen Ministerium im Jahre 1810 vor, „es sei ohne Zweifel außerordentlich wichtig, daß die Jugend in patriotischen Grundsätzen erzogen werde, dies lasse sich aber von den Universitäten nicht erwarten, deren Professoren großentheils nichts Anderes an den Staat feßle als ihre Besoldungen." Der nämliche Orden zu dessen Gunsten de Maistre dem petersburger Kabinete gegenüber das Thema „er sei eine Vormauer aller Autorität" auf jede mögliche Weise variirte, spann seine Fäden bis nach Peking um die russische Gesandtschaft von da zu vertreiben. Der nämliche Orden, welcher sich den Namen dessen angemaßt hat, der diejenigen, welche ihm nachfolgen wollten, ihre Habe verkaufen und den Armen geben hieß — der nämliche Orden, welcher als vorzugsweise ja ausschließend zur Erziehung des Menschengeschlechtes berufen gelten wollte, ließ seine Leibeigenen in so kläglicher Armuth und Unwissenheit verkommen, daß Alexander I., der sich auf seinen Reisen persönlich davon überzeugt hatte, sich genöthigt sah den P. General an die Pflichten der christlichen Liebe zu erinnern. Am meisten aber war es die den Reichsgesetzen geradezu widerstreitende alles Maß überschreitende Proselytenmacherei, was die Regierung endlich bewog, sich der Jesuiten zu entledigen. Der Bericht auf den hin Alexander I. den Befehl erließ sie über die Grenzen zu bringen, war von Turgeneff, einem Schüler Schlözers, und dem edlen Fürsten Galyzin, dem Stifter der russischen Bibelgesellschaft, verfaßt und unterzeichnet und enthielt unter Anderem folgende Stelle: „Alle Handlungen der Jesuiten haben nur den Eigennutz (l'intérêt) zum Beweggrund und bezwecken blos das unbegrenzte Anwachsen ihrer Gewalt: indem sie jeden ihrer ungesetzlichen Schritte durch irgend eine Ordensregel zu

entschuldigen wissen, haben sie sich ein ebenso weites als gelehriges Gewissen angeeignet.“ Ihre Zahl war von ihrer Aufnahme in Weißrußland an bis zum Jahre 1816 von 172 auf 674 gestiegen. Lutteroth schließt seine Schrift, die manchen neuen Beitrag zur Kenntniß des Ordens liefert, mit folgender Betrachtung: „In Rußland dachte der Absolutismus einen Augenblick daran, sich mit der Gesellschaft Jesu zu verbünden; er gewahrte jedoch bald, daß ein solches Bündniß für ihn selber gefährlich ist. In konstitutionellen Ländern ist es unmöglich oder würde wenigstens die Regierungen gewiß ins Verderben stürzen, die thöricht genug wären, sich dazu herzugeben. Da sie aus dem Volke hervorgehen, so müssen sie dessen Strebungen darstellen, in dem Maße wie sie wechseln und sich verändern; wie könnten sie dies, wenn sie das Gepräge einer Gesellschaft trügen die ihren eigenen Geist allen Zeiten aufzwingen will? Ja, wenn dieser Geist, der des Evangeliumes wäre, welcher immer der gleiche und dennoch der Zeit immer voraus ist; aber nein, er verneint die Grundsätze, welche das Evangelium in die Welt gebracht hat, es ist der reaktionäre Geist der Gegner desselben . . . In Rußland hat der Kampf mit der Vertreibung des Ordens geendigt: in Frankreich hofft man ihn mit der Säkularisation der Jesuiten zu endigen. Allein wir wissen, daß die Maßregeln, womit man Alles erledigt zu haben vorgibt, gewöhnlich Alles unerledigt lassen: Ideen können nämlich nur durch Ideen, Strebungen durch Gegenstrebungen, der alte Geist durch den neuen, das Böse durch das Gute besiegt werden. In einem solchen Kampf genügt es nicht den Feind zu treffen, man muß ihn vor Allem kennen lernen . . .“

Diese Ansicht über den Ausgang des Jesuitenkampfes in Frankreich wird vollkommen gerechtfertigt durch die

Schrift Nr. 4, welche aktenmäßigen Bericht über die Entstehung, den Verlauf und den vorläufigen Abschluß dieses Kampfes gibt. Es geht daraus hervor, was für aufmerksame Beobachter nie ein Geheimniß war, daß es sich dort weniger um die Jesuiten als um die römisch-katholische Kirche handelt, deren Bischöfe fast alle, deren niedere Geistlichkeit großentheils, weil vom jesuitischen Geiste durchdrungen, für die Jesuiten Partei ergreifen. Diese Kirche betrachtet sich nämlich noch immer als Staatskirche; eine solche, ja auch nur eine vom Staate anerkannte, beschützte und bezahlte „Kirche der Mehrheit", wie sich die Charte ausdrückt, ist aber mit dem Geiste der durch die Revolution geschaffenen Gesetze unverträglich. Hier liegt der letzte Grund eines Streites in den, wie Hr. Hahn treffend bemerkt, die Jesuiten, obgleich auch in der That gefährlich, doch mehr noch durch die List der Parteien gezogen worden sind und worin sie als Vorwand bleiben werden, so lange der Streit selber dauert. Ihn, weil es Herrn Rossi in Rom gelungen ist, eine scheinbare Auflösung der Congregation in Frankreich zu bewirken, als beendet ansehen kann nur der Kurzsichtigste. Hr. Hahn zeigt, daß außer der Auflösung der zahlreichen Noviziate fast gar nichts gewonnen ist. Diese ist wichtig, „weil damit dem Orden eines seiner Mittel für die Theilnahme am öffentlichen Unterricht genommen wird; denn gerade die Novizen werden in den Jahren, welche auf die eigentlich geistliche Probe folgen, zu Geschäften wie der öffentliche Unterricht gebraucht. Wenn die Geistlichkeit zu Gunsten der Jesuiten eine absolute Freiheit des Unterrichts ohne Garantieen und Gradbedingungen forderte, so geschah es vorzüglich in der Hoffnung, die zahlreichen Novizen in den zu stiftenden Schulen zu gebrauchen. Diese Aussicht ist fürerst abgeschnit-

ten." Hingegen hindert die Jesuiten nichts, „sobald die augenblickliche Aufregung der öffentlichen Meinung andern Eindrücken, die sich in Frankreich so schnell verdrängen, Raum gegeben haben wird, sich wieder als Congregation zu constituiren." In den Novizitaten zu St. Acheul bei Amiens, Laval, Issenheim im Elsaß, Avignon und Toulouse befanden sich den amtlichen Verzeichnissen zufolge am 1. Januar 1845 288 Ordensleute, und die beiden Provinzen Paris und Lyon zählten zusammen 253 Scholaren, im Ganzen aber 866 Mitglieder. Ravignan jedoch „der Profeß des Ordens, der Vertheidiger desselben, der Rathgeber des Provinzials, erklärt und betheuert in seiner Schrift von der Existenz und dem Institute der Jesuiten, S. 9 der 3. Ausgabe, 1844, was unverändert in der letzten Ausgabe von 1845 stehen geblieben ist: **quelques Français, quelques prêtres, deux cent six, je l'affirme, pour toute la France,** und fügt noch die bekräftigende Anmerkung hinzu: **Deux cent six prêtres disséminés daus vingt diocèses: voilà toute la Societé de Jesus en France. Les novices, les freres ne sont pas compris dans ce nombre** (Einige Franzosen, einige Priester, 206, ich betheure es, für ganz Frankreich — 206 Priester, zerstreut in zwanzig Diöcesen: das ist die ganze Gesellschaft Jesu in Frankreich. Die Novizen, die Laienbrüder sind nicht darin begriffen). Wenn das nicht sein Wort, seine Versicherung, Bekräftigung auf Treu und Glauben absichtlich auf falsches Spiel setzen heißt, so sage mir Einer, wie man es nennen soll!" (Das Innere der Gesellschaft Jesu S. 260 u. f.)

Da sich die jesuitische Partei in Frankreich als solche für den Augenblick geschlagen sah, konstituirte sie sich, wie man die Hand umdreht, als katholische, und

tritt nun bei den Wahlen, in der Kammer u. s. w. unter diesem Namen auf. „In dieser neuen Stellung als politische Partei", so schließt Herr Hahn seine anziehende, von aller Uebertreibung entfernte und ganz historisch gehaltene Schrift, „kann der Katholizismus dem Staate viel, sehr viel Schaden thun, aber ich kann nicht einsehen, welcher Nutzen für die Kirche selber daraus entstehen könnte. Durch die Nothwendigkeit der Parteipolemik hingerissen, nimmt sie nach und nach die ganze Taktik und alle Gewohnheiten an, welche den Parteien nothwendig eigen sind. Es gibt f. r alle Minoritäten gewisse unvermeidliche Kriegspläne. Wenn man nicht im Besitze der Gewalt ist, muß man dieselbe auf alle mögliche Weise herabzuwürdigen suchen, und wie jede Partei ein Interesse hat, durch den Lärm, den sie macht, über ihre numerische Schwäche zu täuschen, so läßt auch jetzt schon die katholische Partei in Heftigkeit und Schmähungen keiner andern den Vorrang. Aber geschah es etwa durch solches lärmende Beginnen, daß die katholische Geistlichkeit nach 1830 wieder zu einigem Ansehen kam? Wenn sie heute um sich schauen will und andere Symptome befragen, als die in Sacristeien oder Klöstern geschriebenen Artikel ihrer eigenen Journale, so könnte sie sehen, daß sie auch jetzt schon durch ihr neues Gebährden viel von dem unlängst gewonnenen Terrain wieder verloren hat, — und wenn die Geschichte, die ich erzählt habe, kein anderes Resultat hat, so hätte sie doch den Klerus belehren sollen, daß die französische Nation sich Priesterhochmuth und Priesterstolz nicht gefallen läßt. Will er sich nicht belehren lassen und auf der betretenen Bahn weiter fortgehen, so wird auf die ernste, aber gemäßigte Warnung eine schlimmere Katastrophe folgen, so wird man mit dem Jesuiten auch den Priester schlagen, so wird sich Frankreich gezwungen sehen, sich

zu zeigen, wie es ist, weder ultramontan noch katholisch." — Wir haben in der Ueberschrift dieses Aufsatzes der jesuitischen Reaction den idealen Katholizismus gegenüber gestellt. Die Schrift (Nr. 7), welche uns zu dieser Gegenüberstellung Veranlassung gab, rührt von einem würdigen, für das Reich Gottes, das mit dem Jesuitismus nichts gemein hat, feurig begeisterten Priester her, dem in seinem Vaterlande (Oesterreich) statt Anerkennung Verfolgung ward und der sein mühevolles, in Dunkelheit und Entsagung zugebrachtes Leben in den letzten Tagen des verflossenen Jahres im münchener Spitale schloß. Die Ueberzeugungen, denen er Bahn zu brechen wünschte, hat er in diese seine letzte und ein paar Flugblätter abgerechnet, einzige Schrift niedergelegt. In der römisch-katholischen Kirche aufgewachsen und mit ihrer Geschichte und Literatur vertraut, aber zugleich genährt durch das Lesen der Alten und der größten Denker und Dichter der Neuern, bildete er sich ein Ideal, dachte eine Kirche, die nie vorhanden war, einen Klerus von dem die Wirklichkeit nichts weiß, und glaubte an die Möglichkeit diese Gedankenwesen mit Fleisch und Blut zu umkleiden und ins Leben einzuführen. Das Leben würde ihn, fürchten wir, schmerzlich enttäuscht haben — doch lassen wir den edlen Todten selber reden, denn auch die Irthümer eines kräftigen, redlich strebenden Geistes sind belehrend, und überdies enthalten die Stellen welche wir auswählen, so manches schöne und wahre Wort, daß wir gewiß sind durch die Mittheilung derselben den Dank unserer Leser zu verdienen.

„Die katholische Geistlichkeit ist in die volle Stellung der Apostel eingetreten. Gleichwie diese den krankhaften Stoff, der sich im gesellschaftlichen Organismus ihrer Zeit so sehr angehäuft und verbreitet hatte, daß letzterer

einer schmerzlichen Auflösung entgegen ging, aus der Welt auszuscheiden und die gesundgebliebenen Elemente zur Grundlage eines neuen und festen Gesellschaftskörpers zu vereinigen unternahmen, so ist es auch der unabweisliche Beruf der heutigen Geistlichkeit, das verworrene Chaos, in dem die divergirendsten Ansichten und Interessen der Gegenwart, die gährenden Leidenschaften des Tages, die Umkehrung der richtigen Begriffe und der höchsten Grundsätze, und die theilweise Verhältnißlosigkeit der Stände durcheinander liegen, kraft überwiegender Intelligenz, bewußten und beharrlichen Festhaltens an bewährten praktischen Prinzipien und eines hochstehenden Charakters, wie ein solcher die gepriesensten Heroen der Geschichte ziert, zu entwirren, die untern und mittleren Klassen der Gesellschaft aus dem verwickelten Labyrinthe der Zweifel, in dessen Irrgängen sie ohne leitenden Faden sich hoffnungslos verloren haben, zu erlösen, und dem namentlich in protestantischen Ländern mit Grundsatz hervortretenden und dem allgemeinen Socialverband mit Zerstörung drohendem Individualismus, in sofern dieser in Einseitigkeit befangen ist, mit patriotischer Energie entgegen zu wirken. Einer solchen mit Klugheit und Ueberlegung begonnenen und mit Muth und Ausdauer fortgesetzten Entgegenwirkung, von der die blühendste Zukunft des europäischen Westens bedingt ist, werden sich allerdings von Seite sowohl des demokratischen als des aristokratischen Radicalismus beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenthürmen. Denn Jerusalem und Babylon, der ethische und der politische Staat, werden in ewigem Wechselkampfe mit einander begriffen sein. Es gab selten eine Zeit wo nicht die Rechte und die Interessen Aller mit den ausschließlichen Ansprüchen einer schlauen Minderzahl in die heftigsten Collisionen gekom-

men sind. Diesem zweifachen Radicalismus ein hemmendes und paralysirendes Gegengewicht zu halten, ist nun die Aufgabe der Kirche, welche die über das Loos des Schwächsten wie über das des Stärksten wachende Vorsehung als einen scheidenden Damm zwischen Recht und Macht aufgeführt hat. Jener Damm, der zwischen zwei so gewaltigen Potenzen steht, wird zwar periodisch von den anstürmenden Wogen bald des einen bald des andern Radikalismus mächtig überbraust, hat aber, so oft man ihn unter der brandenden Strömung für immer begraben wähnte, seine unbeschädigten Granitwände, von denen das tobende Gewässer nur den durch die Länge der Zeit angesetzten Schlamm abspülte, wieder imponirend emporgetaucht, während die nunmehr demüthigen Wellen allmählig sich verlaufen und mit gebrochener Kraft sich in ihr altes Bett zurückziehen. Um dem versöhnenden Sozialprinzipe des Christenthums unter Völkern, Ständen und Individuen allgemein anerkannte Geltung zu verschaffen, und um den Inhalt richtig verstandener Offenbarungslehre so klar und fruchtbar zu entfalten, daß er auch gegenwärtig noch die durch eine hohe und umfassende Zeitbildung mächtig erweiterten Geister und Gemüther anziehe, ausfülle und befriedige, und um die getrennten abendländischen Völker und Confessionen wieder ein festeres Band cordialer Einheit schlinge, muß die Geistlichkeit, wenn sie je im großartigen Sinne der Apostel wirken will, das mannigfaltige und unermeßliche Erdreich, das sie einmal zu bearbeiten übernommen hat, mit beinahe chemischer Genauigkeit kennen lernen und die verschiedenartigsten Einflüsse des Klima, der Jahreszeiten, der Temperatur und Witterung zu beurtheilen wissen, um, wie ein erfahrener Gärtner, nach denselben ihre Aussaat zu bemessen. Der Geist der Zeit, wie sich dieser

in der herrschenden Literatur, den administrativen Grundsätzen, den eingewurzelten Vorurtheilen, dem Geschmack und Ton der Unterhaltungen, den theils offenbaren, theils verschleierten Tendenzen der verschiedenen Stände, und endlich in dem ungleich vertheilten Maß der Kräfte, die jedem Stande zu Gebote stehen, ausspricht, bildet jenes dornige und unzusammenhängende Terrain, das der katholischen Geistlichkeit, um selbes in einen geebneten und mit gesunden Pflanzen und lieblichen Blumen aller Gattung ausgestatteten Paradiesgarten umzuwandeln, von Gott angewiesen ist. In dem Grade, als die Profanwissenschaften seit drei Jahrhunderten in den civilisirten Ländern Europas einen unverhältnißmäßigen Vorsprung vor der katholischen Theologie gewonnen haben und in formaler Ausbildung selbst den klassischen Werken des Alterthums nicht weit mehr nachstehen, wurde auch die katholische Geistlichkeit hinter jene Stände, die in so ausgebildeten Fächern, wie Geschichte, Politik, Jurisprudenz, Mathematik, Naturkunde, Staatsökonomie und Technik, fußen, gewaltig zurückgeschoben. Die Namen eines Robertson, Hume und Gibbon, eines Montesquieu, Heineccius und Zachariä, eines Newton, Keppler und Euler, eines Linné, Haller und Boerhave, und eines Adam Smith, List und Andere dieser Größe, haben den Staatsmännern, Juristen, Technikern und Taktikern, Aerzten und Fabrikanten eine imponirende Macht verliehen, die sie einmal in den unbestreitbaren Vordergrund der neueren Geschichte stellt. Sehen wir mit unparteiischem Auge auf die Culturgeschichte der drei abgelaufenen Jahrhunderte zurück, so dürfen wir keineswegs mit Neid auf genannte Stände, die nun unsere ehemalige Stellung in Europa eingenommen haben, hinüberblicken. Während auf unserer Seite Jesuiten und Jansenisten sich über die

Subtilitäten der Gnade stritten, haben die Realisten, indem sie schlaflose Nächte, Aufopferungen aller Art, Gefahr des Lebens und die Reize momentaner Vortheile gering achteten, das ganze Feld erobert und das gesammte Publikum in ihre Hand gebracht. Selbes ist allenthalben von den in der obenstehenden Zeitliteratur und Bildung dominirenden Grundsätzen, Ansichten und Vorstellungsarten angefüllt. Werfen wir einen Blick auf Deutschland. Der Geist Winckelmanns, Kants, Hegels, Schlossers, Gfrörers und Alexanders von Humboldt strömt in täglich sich vermehrenden und erweiternden Canälen unaufhaltsam in die bildungsfähigere Abtheilung der Deutschen aus. Ihr Geist wird über kurz oder lang der Geist der ganzen Nation sein. Einer aus solchen Quellen sich bildenden Nation, einem jenen Geist athmenden Publikum steht eine verhältnißmäßig herabgekommene, gedrückte, geschwächte, von ihren eigenen Repräsentanten oft verläugnete, von der Literatur und der Administration beinahe zur Ehrlosigkeit verurtheilte Geistlichkeit gegenüber, mit dem Bewußtsein ihrer vormaligen Größe und Bedeutung, mit der unabweisbaren Aufgabe, unter den herrschenden Ständen eine angemessene und würdige Stellung einzunehmen, mit dem nie aufgegebenen Rechte ihr altes Terrain, wenn auch in modifizirtem Verhältnisse, wieder zu erobern, mit der bewährten Hoffnung, es werde kluggeleiteten Kräften und wiederbelebter Thätigkeit ein gekrönter Erfolg als angemessener Preis bereitet werden. Mitternacht ist vorüber, die Morgenröthe hat begonnen. Erscheint auch der katholische Clerus in der Geschichte der Gegenwart noch nicht als einer der Hauptfactoren der Zeit, so müssen wir bedenken, daß wir in neuesten Jahrzehnden gar Weniges, das welthistorischer Erinnerung würdig ist, als Stand geleistet haben. Es fehlte

zwar allerdings ein zwingendes Ereigniß... Aber bloßes Negiren und Ignoriren einer Macht, die so sichtbar, als die Mittagsonne am entwölkten Himmel, dasteht, und die wir, im ausschließenden Gegensatze mit steifer Hartnäckigkeit verharrend, nie vernichten werden, bringt uns nicht nur um keine Linie vorwärts, sondern macht uns im Gegentheil in den Augen der Gebildeten und des Volkes lächerlich und zuletzt verächtlich, beraubt uns noch des letzten Restes von dem öffentlichen Einflusse, den wir, wie Manche sagen, auch nur der Gnade oder dem Interesse der Regierungen verdanken, und würde uns endlich, falls die seit zwei Jahrzehnden auf unserer Seite hier und da herrschend gewordene Procedur fortdauerte, als einen schmählichen Bodensatz, gleich den obsoleten Rabbinen des Judenthums, an den stolzen Thürschwellen unserer Besieger absetzen. Zwar das wiedererwachte Selbstgefühl der katholischen Geistlichkeit scheint eine bessere Zukunft zu versprechen. Die Gährungen, in denen Spanien, Frankreich, England, Deutschland, Italien und Ungarn begriffen sind; die täglich überhand nehmenden politischen und religiösen Spaltungen; die Rivalität der Stände, der Schulen und Gelehrten; der auf die Spitze getriebene Vernichtungskampf zwischen sogenannten Conservativen und Radikalen; der in verschiedenen Abstufungen theils durch legale Formen verschleierte, theils als System des Tages ausgesprochene Communismus; die Gräuelszenen, die nach den Zeugnissen der Romanschreiber und der Reisenden in gewissen Residenzstädten ihr diabolisches Spiel treiben; endlich die entmenschte Barbarei, der man gegen wehrlose Klassen der Gesellschaft freien Lauf läßt: — alle diese die Weltgeschichte und die Geschichte des auf Cultur und Humanität so stolzen Europa füllenden Erscheinungen stellen an die Kirche, dieses

älteste aller Menschheitsinstitute, die mit Entschiedenheit ausgesprochene Aufgabe, die ganze Fülle ihrer moralischen Kraft wieder zu entfalten, sich, wie vormals, mit dem Glanze der höchsten Autorität an die Spitze einer kranken und zerrissenen Zeit hinzustellen, die getrennten Gemüther wieder zu versöhnen, die weiten Lücken, die von einer zweideutigen und schläferigen Administration, einer kostspieligen, langsamen und bei aller Quälerei höchst unsicheren Rechtspflege, und einer oft engherzigen und menschenfeindlichen Polizei offen gelassen werden, auszufüllen, die menschliche Gesellschaft wieder auf das innere Heiligthum der Seele und auf die ersten Fundamente geläuterter und ächter Religiosität zurückzuführen, und in die kalte Prosa des Tages wieder einige Lebensfunken erfrischender Poesie einfallen zu lassen. In dem Grade, in welchem die katholische Geistlichkeit, um die leeren Stellen der Geister und Gemüther auszufüllen, die Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen, die Räthsel der Zeit zu lösen, die Stürme und Gährungen der Gegenwart zu beschwichtigen, und den politischen Gewalten und dem Publikum, anstatt Mißtrauen, Achtung und Ehrfurcht einzuflößen versteht, wird sie auch von Tag zu Tag an Popularität, allgemeiner Anhänglichkeit und reeller Macht gewinnen und eine wahrhafte Vermittlerin zwischen Gott und den Menschen sein — — —"

„— — — Ein unermeßlicher Vorrath wissenschaftlichen Stoffes, eine ausgebildete, bewegliche und reiche Sprache, eine der geistigen Vollreife mit beflügelten Schritten entgegeneilende Nation, und endlich die Geburtsschmerzen einer neuen Zeit bieten der katholischen Geistlichkeit unaufgefordert die herrlichste Gelegenheit, den höchsten Standpunkt ihres völkerumfassenden Berufes, wie in den goldenen Perioden, die vormals über der Kirche

schwebten, mit Weisheit, Entschlossenheit und Thatkraft einzunehmen und eine würdige und hohe Stellung der dominirenden, großen Welt gegenüber zu erobern. Jene vorerst nur literarische und facultative Stellung wird sie über kurz oder lang befähigen, zwischen den politischen Gewalten und den unzufriedenen Völkern, die durch ein sonderbares Verhängniß gespannt und feindselig einander gegenüber stehen, als versöhnende Schiedsrichterin aufzutreten, die ehemalige und jetzt in den Hintergrund gedrängte tribunizische Mittelmacht herzustellen, und ihr unverjährbares Recht der völkerschützenden Mitregentschaft, freilich dem besseren Geiste der Zeit gemäß, wieder in geziemenden Anspruch zu nehmen. Zwar wenn wir einen Blick auf die gegenwärtigen Gährungen Deutschlands werfen, wo uns überall sectirende Zersplitterung des Nationalgeistes, lächerliche und das allgemeine Wohl untergrabende Kasteneifersucht, die äußerst precäre Stellung der Geistlichkeit dem Beamtenstande gegenüber, die Gebundenheit des Geistes an den Zwang des erlöschenden Buchstabens und abgetragener Form, kleinstädtische Vornehmthuerei, journalistische Pöbelhaftigkeit, und der schon weit gesponnene Kampf communistischer Gemeinheit mit der schnöden Insolenz der Favoriten und Emporkömmlinge aller Farben, wobei auch Unschuldige, blos weil sie diesen oder jenen Rock tragen, leiden müssen, in ihren Zerrgestalten entgegentreten, so scheint auf einem so bewachsenen Boden allerdings die Zukunft, von der wir die Erfüllung unserer Hoffnungen erwarten, noch von einem dichten Wolkenschleier umhüllt zu sein. Das Rad der Zeit nimmt aber manchmal einen schnellen Umschwung. In der Weltgeschichte berühren sich nicht selten die äußersten Extreme. Die Vorsehung hat schon das Unglaubliche gewirkt — —"

„— — — Nur wenn unser Stand sich . . . zu einem einzigen hochgestellten Ziele, wozu jedoch Pharisäismus und Epikuräismus keineswegs die leitenden Pfade sind, vereinigt, und von dem völkerbelebenden Geiste eines Moses, Samuel und Esdras ergriffen und beseelt, ein neues Volk Gottes aus der seufzenden Erde ruft: — nur in diesem und in keinem andern Falle ist eine sichere Garantie zu hoffen, daß . . . das dritte Rom weit glänzender und mächtiger, als das erste und zweite war, sich erhebe und sich an die geistige und moralische Spitze der Nationen stelle; und daß die herrliche und reiche Geschichte des urkräftigsten Menschenstammes und des gebildetsten aller Welttheile den verlorenen Faden wieder aufnehme und nicht am Ende, wie eine burleske Theaterposse, in lauter Kasernen, Kramläden und Schreibstuben terminire."

Inhalt.

Seite.

Rom und Gutenberg (1842) 3

Einige Worte über und an die österreichischen Journale (1842) 16

Aphorismen über Staat und Kirche zunächst in der Schweiz (1842) 25

Ueber einige Zeichen der Zeit in Oesterreich (1842) 31

Hurter I. (1842) 41

" II. (1842) 51

Ein Schildknappe des Herrn von Haller (1842) 78

Die Jesuiten (1843) 81

Stimmen über Oesterreich I. (1844) . . 90

" II. (1844) . . 112

Die streitende Kirche in der katholischen Schweiz I. (1844) 122

" " II. (1844) 142

Jesuitenkolonien in Südamerika (1844) . . 155

Der Jesuit Hardouin und der Benedictiner Lacroze (1844) 159

Schweizerische Geschichtschreibung (1844) . 173

Die alten und die neuen Jesuiten (1845) . . 189

Oesterreichische Geschichten (1846) . . . 221

Die jesuitische Reaction und der ideale Katholizismus (1846) 236

Förster Buch.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Die Reaktion in Kirche und Staat

Flawyl 1848

Polem. 2260 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10775900-4